<36631988910012

R. Rothe's

nachgelassene Predigten.

Herausgegeben

von

Dr. D. Schenkel.

In zwei Bänden.

Mit einem Lebensbilde des Verewigten.

Zweiter Band:

Predigten, gehalten zu Wittenberg u. Heidelberg in den Jahren 1829—1842.

Nebst einem Anhange,

enthaltend die sämmtlichen früher schon gedruckten und von dem Verfasser selbst herausgegebenen Predigten.

Elberfeld 1869.

Verlag von R. L. Friderichs.

Gedruckt bei R. L. Friderichs u. Comp. in Elberfeld.

Inhalts-Verzeichniß.

Anhang.

Enthaltend sämmtliche früher schon gedruckte und von dem Verfasser selbst herausgegebene Predigten.

Vorrede.

Der zweite Band der nachgelassenen Predigten R. Rothe's enthält von den Predigten, welche der Verewigte als Lehrer des Predigerseminars in Wittenberg und während seiner ersten Heidelberger Periode zu Heidelberg im Universitätsgottesdienste gehalten hatte, sämmtliche, welche handschriftlich noch vorhanden waren. Dem Zustande nach zu schließen, in welchem das Manuscript sich befand, waren dieselben nicht zur Veröffentlichung bestimmt; sie mußten theilweise im eigentlichen Sinne des Worts entziffert werden. Da aber von den meisten Predigten, welche Rothe in dem Zeitraum von 1829 bis 1842 gehalten hat, sich nicht einmal mehr eine Disposition, von anderen nur wenige hingeworfene Sätze vorgefunden haben, so geht daraus hervor, daß Rothe auf die hier veröffentlichten, handschriftlich von ihm ausgeführten, ein ausdrückliches Gewicht gelegt und sie mit besonderer Sorgfalt ausgearbeitet hat. Sie zeichnen sich auch durch hervorstechende Eigenthümlichkeit des Inhalts wie der Form aus und lassen uns deutlich den allmählichen Fortschritt erkennen, den Rothe von Jahr zu Jahr auf der Bahn der geistigen und sittlichen Befreiung aus den engen Schranken der Ueberlieferung und des Herkommens gethan hat. Während er in den römischen Predigten sich im Allgemeinen mit den kirchlichen Anschauungen noch eins wußte, geht er in den hier veröffentlichten bereits zu unzweideutigen Erklärungen gegen die hergebrachte Kirchenlehre über, und weist mit großer Energie darauf hin, daß der Schwerpunkt des

Christenthums nicht im kirchlich festgestellten Dogma, sondern in der sittlichen Lebensgemeinschaft mit Gott vermittelst des Glaubens an Jesum Christum liegt.

Als Herausgeber habe ich es mir aufs neue zur Pflicht gemacht, bei der Redaction mit der größten Gewissenhaftigkeit zu Werke zu gehen und auch nicht die geringsten sachlichen Aenderungen mit dem Texte des Manuscriptes vorzunehmen. Habe ich diesen Grundsatz schon bei Herausgabe des ersten Bandes streng befolgt — im zehnten Heft der „Allg. kirchlichen Zeitschrift" habe ich die ganz ungerechtfertigte Vermuthung, als seien irgend erhebliche Aenderungen mit dem Text von mir vorgenommen, bereits ernstlich zurückgewiesen — so habe ich bei diesem zweiten Bande denselben, wo möglich, mit noch größerer Strenge festgehalten. Nur offenbar stylistische Unförmlichkeiten habe ich beseitigt und einzelne ausgelassene Worte ergänzt. Diese rein objective Haltung, welche ich bei der Herausgabe eingenommen, hat nun allerdings zur Folge, daß der Styl hie und da etwas ungleich und nicht geglättet, die Gedanken, zumal in den Schlußtheilen, mehr geistreich angedeutet als bequem ausgeführt erscheinen. Für diesen Mangel der Form wird der Leser jedoch durch die Fülle und Tiefe des Inhalts reichlich entschädigt. Sicherlich hat die deutsche Predigtliteratur etwas Aehnliches nicht aufzuweisen; der männlichen Kraft des schärfsten Verstandes und der kindlichen Innigkeit des frömmsten Gemüthes bin ich wenigstens in dieser wunderbaren Vereinigung noch nirgends begegnet.

In einem Anhange ist noch eine Anzahl bereits früher einzeln gedruckter Predigten Rothe's beigefügt worden. Die Verehrer desselben werden gewiß erfreut sein, sie hier gesammelt zu finden.

Heidelberg, im October 1868.

Dr. Schenkel.

R. Rothe's Predigten.

I.

Die heilige Demuth des Herrn.*)

Text: Phil. 2, 5–11.

Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein; sondern äußerte sich selbst, und nahm Knechts-Gestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden. Er niedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist. Daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller deren Kniee, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind; und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters.

Der Apostel hat kurz vor unserm Text die Philippischen Christen zu einem des Evangeliums würdigen Wandel in christlicher Einigkeit und Liebe ermahnt. „Wandelt nur würdiglich" — so hat er sie (K. 1, 17) angeredet, — „dem Evangelio Christi, auf daß, ob ich komme, und sehe euch, oder abwesend sei, ich von euch höre, daß ihr stehet in Einem Geist und mit Einer Seele sammt uns kämpfet für den Glauben des Evangelii." Diese Ermahnung wiederholt er noch dringender im Anfange unsres Textkapitels: „Ist nun eine Ermahnung in Christo, ist ein Trost der Liebe, ist eine Gemeinschaft des Geistes, ist herzliche Liebe und Barmherzigkeit, so erfüllet meine Freude, daß ihr Eines Sinnes seid, gleiche Liebe habet, einmüthig und einhellig seid."

Aber es ist ihm nicht verborgen, was die Bedingung aller wahren und bleibenden Einigkeit ist, — ungeheuchelte Demuth. Darum läßt er unmittelbar eine ernste Erweckung zu dieser folgen: „Nichts thut durch Zank oder eitle Ehre, sondern durch Demuth achtet Einer den Andern höher denn sich selbst; und ein Jeglicher sehe nicht auf das seine, sondern auf das, was des Andern ist." Und nicht bloß eine Erweckung folgt — (denn diese allein reicht noch nicht aus), sondern er hält ihnen zugleich das Bild der

*) Gehalten am Palmsonntage 1829.

Demuth vor Augen, die den Namen des wahren Christenthums wirklich verdient, in dem Bilde der heiligen Demuth des Herrn selbst, damit sie, sich in ihm beschauend, in dasselbe verklärt würden. Dieses Bild der heiligen Demuth des Herrn entwirft er eben in unserm Texte.

Was meinen wir nun, meine Brüder? Hätten vielleicht auch wir Ursache, uns dieses Bild vorzuhalten? Thäte vielleicht auch uns rechte innige, herzliche Einigkeit, — und zwar in Christo — Noth? Was sollte ich euch etwa noch erst beweisen, daß sie keine andere Grundlage und keine andere Gewährleistung für ihr Bestehen haben kann, als wahre Demuth. O meine Brüder, wir bedürfen wahrlich der rechten christlichen Herzenseinigkeit, das muß ja einem Theile von uns an dem heutigen Tage doppelt fühlbar sein; — wir bedürfen zu ihr vor allem wahrer Demuth, — und sie können wir nur lernen vor dem Spiegel der Demuth, die allein eine reine, heilige und vollendete ist, — vor dem Spiegel der Demuth unsers Herrn und Heilands selber, wie unser Text ihn uns vorhält. Und dies wollen wir in dieser Stunde der Andacht. Ja, gib du, o Herr, daß wir Alle es wahrhaft wollen!

Wir richten also unsre andächtige Aufmerksamkeit auf

Die heilige Demuth des Herrn.

Wir wollen 1. versuchen, uns ein klares Bild derselben zu entwerfen, und 2. miteinander erwägen, was dieses Bild zu unserm Herzen spricht.

1.

Vielleicht scheint einem oder dem andern unter uns der Ausdruck „Demuth", von dem Herrn gebraucht, unangemessen. Dies nun gewiß sehr mit Unrecht. Denn schon an sich, bei wem kann eigentlich von Demuth die Rede sein, als bei ihm? Im vollen Sinne des Wortes eigentlich nur bei ihm; denn er allein ist der wahrhaft Hohe; wir andere, wenn wir demüthig sind, thun nur was sich billig ganz von selbst verstehen sollte. Dazu kommt, daß der Herr sich „von Herzen demüthig" nennt (Matth. 11, 28 f.), und wenn der Apostel in unserm Text sich auch nicht des Wortes „Demuth" bedient, so bezeichnet er doch die Sache unverkennbar genug.

Von einer heiligen Demuth des Herrn dürfen wir also getrost reden; die Hauptsache aber ist, sie in ihrer wahren Gestalt kennen zu lernen; und eben dazu leitet unser Text uns an. Er beschreibt uns die Demuth des Herrn von einer doppelten Seite. Zunächst weist er sie nach in jener heiligen Selbstentäußerung des Sohnes Gottes, durch die er, obwohl er in

göttlicher Gestalt war, es doch nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein, sondern in unser Fleisch kam, und den göttlichen Zustand seines Daseins mit unsrem menschlichen vertauschte. Wahrlich Demuth genug, wenn der Sohn Gottes, den alle Engel anbeten, aus dem Schoß des Vaters auf unsre arme Erde herabkommt, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist! Aber doch können wir uns nach dieser Seite hin von der Demuth des Herrn unmöglich eine anschauliche Vorstellung machen, geschweige hier in seine Fußtapfen treten; wir können hier nur einen Blick in die unergründliche Tiefe der Liebe thun, die ihn in eine solche Tiefe der Erniedrigung hinabzog, und in Schwachheit Den wieder lieben, der uns so über alles unser Verstehen zuerst geliebt hat.

Unser Text führt uns aber noch um einen Schritt weiter, und zeigt uns auch noch von einer andern Seite die heilige Demuth des Herrn. Wie die Menschwerdung des Sohnes Gottes eine That der tiefsten Demuth ist: so erscheint uns nun auch das irdische Leben des menschgewordenen Sohnes Gottes selbst als ein Leben in heiliger Demuth, mögen wir nun auf die äußere Gestalt, mögen wir auf den sittlichen Charakter, oder die sittliche Gesinnung sehen, die sich in demselben ausspricht.

Sehen wir auf sein äußeres Leben, es ist ein Leben in tiefer Niedrigkeit, — in Knechtsgestalt. In dem verarmten Bethlehem, im Stall geboren, fand er schon damals nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte. Schon in den ersten Monaten seines Lebens mußte er flüchtig werden vor der Grausamkeit des Herodes. In dem verachtetsten Städtlein des verachteten Galiläas wuchs er auf, im Schoß einer armen Zimmermannsfamilie. Als er sodann auftrat als Lehrer in Israel, und umherzog im jüdischen Lande, und das Reich Gottes predigte, und gesund machte alle, die vom Teufel überwältigt waren: auch da hatte er nicht, wohin er sein Haupt legen sollte. Fortwährend angefeindet von den Obersten des Volks wurde er endlich durch seine eignen Jünger in die Hände seiner Feinde geliefert, gebunden, verspottet, verspeit, gegeißelt, mit Dornen gekrönt, und ans Kreuz geheftet. Gewiß ein Leben in Niedrigkeit.

Aber übersehen wir hier Einen Zug nicht, der dieser Niedrigkeit eine ganz eigenthümliche Gestalt gibt. Es scheint überall durch diese Niedrigkeit, so tief sie ist, eine eben so hohe Herrlichkeit hindurch, von der Geburt im Stalle an, die draußen auf dem Felde die himmlischen Heerschaaren armer Hirten mit Triumph verkündigen, — durch alle die Zeichen und Wunder hindurch, durch welche er seine Herrlichkeit offenbarte, — bis zum

Tode unter den Missethätern, bei dem die Erde erbebte, und die Felsen zerrissen, und die Gräber sich aufthaten, und der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel zerriß. Allein die Herrlichkeit scheint auch eben nur hindurch durch die Niedrigkeit; man möchte sagen, nur um in ihrem Lichte die ganze Größe der Niedrigkeit sehen zu lassen.

Und wenn wir nun den sittlichen Charakter dessen ins Auge fassen, der in solcher Knechtsgestalt vor unsern Augen wandelt: finden wir nicht auch hier dieselben Züge, — dieselbe Demuth wieder? Ja, meine Freunde, der Zug, der uns in dem sittlichen Charakter des Heilands recht eigentlich überrascht, und auf den ersten Blick wohl gar befremdet, den wir deshalb recht eigentlich als den charakteristischen Zug desselben ansehen dürfen, ist gerade diese tiefe Demuth. Wenn ich euch fragte: was fällt euch an der sittlichen Gesinnung des Heilands als der bedeutungsvollste Zug in die Augen: was wolltet ihr antworten? Seine fleckenlose Heiligkeit? Seine namenlose Liebe? Sein heiliger Ernst? Freilich findet ihr sie sonst nirgends als bei ihm; aber können sie auch Wunder nehmen an dem Eingebornen Sohn Gottes? Was ihr bei diesem nicht suchen würdet, und was euch aus jedem Blick des Heilandes anleuchtet, — das ist seine Demuth. Diesen Zug zeichnet schon die Weissagung des Alten Testaments bestimmt in seinem Bilde. „Sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn" (Jes. 11, 3) „Er wird nicht schreien, noch rufen, und seine Stimme wird man nicht hören auf den Gassen. Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen" (Jes. 42, 2. 3). Gerade auf diesen Zug in seinem ganzen Thun und Lassen weist der Herr selbst als auf den charakteristischen den Täufer hin, auf die Frage, ob er der sei, der da kommen solle. „Und den Armen wird das Evangelium gepredigt; und selig ist, der sich nicht an mir ärgert" (Matth 11, 5. 6.). Ja, da er denen, die er zu suchen und selig zu machen gekommen war, so recht sein ganzes Herz aufschließen, sie so recht tief in sein Innerstes blicken lassen will: weiß er kein bezeichnenderes Wort zu finden, als das: „denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig" (Matth. 11, 29.).

So schildert der Herr die Demuth als den Grundzug seines sittlichen Charakters: und so finden wir es beim Blick auf seine irdische Erscheinung; um so deutlicher, je mehr wir sie im Einzelnen betrachten. Betrachten wir ihn in seinem Verhalten zu seinem himmlischen Vater. O wie sähe doch da Niemand seinem Verhalten gegen denselben es an, daß er mit dem Vater Eins war! Vor ihm demüthigt er sich im Gebet, — vor ihm sucht

er alle gute Gabe, und alle göttliche Macht und Kraft, zu ihm hebt er das Auge auf, wenn er seine Wundermacht gebraucht, ihm dankt er, daß er ihn erhört habe, vor ihm liegt er in Gethsemane ringend auf den Knieen, und opfert vor ihm, der ihm von dem Tode konnte abhelfen, „Gebet und Flehen mit starkem Geschrei und Thränen“ (Hebr. 5, 7). Und nicht etwa trägt er die göttliche Macht und Herrlichkeit zur Schau, die ihm der himmlische Vater gegeben, nach seinem eigenen Willen sie gebrauchend, (dies ist ihm ein Gottversuchen), sondern nur da, wo er das Werk seines himmlischen Vaters erkennt, das er wirken soll. Er verbietet die Ausbreitung seiner Wunder, die Erzählung von seiner Verklärung. In seinem Verhältniß zu den Menschen ist er von Kindheit an unterthan seinen Eltern, — bis in seine letzten Tage unterthan aller göttlichen und menschlichen Ordnung. Er verschmäht keinen; geht mit Sündern und Zöllnern um, — keiner ist ihm zu gering, zu versunken, er geht ihm nach; sein Sinn ist ein Kindersinn; er läßt sich zu den geringfügigsten Bedürfnissen der Menschen herab, wie z. B. auf der Hochzeit zu Kana. Er trägt die schwachen Jünger, ja den undankbaren Judas, — wäscht ihnen die Füße, wird ihrer aller Diener. Ja selbst seinen Feinden hält er still, wie das Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird. „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm lasse dienen, sondern daß er diene, und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele“ (Matth. 20, 28).

Indeß freilich durch diese Demuth scheint auch im sittlichen Charakter des Herrn seine göttliche Majestät hindurch. Dieser demüthige Christus, wie ist er doch zugleich ganz und gar durchdrungen von dem Bewußtsein der göttlichen Hoheit, der Klarheit, die er bei dem Vater hatte, ehe denn die Welt gegründet ward, — von seiner innigen und unauflöslichen Gemeinschaft mit dem Vater. In derselben Stunde, da er sich sanftmüthig und von Herzen demüthig nennt, spricht er zugleich aus dem lebendigsten Bewußtsein seiner göttlichen Hoheit heraus: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater. Und Niemand kennet den Sohn, denn nur der Vater; und Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren“ (Matth. 11, 27). Und diese Wirkung hatte auch seine Erscheinung selbst auf die unempfänglichsten Gemüther. Das Volk entsetzt sich über der Gewalt, mit der er lehrte, — seine Feinde schleichen sich wie oft beschämt von dannen, — die Diener des hohen Raths bekennen: „Es hat nie kein Mensch also geredet, wie dieser Mensch“ (Joh. 7, 46). Die Schaar, die ihn in Gethsemane gefangen nimmt, weicht zurück und

fällt zu Boden bei seinem einfachen „ich bin's" (Joh. 18, 6), und die ihn aufnehmen in ihr Herz, die suchen durch die Hülle der tiefen Demuth hindurch seine Herrlichkeit „als die Herrlichkeit des Eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit".

So finden wir in dem sittlichen Charakter des Herrn dieselbe wunderbare Mischung von Hoheit und Demuth wieder, wie in seinem äußeren Leben; wie denn überhaupt bei keinem Andern sein äußeres Leben ein so treuer Abdruck seines inneren war. Wir sagen, dieselbe wunderbare Mischung von Hoheit und Demuth. Wunderbar ist sie nämlich wirklich, ja räthselhaft; und erst wenn wir uns dieses Räthsel gelöst, verstehen wir die heilige Demuth des Herrn wirklich. Oder wie wollen wir diese scheinbaren Widersprüche vereinigen, aus denen uns der sittliche Charakter des Herrn zusammengesetzt erscheint: diese tiefe Demuth und diese hohe Majestät? Wie werden wir uns stellen, um in unsrem sittlichen Leben beides zugleich zu haben, — wenn auch nur in weit hinter dem Herrn zurückbleibendem Maße: — eine Aufgabe, die ja doch wirklich uns allen gestellt ist, denn „gleich wie er ist, so sind auch wir in dieser Welt" (Joh. 4, 17). Ihr sehet wohl, meine Brüder, um die Demuth des Herrn wirklich zu verstehen, müssen wir noch nach ihrer innerlichen sittlichen Gestalt fragen, — fragen, was denn eigentlich der sittliche Inhalt und Kern des Lebens war, das sich uns nach außen als ein Leben in solcher wunderbaren Demuth zeigt? Und diese Frage beantwortet uns unser Text. „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam; gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze." Gehorsam ist der eigentliche sittliche Gehalt der Demuth des Herrn; — Gehorsam der innerste sittliche Kern seines ganzen irdischen Lebens. Mit unserm Texte stimmt die ganze Schrift. „Wiewohl er der Sohn war, hat er an dem, das er litt, Gehorsam gelernt" (Hebr. 5, 8). „Gleich wie durch Eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind: also auch durch Eines Gehorsam werden Viele Gerechte" (Röm. 5, 10). Und der Heiland selbst, wenn er die innerste That seines sittlichen Lebens aussprechen will, weiß dafür auch kein anderes Wort, als das Wort „Gehorsam". „Meine Speise ist, daß ich thue den Willen deß, der mich gesandt hat, und vollende sein Werk" (Joh. 4, 34). Der eigentliche sittliche Gehalt der Demuth des Heilands war also Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater.

Aber verstehen wir dieses Wort auch in seiner ganzen Tiefe? Nicht blos im Allgemeinen ist der Gehorsam des Herrn damit gemeint, mit dem er sich dem Rathschluß des Vaters zu unserm Heil willig unterwarf, und

ihn vollendete auf seinem Weg durch unsre Noth, unsre Schmerzen, durch Leiden und Tod, ja durch den Kreuzestod zur Herrlichkeit hindurch. Nein, noch weit mehr der Gehorsam, wonach das ganze innere Leben des Herrn eine stetige bewußtvolle Unterwerfung unter die Stimme und den Wink des sich ihm in seinem Herzen offenbarenden Vaters war, ein stetiges Abhängen von seinen Augen und seinem Munde; bei dem er nichts aus sich selber, nichts aus eigenem Willen dachte, wollte, redete, vollbrachte, sondern alles im Namen des Vaters. Liebe Brüder, wir thun für den Herrn nicht zu viel, er selbst beschreibt genau so sein inneres Leben. „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: der Sohn kann nichts von ihm selber thun, als was er siehet den Vater thun; denn was derselbe thut, das thut gleich also der Sohn. Denn der Vater hat den Sohn lieb, und zeiget ihm alles" (Joh. 5, 19. 20). „Ich kann nichts von mir selber thun. Wie ich höre, so richte ich, und mein Gericht ist recht; denn ich suche nicht meinen Willen, sondern den Willen deß, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 30). „Was ich gehöret habe von dem, der mich gesandt hat, das rede ich zu der Welt. Ich thue nichts von mir selber, wie mich mein Vater gelehret hat, so rede ich. Und der mich gesandt hat ist mit mir. Der Vater läßt mich nicht allein; darum ich thue alle Zeit, was ihm gefällt" (Joh. 8, 26. 28. 29). „Ich habe nichts von mir selber geredet, sondern der Vater, der mich gesandt hat, der hat mir sein Gebot gegeben, was ich sagen und reden soll. Und ich weiß, daß sein Gebot ist das ewige Leben. Darum, was ich rede, das rede ich also, wie mir der Vater gesagt hat" (Joh. 12, 49. 50). Ja schon das prophetische Wort des alten Bundes leitet gerade aus dieser Quelle die Sanftmuth und Demuth dessen her, den es sagen läßt: „der Herr Herr, hat mir eine gelehrte Zunge gegeben, daß ich wisse mit dem Munde zu rechter Zeit zu reden." Dann unmittelbar darauf fährt er fort: „Er wecket mich alle Morgen; er wecket mir das Ohr, daß ich höre wie ein Jünger. Der Herr Herr hat mir das Ohr geöffnet; und ich bin nicht ungehorsam" (Jes. 50, 4. 5).

So war heiliger Gehorsam das innerste Wesen der heiligen Demuth des Herrn. Aber, — erwäget es wohl! — ein Gehorsam, der das nächste und innigste Verhältniß der Gemeinschaft mit seinem himmlischen Vater voraussetzte, — ein stetiges Leben in ihm und mit ihm. Nun wird es euch nicht mehr befremden, woher die göttliche Majestät komme, die gerade aus der tiefsten Demuth des Heilands hervorstrahlte. Seine Demuth war ja eben nichts andres als das sich immer tiefer Hineinleben in die Gemeinschaft

mit dem Vater; und eben deshalb, wie ein Weg durch Niedrigkeit, Schmach und Leiden, so der natürliche Weg zur höchsten Herrlichkeit, zu dem Namen, der über alle Namen ist, und in dem sich alle Kniee beugen Derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind.

2.

Dieß sind die rohen Umrisse des Bildes der heiligen Demuth Jesu. Wie spricht es uns an?

Ich denke, es läßt uns wohl zu allernächst die ganze Schönheit und Herrlichkeit der Demuth fühlen, die man freilich immer fühlt, wenn man sie in dem gewöhnlichen Leben der Menschen sieht. Aber hier sieht man gerade: sie gibt den Anschein göttlicher Hoheit. Gerade sie ist's, die das Gottesbewußtsein in uns zum vollen Leben bringt. Sie ist die Schönheit des Menschen überhaupt. Dagegen hinweg mit allem Flitterstaat menschlicher Einbildung und Hoheit. Wie klein und arm nimmt sich ihr gegenüber menschlicher Hochmuth aus! Der wahrhaft Demüthige ist der wahre Mensch, das wahre göttliche Ebenbild.

Ebenso fühlen wir diesem Bilde gegenüber doch wohl auch den ganzen Werth der Demuth. Sie ist's, die den Menschen vergöttlicht und zur Herrlichkeit führt, indem sie ihn auf dem Wege stetigen Gehorsams gegen Gott klein macht, seinen Eigendünkel und Eigenwillen bricht, und dadurch sittlich fähig macht, göttlicher Herrlichkeit theilhaftig zu werden.

Aber wir fühlen auch ihren Ernst. Wahre Demuth ist wahrer Gehorsam. Willst du dich deinem Herrn noch demüthigen, — versuche es nicht auf selbstgewählten Wegen, — sei treu und gehorsam im Kleinen und im Kleinsten; dann demüthigst du dich. Allein freilich zu einer solchen Demuth, deren Wesen Gehorsam ist, wird viel vorausgesetzt: ein inniges Verhältniß zu der Gemeinschaft mit Gott, — Kindschaft Gottes — stetiger Umgang des Herzens mit ihm. Zur wahren Demuth müssen wir in Allem den wahren Gott gefunden haben, — in seinem Wort, in unserm Gewissen, in den Führungen unsers Lebens bis in's Kleinste hin. In dem Allem müssen wir seine Stimme hören.

Wohl uns, daß für uns eine solche Demuth kein leeres Traumbild ist, — daß wir sie wirklich erstreben können! In Christo -- in dem uns der lebendige Gott so nahe kommt, und wir wieder ihm so innig nahen können; — in dem demüthigen, sanftmüthigen Christus, der uns mit sanfter Hand demüthigt — mit sanften Zügen des Geistes zieht.

Eben deßhalb ist aber auch die Gefahr, seine Züge zu übersehen, desto größer, das Verhältniß zu ihm desto zarter, verlangt desto mehr Treue. Ja, meine Brüder, in Christo können wir so demüthig werden. Wir wollen diese Gnade nicht ungenutzt vorbeilassen; wir wollen in ihr demüthig werden, wie er es war; und keinen höhern Stolz kennen, als vor ihm auch unsre Kniee zu beugen, und zu bekennen mit Herz und Mund, daß Jesus Christus sei der Herr, zur Ehre Gottes des Vaters! Amen.

II.

Der eigenthümliche Geist der evangelischen Frömmigkeit.*)

Text: Ebräer 13, 7—9.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben; denn es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade, nicht durch Speisen, davon keinen Nutzen haben, die damit umgehen.

Der heutige Tag versetzt uns im Geiste in eine Zeit, die weit hinter der unsrigen zurückliegt, und in die wir nur selten mit unsern Gedanken zurückkehren, in einen Kreis von ehrwürdigen Männern, die der Herr längst von diesem irdischen Schauplatz abgerufen hat, — in die Zeit der Kirchenverbesserung, in den Kreis der Reformatoren. Wie wird uns denn nun zu Muthe bei dem Eintritt in jene Zeit, in jenen Kreis? Auf der einen Seite spricht uns da wohl ganz vieles fremd an. Es hat sich seit jener Zeit gar vieles verändert, — um uns her und in uns; die Zeit ist eine ganz andere geworden. Nicht nur das äußere Leben hat sich ganz anders gestaltet; wir denken und empfinden jetzt sogar manches anders, als das damalige Geschlecht. Das Gefühl dieser Verschiedenheit möchte wohl der erste Eindruck sein, den wir bei dieser Gelegenheit empfangen.

Aber ist er denn auch der einzige; hat sich seither denn alles verändert? Bemerken wir denn nur Veränderungen? Fühlen wir uns denn

*) Gehalten am Reformationsfeste, 1829.

in jenem Kreise von Gottesmännern einer längst vergangenen Zeit durchaus fremd? Nicht in irgend einer Weise heimisch? Entdecken wir denn auf der andern Seite gar nichts ihrem Leben und Streben Gleichartiges in uns, worin wir uns mit ihnen verbunden fühlen? Es ist kein Zweifel: es kann und soll in der That billig Ein heiliges Band zwischen uns und ihnen geben. Die Eine, die nämliche Frömmigkeit, — die nämliche eigenthümliche Weise der Frömmigkeit, die in jenen Männern lebte, die sie aus der Tiefe ihrer Brust heraus als einen göttlichen Funken unter ihre Zeitgenossen hineinwarfen, die so unzählige von diesen zu gleichem Leben entzündete, die die Kirche hervorrief, die uns von zarter Kindheit an gepflegt hat, durch deren erziehende Sorge auch unsre Frömmigkeit geweckt und entwickelt worden ist: diese selbe eigenthümliche Weise der Frömmigkeit, kurz die Eine eigenthümlich evangelische Frömmigkeit soll uns mit jener Zeit und jenen Männern als ein geistiges, aber enges Band verbinden. Und ob es dem wirklich so sei, — ob in uns noch der ächte, alte Geist der evangelischen Frömmigkeit lebe, diese Frage tritt uns daher heute vor allen andern nahe.

Allein um uns diese Frage mit Sicherheit beantworten zu können, dazu wird vorausgesetzt eine klare Einsicht in den eigenthümlichen Geist, in das eigenthümliche Wesen der evangelischen Frömmigkeit; eine deutliche Kenntniß derjenigen besonderen Merkmale, durch welche die evangelische Frömmigkeit eigenthümlich sich von jeder andern Weise der christlichen Frömmigkeit unterscheidet; und deßhalb wird es zweckmäßig sein, eben diesen Punkt heute zum Gegenstand unsrer andächtigen Betrachtung zu machen, — es zu versuchen, uns den eigenthümlichen Geist der evangelischen Frömmigkeit von Neuem zum klaren Bewußtsein zu bringen.

Die vorgelesenen Textworte veranlassen in uns dieselbe Frage, mit der unsere vorige Betrachtung schloß: „Gedenket an Eure Lehrer, welche Euch das Wort gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit.“ Bei diesem Wort gedenken wir doch wohl billig auch vorzugsweise an die, welche die Werkzeuge zur Gründung unserer evangelischen Kirche waren. Und wenn wir nun wieder erinnert werden, ihr Ende anzuschauen, ihrem Glauben nachzufolgen, erinnert, daß die Frömmigkeit, die in ihnen lebte, auch in uns leben müßte, indem der Gegenstand ihres und unseres Glaubens Jesus Christus unveränderlich derselbe sei: so liegt uns doch wohl die Frage nahe: welches war denn die eigenthümliche Weise der Frömmigkeit, welche

in jenen Männern lebte, und die in uns noch leben soll, — welches ist denn der eigenthümliche Geist der evangelischen Frömmigkeit?

Unser Text weiset uns aber zugleich auf den sichersten Weg zur Beantwortung dieser Frage. „Gedenket an Eure Lehrer, welche Euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an.“ Stellt es Euch vor Augen das Bild der Frömmigkeit der Reformatoren, wie die Geschichte sie uns beschreibt, und sehet zu, welches in diesem Bilde die eigenthümlichen, unterscheidenden Züge sind. Sie werden auch die eigenthümlichen Züge in dem Bilde der evangelischen Frömmigkeit überhaupt sein. Denn eine Frömmigkeit, die mit der Frömmigkeit, aus welcher die evangelische Kirche als ihre lebendige Frucht herausgewachsen ist, nicht gleichartig wäre: sie wäre, wenn auch sonst noch so trefflich, doch in keinem Fall eine eigentlich evangelische, d. h. die der evangelischen Kirche eigenthümliche.

Auf diesem Wege lasset uns also nunmehr versuchen, uns klar zu machen **den eigenthümlichen Geist der evangelischen Frömmigkeit.** Wir dürfen hoffen, denselben verstehen zu lernen, wenn wir theils auf die Quelle der evangelischen Frömmigkeit, theils auf die Art und Weise, wie sie sich äußert, unsern Blick richten.

1.

Was die Quelle der evangelischen Frömmigkeit anbetrifft, so ist es besonders eine dreifache Eigenthümlichkeit, die wir an ihr wahrnehmen: Erstens: Die evangelische Frömmigkeit ist kein bloßes eigenes, selbstgemachtes Werk des Menschen, sondern sie ist wesentlich das Werk einer bestimmten göttlichen Führung und Erziehung. Zweitens: Wodurch sie nothwendig vorbereitet wird und wovon ihre Erzeugung wesentlich ausgeht, das ist die gründliche und lebendige Erkenntniß der Sünde. Drittens: Wodurch sie wirklich zu Stande kommt, und woraus sie als aus ihrer eigentlichen Quelle fließt und beständig neu herausfließt, das ist die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an Christus.

Diese Züge sind aus dem Bilde der Reformatoren, insonderheit Luthers, entnommen, indem sie die hervorstehend charakteristischen Züge ihrer Frömmigkeit bilden. Dies wollen wir nun näher ausführen. Wie kam denn Luther zu der evangelischen Frömmigkeit, welche eine solche, seit der Apostel Zeit, unerhörte Macht über die Gemüther seiner Zeitgenossen gewonnen? Machte er etwa willkürlich und absichtsvoll selbst gerade eine solche Frömmigkeit? Bildete er sie etwa absichtlich und mühsam, gewaltsam einer

fremden Frömmigkeit nach? Aber wo lag ihm und seiner Zeit eine solche vor? Nein, Luther kam zu seiner eigenthümlichen Frömmigkeit, er wußte selbst nicht wie, — unabsichtlich, ohne einen vorangehenden Plan. Er staunte über sich selbst, als er die Augen aufschlug, und sich so verändert erblickte, und traute seinen eignen Augen kaum. Nicht angelernt hat Luther seine Frömmigkeit, — sondern erzogen wurde er zu ihr auf einem langen, mühsamen Wege voller Kämpfe, die ihn so allmählich von Licht zu Licht führten. Diese Führung, diesen Weg hat er sich nicht selbst gewählt, bewußt und alle Umstände erwägend, nicht sich selbst gemacht; sondern der war Gottes Werk. Oder war es Luthers Wahl und Werk, daß der Blitz Gottes seinen Herzensfreund an seiner Seite zerschmetterte? War es Luthers Wahl und Werk, daß er zu Erfurt unter dem Staube die Bibel finden mußte, das Wort Gottes, das ihn bisher noch gar nicht gereizt hatte, weil es ihm noch ein verborgener Schatz war? War es Luthers eigene Wahl und sein Werk, daß er nach Rom geschickt wurde, und dort nur Aergerniß für sein Gewissen fand, wo er den Frieden seiner Seele sicher zu finden hoffte? Ja noch mehr, war es Luthers Wahl und Werk, daß aus dem einfachen Schritt, den er heute vor 312 Jahren in aller Unbefangenheit that, das Werk der Kirchenverbesserung hervorging, an das ihm lange nachher noch der Gedanke nicht in die Seele kam? War es Luthers Wahl und Werk, daß seine Gegner durch ihren Widerstand ihn nöthigten, ein Stück des alten Glaubens nach dem andern am Maßstabe des Wortes Gottes zu prüfen, und so von einem Licht zum andern zu bringen? Das alles war nicht Luthers Wahl und Werk, sondern Gottes Werk und Gottes Führung. An der Hand seines Gottes mußte Luther einen langwierigen und rauhen Pfad gehen, — allein ohne menschliche Begleiter und Helfer; — mit seinem Gott mußte er seine Sache ausmachen, sein Verhältniß zu ihm ins Reine bringen, von ihm selbst sich seine Frömmigkeit formen und gestalten lassen. Da war kein andrer Mensch, der diese saure Arbeit an seiner Statt vollbracht hätte, keine Kirche, keine Heiligen, vermochten das.

Dieser erste Zug ist nun noch immer ein eigenthümlicher Zug der evangelischen Frömmigkeit überhaupt, wenn man gleich in unsern Tagen der evangelischen Kirche gerade das Gegentheil Schuld gibt, daß ihre Frömmigkeit eine angenommene, willkürlich gemachte, erzwungene, nachgemachte sei.

Wo dieser Vorwurf trifft, da ist die Frömmigkeit keine ächt evangelische. Die Frömmigkeit der Reformatoren trifft er wahrlich nicht. Die

evangelische Frömmigkeit ist noch immer nicht ein absichtsvolles Machwerk des Menschen, sondern das Werk einer göttlichen Führung und Erziehung. Der Mensch eignet sich dieselbe nicht von außen an, — sondern sie ist eine neue Schöpfung Gottes im Menschen, — ein neues Leben, das Gott durch seine wirksame Führung in ihm erzeugt. Sie ist gleich wahr und wesentlich Beides: das eigenste, wahrste Werk des Menschen selbst und das eigenste, wahrste Werk Gottes in dem Menschen. Niemand kann sie dem andern mittheilen; jeder muß sie selbst von Gott in sich schaffen lassen, indem er selbst sein Verhältniß mit Gott ins Reine bringt. Auf dem Grund und Boden des ganzen Gemüths, des ganzen Lebens eines jeden Einzelnen muß sie wachsen, — als das eigentliche Ergebniß seines ganzen geistigen und sittlichen Wesens, seines ganzen Denkens, Empfindens, Wollens und Thuns.

Und schon in diesem Punkte unterscheidet sich die evangelische Frömmigkeit sehr auffallend von der in der Kirche herrschenden Weise der Frömmigkeit, aus welcher wir eben durch die Reformation ausgeschieden sind. Die eigenthümliche Weise der Frömmigkeit in der römisch-katholischen Kirche ist eine schon fertige, eine ein für alle Mal von der Kirche geformte, zugeschnittene, in die sich der Einzelne nur hineinfügen muß, so gut es gehen will. Er braucht sich seine christliche Ueberzeugung nicht erst selbst zu gewinnen. Die Kirche hat es für ihn gethan, hat sein Verhältniß zu Gott an seiner Statt schon ins Reine gebracht, hat ihm die Frömmigkeit schon mundrecht gemacht.

Aber schon aus dieser ersten Eigenthümlichkeit der evangelischen Frömmigkeit erhellt zugleich ihr unvergleichlicher Werth. Welche innere Wahrheit muß sie haben, als ein in dem Menschen lebendig selbst gewachsenes, ein von ihm selbst erfahrungsmäßig gewonnenes, ein in ihm selbst erzeugtes Leben! — Sie ist ja sein allereigenstes Eigenthum, — das allereigenste Werk und Ergebniß seines ganzen Lebens, — seines geistigen ebensowohl als seines sittlichen! Wie frei und natürlich muß sich der Mensch in ihr bewegen, da sie sich aus dem besonderen Bedürfniß und der besonderen Gestaltung seiner besonderen Natur heraus entwickelt und gestaltet hat, — sich genau anschmiegt an die Gestalt seines innern Menschen, wie ein weiches Gewand! Welche innere Wahrheit muß sie durch dieses alles erhalten; aber auch welche Freiheit, Allseitigkeit und Mannigfaltigkeit! Welche Lebendigkeit und Kraft, da sie eine durch und durch auf eigener lebendiger Erfahrung beruhende ist! Sehet

das an Luther, dessen Gewißheit, Lebendigkeit und Freudigkeit der Ueberzeugung wohl nach der apostolischen Zeit einzig dasteht in der Geschichte der Kirche; eine Ueberzeugung, die selbst den päpstlichen Gesandten an Luther Wunder nahm, so daß er bekannte, Luther halte seine Lehre so scharf und gewaltig fest, als ob er den Gegenstand seiner Ueberzeugung mit seinen leiblichen, sinnlichen Augen sähe.

Allein auf welchem Wege leitet denn nun die göttliche Führung zu der eigenthümlichen evangelischen Frömmigkeit? Von welchem Punkte geht dieser Weg aus? Von welchem Punkte ging sie bei Luther aus? Sie fing an damit, daß sein Gewissensgrund aufgeweckt wurde. Ihm wurde bange um seine Seligkeit. Er erkannte und schmeckte die Sünde gründlich und lebendig, — die Sünde überhaupt, und die seine insbesondere. Er rang nach dem Frieden mit Gott, unter schweren Anfechtungen — und lange vergeblich.

Daß ihre Erzeugung genau von diesem Punkte ausgeht, das ist noch immer ein eigenthümliches Merkmal der evangelischen Frömmigkeit; — von der gründlichen lebendigen Erkenntniß der Sünde und ihrer Tiefe. Nicht nur sehen will sie, was die Sünde ist, sondern auch sie schmecken, empfinden, während im Gegentheil die römisch-katholische Weise der Frömmigkeit in einer Unklarheit über das wahre Wesen der Sünde, über ihr wahres Verhalten zum Menschen, über das eigentliche Verhalten der göttlichen Gnade zur menschlichen Ohnmacht und Sünde bleibt, und auf einer solchen Unklarheit wesentlich beruht.

Und wie leuchtet uns auch hier wieder der Werth der evangelischen Frömmigkeit in die Augen! Welche Wahrheit, welche Stärke muß sie nicht von dieser Seite erhalten? Sie beruht ja auf dem Grunde einer vollen Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit des Herzens, — das mit sich selbst vollkommen im Klaren ist, sich über sich selbst nicht täuscht, — Gott vollkommen die Ehre gibt, — alle falschen Stützen weg geworfen hat. Es war die Geistesfreudigkeit der Reformatoren, die durch sie so Gewaltiges wirkte.

Indessen aus dieser Erkenntniß der Sünde an und für sich allein fließt die eigenthümliche evangelische Frömmigkeit noch nicht. Sie machte Luthern noch nicht zum Reformator. Auf dieser Stufe, im Kloster zu Erfurt, zündete seine Frömmigkeit noch nicht, im Gegentheil, da war sie eine gar niedergeschlagene, gedämpfte.

Die Frömmigkeit, welche die Reformation hervorrief, ging erst damals in ihm auf, als er noch einen Schritt weiter that, — als er zum Ver-

ständniß und zur Erfahrung der Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an den Herrn kam, als ihm das Wort, das ihm, wie er selbst erzählte, so lange als ein dunkles, unverstandenes Wort, von dem er aber doch nicht lassen konnte, nachgegangen war, aufgeschlossen wurde: das Wort: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben," — als er glauben lernte in einem neuen, ihm bisher unbekannten Sinn des Worts, — und zwar an Christum als seine Gerechtigkeit und des Gesetzes Ende. Von nun an hatte seine Frömmigkeit eine bestimmte eigenthümliche Gestalt gewonnen, die sich im Verfolge durchaus nicht mehr veränderte, und in der sie nun so gewaltig nach außen zu wirken anfing. Dieser sein Glaube an Christum und an die Gnade Gottes in ihm, dieser wurde ihm nun die lebendige Quelle, aus der seine Frömmigkeit so mächtig hervorströmte, in der sie sich immer wieder reinigte, aus der sie sich immer wieder erneuerte.

Dieses nämliche Ziel ist es denn auch bei uns, zu dem uns die göttliche Führung hinleitet, und in welchem die evangelische Frömmigkeit überhaupt beginnt, — die Quelle, aus der sie fließt, und zwar täglich von Neuem. Es ist die Rechtfertigung aus Gnaden durch den Glauben an Christum.

Der Glaube ist die eigenthümliche Kunst, die den Christen zum evangelischen Christen macht, der Glaube im Sinne der Schrift und der Reformatoren: ein Glaube, der ein neuer geistiger Sinn, ein neues geistiges Auge ist, ein neuer Sinn, durch welchen man die göttliche Wahrheit in die übersinnliche Welt wirklich hineinlebt, und wirklich die Kräfte der zukünftigen Welt an sich zieht, — der Glaube, der da ist „eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und ein Ueberwundensein von dem, so man nicht siehet! (Hebr. 11, 1)", der Glaube, der sich hält an dem Unsichtbaren, als sähe er ihn. — Wer diese Glaubenskunst durch Gottes Gnade gelernt hat, und bei wem das eigentliche Leben seiner Frömmigkeit in der unablässigen Uebung derselben besteht, wem das Glauben recht eigentlich sein geistliches Athemholen ist, dessen Frömmigkeit ist eine evangelische, und zwar dann wann dieser sein Glaube nun auch seinen rechten, eigenthümlichen Gegenstand gefunden hat, — Christum und die freie Gnade des heiligen Gottes der Liebe in Ihm. Wessen Glaube durch und durch ein Glaube an Christum ist, — und zwar an die freie, heilige Gnade Gottes in Ihm, — wessen Herz durch seinen Glauben der Liebe des versöhnten Gottes unmittelbar gewiß ist: der ist fromm im evangelischen Sinne des Wortes.

Dies wird nun schwerlich in den Augen Aller ein sonderliches Lob der evangelischen Frömmigkeit sein. Doch gewiß in den Augen aller Derer, die sich selbst und ihre wahren Bedürfnisse, und die Christum kennen. Denn auch von diesem Punkte aus dringt wieder die ganze eigenthümliche Wahrheit, Lauterkeit und Stärke der evangelischen Frömmigkeit zu Tage. In nichts kann eine wahre Frömmigkeit wurzeln als im Glauben; denn der Glaube ist die allerinnerlichste, die allerinhaltsvollste That des Menschen, die den ganzen Menschen am allertiefsten, allseitigsten und vollständigsten in Anspruch nimmt. Wenn aber überdies Christus der eigentliche Gegenstand des Glaubens ist, wenn die Frömmigkeit mit dem Glauben an Christum, als aus ihrem Mittelpunkt, quillt: so muß dies derselben eine Lauterkeit und eine Stärke geben, wie nichts Andres; denn bei nichts Andrem muß sich so bestimmt der ganze tiefste Herzensgrund aufdecken und entscheiden, — vor dem Bilde Christi die gründlichste, heilbringendste Demuth und Läuterung des Herzens. Aber kein Gegenstand, auf den sich der Glaube richten könnte, kann einen solchen Reiz für das Herz gewinnen, es so hinnehmen, als Er, der Schönste unter allen Menschenkindern; — nichts kann so gewaltig zur Heiligung reizen, als der Blick in sein Bild, das alle Tage schöner wird.

2.

Haben wir die evangelische Frömmigkeit bei einem Blick in ihre Quelle als eine eigenthümliche kennen gelernt, so wird sie sich uns auch bei einem Blick in die Art und Weise, wie sie sich äußert, ebenso als eine eigenthümliche zeigen. Eine wirkungslose, todte, ist sie nämlich gewiß nicht. Das versteht sich völlig von selbst; dafür ist die Reformation selbst und die in ihrer Art einzige Veränderung der Dinge, die sie hervorgebracht hat, Zeugniß genug. Es fragt sich nur, auf welche eigenthümliche Weise sie sich äußere; und hier fällt uns wiederum, indem wir auf die Reformation hinblicken. besonders eine dreifache Eigenthümlichkeit in die Augen; nämlich erstens: sie äußert sich durch die Erweckung eines wahrhaft innerlichen, geistlichen Lebens; aber dies so, daß sie dessen ungeachtet zweitens: eine entscheidende Richtung auf das wirkliche, thätige praktische Leben hin nimmt, und endlich drittens: sich in dem engsten Zusammenhange erhält mit dem geistigen Leben, und dieses zu frischer Kraft erweckt. — Lasset uns zusehen, ob auch dieses wirklich hervorstechende Züge der Frömmigkeit der Reformatoren sind.

Daß bei ihnen ihre Frömmigkeit sich durch eine seltene Tiefe und Lebendigkeit ihres innerlichen religiösen und ihres geistigen Lebens ausdrückte, ist wohl augenscheinlich; — eine Tiefe und Lebendigkeit in Verbindung mit einer Lauterkeit desselben, wie sie uns seit der apostolischen Zeit gewiß nur höchst selten begegnet. Denken wir nur an die Innigkeit und Kindlichkeit der Frömmigkeit Luthers, an seinen Eifer und seine Kunst im Gebet, — sein Anhalten, — die Innigkeit seiner geistlichen Lieder! Und überlegen wir besonders, was dies unter den damaligen Umständen sagen will, wo diese Männer alles das von selbst abgethan hatten, was bisher Mittel der Erregung und Bewahrung des innerlich geistlichen Lebens gewesen war, — das Mönchsthum, die Mönchsandacht und Mönchsübungen, überhaupt die lange Reihe von abergläubischen Andachtsübungen, in denen sich bisher das geistige Leben bewegt hatte, alle die Mittelspersonen, an die sich damals vorzugsweise die Andacht richtete, Maria und die Heiligen. Dazu nehmen wir noch die so bewegte Zeit, das so bewegte und oft so stürmische Leben der Reformatoren! Was bisher die Andacht genährt hatte, war abgethan, und siehe jetzt erst brannte das Feuer der Andacht in recht hellen Flammen auf! Ja noch mehr, dieses innerliche, geistliche Leben ¿b kein einsames; es zündete um sich her an und rief eine enge christliche Gemeinschaft hervor; mitten in den Trümmern der verfallenen römischen Kirche bildete sich eine wahrhafte innerliche Gemeinschaft der Heiligen, ein geistiges Zusammenleben der Gläubigen, in einer Freiheit, Reinheit und Innerlichkeit, wie es sich seit der apostolischen Zeit etwa nur in ganz vereinzelten Punkten gefunden hatte.

Und auch dieß gehört zu den bleibenden Eigenthümlichkeiten der evangelischen Frömmigkeit überhaupt. Sie erzeugt nothwendig ein wahrhaft innerliches geistliches Leben, und zwar in beiden Beziehungen, einen nahen, unmittelbaren, stätigen Umgang des Herzens mit dem Herrn im Gebet, ohne für nothwendig und wesentlich geachtete Vermittlung von irgend etwas Aeußerlichem, in der allerreinsten Gestalt, — und ebenso innige geistige Gemeinschaft unter denen, in denen dieselbe evangelische Frömmigkeit lebt. Scharf ist gezeichnet in diesem Punkte der Gegensatz der römisch-katholischen Kirche. Aeußerlichkeit, Tod, Mechanismus ist hier leider der herrschende Charakter der Andacht, und von einer solchen engen, geistigen Gemeinschaft weiß sie noch immer da, wo sie ihrem Geiste treu bleibt, nichts.

Ob aber diese ihre Innigkeit der evangelischen Frömmigkeit einen besondern Werth gibt? So kann nur der fragen, der nicht weiß, daß aus

der Quelle eines solchen frischen, innigen geistigen Lebens auch ein lauterer und kräftiger Wandel fließt. Und die Kirche und das kirchliche Leben kann nur gedeihen, wenn sich in ihrer Mitte eine solche lebendige, innige Gemeinschaft der Gläubigen unter einander findet.

Wenn man blos auf diese Innigkeit des geistigen Lebens sieht, so ließen sich in diesem Stücke wohl noch am ersten andere Weisen der christlichen Frömmigkeit mit der evangelischen vergleichen. Allein es kommt hinzu noch ein anderer Punkt, in dem sich die Frömmigkeit der Reformatoren aufs schärfste von der ihrer, der alten Kirche treu gebliebenen Zeitgenossen unterscheidet. Wenn jene Innigkeit der Frömmigkeit damals die Menschen aus dem thätigen Leben herausführte in die Einsamkeit und Beschaulichkeit, so führte die Reformatoren die ihrige gerade in das wirkliche, thätige Leben hinein. Wer hat unveränderlicher gearbeitet als sie? wer nachdrücklicher auf ein thätiges Christenthum gedrungen?

Und dieß ist der Charakter der evangelischen Frömmigkeit überhaupt. Das innere Leben durch die That zu bethätigen und zu verwirklichen, es auszusprechen durch die That vor allem, nicht durch das Wort, und das wirkliche Leben, das häusliche, bürgerliche, zum Schauplatz ihrer Wirksamkeit zu errichten, es zu durchdringen, reinigend, heiligend und gestaltend, — das ist ihr Ziel und Sinn. So ist es überall, wo evangelische Frömmigkeit wieder aufwacht, großentheils auch in unserer Zeit, wiewohl es sich da noch stärker zeigen möchte. Wiederum ein bestimmter Gegensatz gegen die katholische Frömmigkeit, die kirchliches, christliches und menschliches, bürgerliches und häusliches Leben neben einander hergehen läßt, sich genügend wenn jenem (dem kirchlichen) äußerlich ein Genüge geschieht.

Sehet da die Gemeinnützigkeit der evangelischen Frömmigkeit! Wahrlich ihr Werth von dieser Seite muß doch wohl besonders in unsrer Zeit einleuchten!

Dazu gehört nun noch ein dritter Zug in Beziehung auf die Art und Weise, wie sich die Frömmigkeit der Reformatoren äußerte. Ihre Frömmigkeit lebte nicht nur in ihrem Herzen, sondern sie drang auch durch in ihren Geist, und weckte und entflammte mächtig ihr geistiges Leben und das ihrer Zeitgenossen. Hier redet die Geschichte deutlich genug. Sehet nur vor allem in Luther jene Frische und Vielseitigkeit des geistigen Lebens, jene innige Theilnahme an allem dem, was das geistige Leben zu erwecken vermag, in Wissenschaft und Kunst. In ihm und seines Gleichen war der Höhepunkt des damals geistigen Lebens; und fast alle die ausgezeichneten

Geister unter dem damaligen Geschlecht wurden ergriffen von der Bewegung, die von den Reformatoren ausging. Und hat nicht die Reformation überhaupt eine völlige Umgestaltung und Erneuerung des geistigen Lebens hervorgebracht? eine ganz neue Triebkraft wieder in dasselbe hineingebracht?

Auch dieß ist eine bleibende Eigenschaft der evangelischen Frömmigkeit: sie schließt sich eng an, an das geistige Leben und weckt und fördert es, als die wahre Quelle frischer Kraft für dasselbe, wie dies übrigens schon aus dem, was wir über die Weise der Entstehung der evangelischen Frömmigkeit bemerkten, folgt.

Auch unsere Zeit predigt uns, Gottlob, diese Wahrheit. Wo kräftiges, edles, selbständiges geistiges Leben ist, da setzt es sich selbst jetzt mehr und mehr in bestimmte Verbindung mit der wieder erwachenden evangelischen Frömmigkeit, und daß dieß nur bei der evangelischen Frömmigkeit der Fall ist, das lehrt ein Blick auf den Zustand des geistigen Lebens in ihrer älteren Schwester.

Auch hierin mögen wir doch wahrlich die Hoheit und Herrlichkeit der evangelischen Frömmigkeit erkennen.

Hier laßt uns abbrechen in der Schilderung des Bildes der evangelischen Frömmigkeit. Die gegebenen Züge werden zureichen, um uns in den Stand zu setzen, uns mit Sicherheit die Frage zu beantworten, ob in uns noch der alte Geist der evangelischen Frömmigkeit lebe. Aber wir werden nun auch erst das ganze Gewicht und die ganze Bedeutung dieser Frage verstehen. Wahrlich wer sie sich verneinend beantworten müßte, der müßte zugleich den Stab über sich brechen. Denn nicht darum kann er ihr entfremdet sein, weil sie ihm zu unwerth, zu verächtlich wäre; sondern nur darum, weil sie ihm zu edel, zu hoch, zu herrlich ist. Sie ist eine Frömmigkeit, die dem Gewissen eines Jeden entspricht, der sie in ihrem einfachen Lichte schaut, eine Frömmigkeit, gegen die es keine ehrbare und verständige Ausrede gibt, eine Frömmigkeit, von der Jeder bekennen muß: ja sie ist gerade das rechte Leben, der rechte Geist des Menschen, gerade das, was dem Menschen noth thut; keine todte, gemachte, starre, keine unfreie, niederdrückende, beschränkende, schwärmerische. Sie ist eine Frömmigkeit, die Jeden, so verschieden auch die Einzelnen sein mögen, genau anpackt und die, so herrlich sie ist, doch auch für Keinen zu hoch ist. Denn siehe da, sie ist verwirklicht in dem Leben der Reformatoren.

Diejenigen aber von uns, denen die Beschreibung der evangelischen Frömmigkeit im eigenen Herzen angeklungen ist, und die ihren Geist auch in sich leben fühlen: — sie mögen sich freudig einer solchen Frömmigkeit rühmen und freudig ihrem Dienst ihr Leben und ihre Kraft weihen. Sie setzen sie an etwas Würdiges. Aber sie mögen auch die Größe der Verantwortlichkeit bedenken, die auf ihnen liegt. Denn den Christennamen in dem Sinn, wie er durch die Reformation aufgeschlossen worden, den Namen eines evangelischen Christen führen, will viel sagen, noch viel mehr als nur den Christennamen führen.

Und eben dieses laßt mich Euch noch insbesondere zurufen, meine Brüder, die Ihr Euch dem Dienst der evangelischen Frömmigkeit in einem ganz besondern Sinn geweiht habt, die Ihr Diener der evangelischen Frömmigkeit im engsten Sinn des Worts werden wollt, und heute zum Theil dieses Eure Gelübde feierlich erneuern werdet. Ihr habt ein gutes Theil erwählt. Schämt Euch des Dienstes nicht, den Ihr erwählet. Ihr dient dem Edelsten, dem Würdigsten, für das ein menschliches Herz schlagen kann. Aber erwäget auch, was es sagen will, dem Edelsten, dem Würdigsten dienen, welche völlige Hingabe des ganzen Menschen ein solcher Dienst fordert; eine Hingabe, die Ihr aus eigener Kraft in Euch nicht hervorbringen könnt, die aber der selbst in Euch zu Stande bringen will, dessen Führung in Euch den ersten Funken wahren Verlangens nach seinem Dienst geweckt hat. Er möge Euch heute von Neuem bezeugen, daß Er Euch nahe sein kann und will mit seiner Liebe und mit seiner Allmacht. Amen.

III.

Daß die Pfingstgeschichte auch unter uns sich noch immer wiederhole.*)

Text: Apostelgesch. 2, 1–13.

Und als der Tag der Pfingsten erfüllet war, waren sie Alle einmüthig bei einander. Und es geschah schnell ein Brausen vom Himmel, als eines gewaltigen Windes, und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und man sahe an ihnen die Zungen zertheilet, als wären sie feurig. Und er setzte sich auf einen Jeglichen unter ihnen; und wurden Alle voll des heiligen Geistes, und fingen an zu predigen mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Es waren aber Juden zu Jerusalem wohnend, die waren gottesfürchtige Männer, aus allerlei Volk, das unter dem Himmel ist. Da nun diese Stimme geschah, kam die Menge zusammen, und wurden verstürzt; denn es hörte ein Jeglicher, daß sie mit seiner Sprache redeten. Sie entsetzten sich aber Alle, verwunderten sich, und sprachen unter einander: Siehe, sind nicht diese Alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören Wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind. Parther, und Meder, und Elamiter, und die wir wohnen in Mesopotamien, und in Judäa, und Cappadocien, Pontus und Asien, Phrygien und Pamphylien, Egypten, und an den Enden der Lybien bei Kyrene und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Creter und Araber; wir hören sie mit unsern Zungen die großen Thaten Gottes reden. Sie entsetzten sich aber Alle, und wurden irre, und sprachen einer zu dem andern: Was will das werden: Die andern aber hatten es ihren Spott und sprachen: Sie sind voll süßen Weins.

Man kann sich an dem heutigen Feste wohl nicht ohne stille Wehmuth in einer Christengemeinde umschauen. Man tritt in das Gotteshaus ein, die Brust voll von der heutigen Festgeschichte und von allen den Herrlichkeiten, die sie vor unserm Auge vorbeiführt, und sagt sich im Stillen: Der Geist des Herrn, der schon bei seiner ersten Ausgießung auf so in die Augen fallende, wunderbare Weise sich als den Geist Gottes und der Herrlichkeit erwies, welches reiche, kräftige, fröhliche neue Leben muß er nicht in den achtzehnhundert Jahren, die seitdem verflossen sind, in der Gemeinde des Herrn entzündet haben! Und wenn man nun das Auge aufschlägt und umherschaut, dieses neue, herrliche Leben zu suchen: ach, was begegnet dem Blicke? Ein laues, unfröhliches, unkräftiges, schläfriges Wesen, das sich Christenthum nennt, in dem man jenes Leben vom ersten christlichen Pfingstfest gar nicht wieder erkennt, — Christengemeinden ohne Christenfreude und Christenjubel im Herzen, — eine Pfingstfeier ohne Pfingstgefühl und Pfingstbegeisterung. Ach, da sehnt man sich zurück nach

*) Gehalten am Pfingstfeste, den 7. Juni 1829.

jenen schönen, freudenreichen Tagen der ersten Jugend des Christenthums; da seufzt man über sich selbst und seine Brüder und wendet den Blick zurück in die schöne, lebensvolle Geschichte des ersten Pfingstfestes. Ich hoffe fest, meine Brüder, daß ich nicht allein so empfinde in dieser Versammlung, sondern nur ausspreche, was manchem von euch im eigenen Herzen aufgestiegen ist. Aber mit solcher Wehmuth tritt uns zugleich die Frage vor das Gemüth: Woher kommt denn dieser große Abstand zwischen der siechen, schläfrigen Mattigkeit unsres heutigen Christenlebens und der Frische, Kraft und Herrlichkeit des Lebens am ersten Pfingstfeste? Und was werden wir auf sie antworten? Laßt mich in euren Herzen lesen. Eure Antwort wird sein: Wundre Dich nicht, kann es denn anders sein? Ja, wenn auch wir erlebten, was jene ersten Christen erlebten, wenn die Geschichten des ersten Pfingstfestes noch heute vor unsern Augen sich wiederholten, so würden auch wir sein wie jene waren. Wären wir damals mitgewesen unter der festfeiernden Schaar zu Jerusalem: gewiß, der gewaltige Strom des Geistes, der über die Apostel herabkam, hätte uns mit fortgerissen, und auch unsre Brust hätte die Fülle und den Reichthum des neuen Lebens kaum zu fassen gewußt, der sich in sie ergossen haben würde.

Meine Zuhörer, was wollen wir von dieser Antwort sagen, die sich freilich uns allen empfehlen wird, weil sie zugleich eine Entschuldigung unsrer Lauigkeit ist, indem sie die Schuld derselben von uns abwälzt, und auf die äußern Verhältnisse und Umstände, die nicht in unsrer Macht stehen, hinschiebt? Aber eben dadurch schon wird sie uns verdächtig, und wir fürchten, wer so rede, täusche sich arg. Wie doch? Wenn nun die Geschichte des ersten christlichen Pfingstfestes sich wirklich noch immer wiederholte, wenn sie noch immer die Geschichte auch unsrer Tage wäre: wo bliebe dann unsre Antwort? Und dieses „Wenn" ist volle Wirklichkeit. Die Geschichte des ersten christlichen Pfingstfestes ist noch immer die Geschichte auch unsrer Tage. Und diese Wahrheit zum klaren und lebendigen Bewußtsein zu bringen: das soll der Zweck unsrer diesmaligen gemeinschaftlichen andächtigen Betrachtung sein.

Es ist, meine Andächtigen, eine wunderbare gewaltige Geschichte, von der ich sage, daß sie sich noch immer unter uns wiederhole. Daß dies eine überaus ernste, wichtige Wahrheit wäre, wenn sich dem so verhielte, das fühlt ihr wohl. Ihr verlangt aber den Beweis, und eben dieser ist's für den ich mir heute Eure andächtige Aufmerksamkeit erbitte. Wir wollen also versuchen, uns klar zu machen:

Daß die Pfingstgeschichte sich auch unter uns noch immer wiederhole.

Ihr werdet mir dies zugestehen, sobald ich Euch folgendes beides nachgewiesen haben werde: erstens: daß noch immer dasselbe geschieht und zweitens: daß es noch immer unter denselben Menschen geschieht. — Dies werden die beiden Theile unsrer Betrachtung sein.

Du aber, Geist des Herrn, der Du immer derselbe bist, sei auch mit uns in dieser Stunde, wie mit den ersten Gläubigen an jenem Tage der Pfingsten zu Jerusalem! Amen.

1.

Wir sagen also zuerst: Es geschieht auch unter uns noch immer dasselbe, was am ersten christlichen Pfingstfeste zu Jerusalem geschah. Vor allem nun bin ich Euch Rechenschaft schuldig, was ich damit meine. Denn ihr werdet freilich gerne zugestehen, daß gar vieles jetzt noch geschieht, was damals geschah, aber hinzusetzen: gerade das, was in euren Augen damals die Hauptsache gewesen sei, davon lasse es sich doch nicht behaupten, daß es noch geschehe.

Was war denn nun aber diese Hauptsache? Ich denke, ihr versteht darunter das Wunderbare in unsrer Pfingstgeschichte, also zwei Stücke: ein Mal: die Herabkunft des heiligen Geistes unter Windesbrausen und in Gestalt feuriger Zungen, und für's andre: das Sprachenwunder, die Predigt der Apostel in fremden Zungen. Nicht wahr, das ist's, worauf es euch eigentlich ankommt und wovon ihr auf euch selbst einen so entscheidenden, neuschaffenden Eindruck erwartetet? Nun wohl, dies beides eben ist's auch, wovon wir sagen: es wiederholt sich noch immer unter uns.

Zunächst also: noch immer, auch unter uns und über uns, kommt der heilige Geist herab mit Windesbrausen und in Gestalt feuriger Zungen. Der heilige Geist kommt noch immer wirklich herab auf die Gläubigen des Herrn: den Beweis hierfür erlaßt ihr mir, das weiß ich, in der Mitte einer christlichen Gemeinde. Er kommt noch immer herab auf uns alle, darin stimmt ihr zuversichtlich ein mit mir. Aber ihr setzt hinzu: „allein er kommt nicht mehr so, wie an jenem Tage, nicht mehr mit dem Brausen eines gewaltigen Windes und in Gestalt feuriger Zungen; und eben dieser Umstand macht einen großen Unterschied zwischen jetzt und damals.“

Wohlan, ihr sollt einstweilen Recht haben; der heilige Geist kommt nicht mehr wie damals; aber wie kommt er denn jetzt? Still und unver-

merkt senkt er sich in das Herz, als Geist der Buße, es zu milden Reuethränen erweichend, als Geist des Glaubens, als Geist der Gnade und des Gebets, als Geist der Heiligung, als Geist der Erkenntniß, kurz, er kommt nicht „im großen, starken Winde", nicht „im Erdbeben", nicht „im Feuer", — sondern „in einem stillen, sanften Säuseln," wie dort beim Elias (1. Kön. 19, 11). Wie nun? hängt ihr also am Windesbrausen und Feuer, und das stille Säuseln gilt euch nicht so viel? nicht noch mehr? Damit würdet ihr den Stab über euch selbst brechen.

Aber ihr beharret dabei: „Der Geist des Herrn kommt doch nicht mehr hörbar und sichtbar, wie an jenem Tage, und eben deßhalb macht sein Kommen keinen solchen starken Eindruck mehr auf uns."

O, wahrlich noch immer wahrnehmbar und fühlbar genug, tief dringt er noch immer ein in euer Herz, Pein und Angst darin erregend. Sehet nur auf die Schaar Derer, die einhergehen geschlagen von dem Geist des Herrn, ohne innerlichen Frieden finden zu können, in Zerrissenheit des Gemüths, Schwermuth, Verzweiflung, Geistesverwirrung, Wahnsinn, deren gerade in unsern Tagen so viele sind. Und fragt nur euch selbst, sehet nur in eure eigene Geschichte zurück, ob ihr das Kommen des Gerichtes des Herrn in eurem eignen Herzen nie empfunden, ob ihr nicht Stunden gehabt, da euch ein Schlag des Geistes gewaltsam wie ein Blitz aus blauem Himmel durchzuckte, mit dem Gedanken und Gefühl von Gottes Heiligkeit, von Sünde? — Ja, liebe Brüder, der heilige Geist kommt noch immer nicht nur wahrnehmbar, fühlbar, sondern auch noch ganz wie damals unter Sturm und Feuer. Er kommt als Sturm und reißt nieder woran wir uns halten, worauf wir uns gründen und stützen, beugt den stolzesten Nacken, zerknickt alle Blumen, entblättert alle Blüthen, mit denen wir uns das Leben ausschmückten, will uns die Brust zersprengen, wühlt auf den tiefsten Grund unsres Herzens, und reinigt die Luft, in der unser innerstes Leben athmet. — Er kommt noch immer als Feuer: er richtet zunächst die Glut des göttlichen Zornes in unsern Herzen an, er läßt uns fühlen, daß Gott dem Sünder ein verzehrendes Feuer ist. Aber seine brennende Glut ist in uns zugleich eine reinigende, erleuchtende und belebende. Es wird in uns Licht und warm. Seine Glut wird in uns eine Sonne seliger Gotteserkenntniß und Gottesliebe, eine Frühlingssonne, bei deren Schein es in uns Lenz wird. Nun sprießt alles wieder auf aus dem erneuerten Boden unsers Gemüths, ganz andere Knospen und Blüthen als vorher kommen hervor, und wir erwachen wie aus einem schweren Traum

und rufen aus: Herr, selig ist, der da wandelt im Licht deines Angesichts! — Genügt euch aber an dem Fühlen und Erfahren nicht, — wollt ihr nun einmal schlechterdings sehen, mit dem leiblichen Auge sehen, daß der Geist des Herrn noch immer kommt: nun, Gottlob, so haben wir ja doch auch noch sichtbare Wirkungen des heiligen Geistes unter uns, können noch immer von unsrem Heiland sagen: „Nun er durch die Rechte Gottes erhöht ist, hat er ausgegossen dies, das ihr sehet und höret.“ Solche, die umgewandelt sind durch die Macht des Geistes aus Sündern in Gotteskinder, — tief gesunkene Lasterhafte, die jetzt sich reinigen, gleich wie Er rein ist; Stumpfsinnige, die jetzt kindlich mit dem Herrn in ihrem Herzen umgehen, — Unfruchtbare, die fruchtbar geworden sind in guten Werken: Das sollte doch wohl auch ein menschliches Gemüth stärken, tiefer wirken als hörbarer Sturm und sichtbares Feuer. — Und genügte uns endlich dies alles noch nicht, wollten wir durchaus feurige Zungen sehen, Zeichen und Wunder, die in das sinnliche Auge fallen, — wären wir kindisch genug dazu: nun wahrlich so ist auch dafür noch immer gesorgt, und gerade in unsern Tagen. Wunderliche Erscheinungen und Führungen, Erweckungen, die nicht den gewöhnlichen, stillen, innerlichen Weg gehen, sondern verbunden sind mit auffallenden, räthselhaften innern und äußern Zuständen, sie sind ja häufig genug; — sie, an die wir uns sogar stoßen, die aber eben dazu da sind, uns aus unsrer tiefen Sorglosigkeit und Trägheit gewaltsam aufzurütteln, — auch solche, bei denen Gott an nichts anderes mehr anknüpfen kann als an ihre Neugierde: Zeichen und Wunder, die somit nicht für die Gläubigen da sind, sondern für die Ungläubigen. Genug, meine Zuhörer, der heilige Geist kommt noch immer unter Sturmesbrausen und Feuer.

Aber können wir denn nun auch von dem Sprachenwunder behaupten, daß es sich noch immer wiederhole? Wir können es getrost. Das Evangelium wird noch immer von denselben Aposteln gepredigt mit fremden Zungen — die großen Thaten Gottes.

Freilich werdet ihr zugeben: die Predigt von den großen Thaten Gottes dauert noch immer fort, ja sie geschieht jetzt nach achtzehnhundert Jahren natürlich mit noch ganz andrer Macht, von denselben Aposteln, dieselbe Predigt, — zumal wieder in unsren Tagen. Allein ihr werdet abermals einwenden: „aber die Art und Weise ist nicht mehr die auffallende, erschütternde, nicht mehr in fremden Zungen.“ Hier könnte ich euch nun fragen: wirklich nicht mehr in fremden Zungen?

oder nicht vielmehr dies in viel höherem Maße? Geht nicht gerade in unsern Tagen „in alle Lande ihr Schall aus, und bis an der Welt Enden ihre Rede?“ Aber das ist nicht eine eigentliche Antwort: auf etwas wichtigeres euch hinzuweisen, liegt mir an. Was war es denn eigentlich, was jenen Leuten zu Jerusalem an den Reden der Apostel in fremden Zungen so auffiel, und sie ihnen so eindrücklich machte? Nicht die fremden Zungen an sich, nicht etwa ihre Unverständlichkeit, sondern ganz im Gegentheil *ihre allgemeine Verständlichkeit.* „Sie wurden bestürzt; denn es hörte ein jeglicher, daß sie mit *seiner Sprache* redeten. Sind diese nicht alle aus Galiläa? Wie hören wir sie denn ein jeglicher in *seiner* Sprache, darin wir geboren sind.“ Dies war das eigentlich Wunderbare, Auffallende an der Begebenheit, und *dieses Wunder dauert noch immer fort.* Das Evangelium wird noch immer von jedem gerade in *seiner* Sprache, gerade in der Weise, in der eben er in seinem tiefsten Herzensgrunde es versteht, in der engsten Anschließung an sein besonderes Vorstellen, Sinnen, Wünschen und Trachten, vernommen: vermöge der wunderbaren Allseitigkeit des Evangeliums und der mit demselben überall verbundenen, sein Werkzeug leitenden Wirksamkeit des heiligen Geistes, der die Tiefen des menschlichen Herzens erforscht und uns besser kennt als wir selbst. Es gibt keine Sprache des menschlichen Herzens, in welcher der heilige Geist nicht durch das Evangelium zu reden wüßte; es gibt keine eigenthümliche Gestalt des menschlichen Herzens, die er nicht durch das Evangelium in seiner eigentlichsten Muttersprache anzureden wüßte, die das Herz vielleicht kaum mehr geläufig zu reden weiß. Fragt nur die Erfahrung. Da ist ein Herz, das sucht im heißen Durst die Wahrheit, aber die rechte Wahrheit in Gott. Da tritt ihm das Evangelium von Christo unter die Augen: und was ist's, was es dasselbe zuerst zu sich reden vernimmt? Das laute Zeugniß, daß dieser Christus die ewige Wahrheit ist. Oder du suchst Liebe, wahre Liebe, nachdem du dich in menschlicher Liebe schon oft getäuscht, du suchst einen wahren Freund. Also hat uns kein Mensch geliebt. Oder du suchst, gequält von deinem Gewissen, Vergebung deiner Sünden, oder rechte Tugend, Kraft zur Heiligung im Gefühl deines Unvermögens, — oder du mühest dich ab unter dem Gesetz — oder du verläßest dich auf deine eigene Gerechtigkeit, — oder du verläßest dich auf die Barmherzigkeit eines Gottes, dessen Heiligkeit du noch nicht kennst, — oder du liegst tief versunken im Abgrunde des Lasters, und windest dich, sogar von dem Fluch menschlicher Schande getroffen: die Menschen

gehen kalt an dir vorüber und wissen keinen Rath für dich: da kommt das Evangelium, und was sagt es dir? Es redet zu dir von dem noch nicht völlig verloschenen, noch fortglimmenden Docht des Wahren und Guten in deiner Brust. Oder endlich du lebst allein in dem Gewühl und Sorgen dieser Welt, Reichthum, Ehre, Lust, ganz gleichgültig gegen das Evangelium. Da tritt es dir doch irgendwie auf deinem Weg entgegen, du kommst nicht vorüber, mußt hinblicken, und was redet es zu dir? Von deiner tiefen Schande, wodurch du den Adel deiner Natur vergeudet hast, — von dem göttlichen Geschlecht, dessen du noch bist, und das du so schmählich verleugnest; und siehe, es steigt der erste Seufzer der Sehnsucht in dir auf. Du hast es verstanden. — Ja, das alte Wunder dauert noch immer fort, die für das unlautre Herz furchtbar allgemeine Verständlichkeit der Sprache, in der der heilige Geist das Evangelium predigt. Kurz, wir können, was beide Punkte angeht, mit Wahrheit sagen: es geschieht noch immer dasselbe wie damals.

2.

Daß sich in dieser Beziehung die Pfingstgeschichte noch immer wiederholt, das werdet ihr also jetzt wohl zugestehen; aber ihr werdet zugleich hinzufügen: Dessen ungeachtet ist es dennoch nicht mehr dieselbe Geschichte; denn die, unter denen dasselbe wieder geschieht, wie damals, sind nicht mehr dieselben, und deshalb ist auch ganz natürlich der unmittelbare Eindruck, den es auf sie macht, nicht mehr derselbe. Was man mit dieser Antwort meint, läuft wieder auf zwei Punkte hinaus; nämlich erstens: Wir leben jetzt in einer ganz andern Zeit, wachsen unter ganz andern Verhältnissen und Einflüssen auf, stehen auf einem ganz andern sittlichen und geistigen Standpunkte, als jene zu Jerusalem versammelten Israeliten: wie soll also der unmittelbare Eindruck der Pfingstbegebenheit auf uns noch derselbe sein? Und zweitens: Jene am ersten Pfingstfest zu Jerusalem versammelten Israeliten waren (wenigstens dem größten Theil nach) Zeugen der kurz vorher zu Jerusalem vorgefallenen Begebenheit gewesen, hatten zum Theil wohl selbst thätigen Antheil an derselben genommen. Auch dies mußte den Eindruck ganz eigenthümlich erhöhen, den die Vorfälle am Pfingstfest auf sie machen mußten. In beiderlei Beziehung sind wir heut zu Tage andre, und so ähnliches in der Pfingstgeschichte auch noch immer unter uns geschieht, so ist es deßhalb dennoch eine andre Geschichte.

Liebe Freunde, lasset uns besehen, was von Wahrheit an dieser Rede ist. Ihr sollt zugestehen: gar wenig, ja, daß in beiderseitiger Hinsicht die Menschen noch immer dieselben sind.

Die Menschen sollen andre geworden sein: ihr geistiger und sittlicher Standpunkt soll ein andrer sein als damals. Nun wohl, so könnte ich ja nur kurz fragen: sind wir jetzt besser oder schlechter, weiser oder thörichter als die Menschen jener Zeit? Und auf jeden Fall wäre uns schon mit dieser Frage jede Entschuldigung der Lauigkeit unsres Christenthums genommen. Aber ich will billiger sein; ich will mich umsehen nach diesen andern Menschen; zeigt sie mir nur, ich kann sie nirgends sehen. Ganz dieselben Menschen, die mir in unsrer Festgeschichte begegnen, die sehe ich noch immer um mich her. Im Text drei Gattungen: Erstens, ein kleines Häuflein Gläubiger die einmüthig beisammen sind. Zweitens, ein größerer Haufen Gottesfürchtiger, Männer aus allerlei Volk, ein Haufe, der unter sich selbst wieder sehr gemischt ist, unter ihm Pharisäer und Schriftgelehrte und auch redliche Nikodemus- und Nathanaelsseelen, Königische und Saulusse, — sie habens aber alle noch nicht weiter gebracht als bis zur Gottesfurcht, wollen auf gesetzlichem Wege selig werden, durch allerlei äußerliche Gottesdienste und sonstige christliche Werke, und durch ihre eigene Tugend und durch eigene Kraft. Drittens, ein nicht kleiner Haufe Spötter, offener oder geheimer. Gerade diese drei Gattungen von Menschen nun sehe ich alle noch immer um mich her: ein kleines Häuflein Gläubiger, der rechte Samen Abraham, — viele, viele Gesetzesdiener, mehr oder minder ernstliche, und auch — die Spötter fehlen nicht, die in ihrer vermeintlichen Weisheit weit über das alte Evangelium hinaus sind, und mit den Sadducäern sagen, „es sei keine Auferstehung, noch Engel noch Geist" (Apostelgesch. 23, 8).

Und nur diese drei Gattungen finden wir noch immer. Alle sonstigen Unterschiede verschwinden als unwesentliche.

Eben deshalb ist der unmittelbare Eindruck, den die Pfingstbegebenheiten heute wie damals auf sie machen, auch noch ganz derselbe. In unsrem Texte wird uns dreierlei angeführt: Verwunderung, mit der Frage: was will das werden? — Bestürzung, — Spott. — Gerade dies ist noch der Eindruck. Zumal in unsern Tagen wieder, da staunt so mancher bei dem Anblick des neu wieder auflebenden Evangeliums, und ruft: „Was will das werden?" Der Gläubige, jauchzend

beim ersten Genuß der Freundlichkeit des Herrn; der stolze Verächter des Evangeliums, der das schöne Morgenroth für ein Abendroth hält, und mit bangem Tone die hereinbrechende Nacht weissagt! — Was will das werden? heißt's noch immer in dem Herzen, in dem der Geist das Evangelium lebendig macht — wo soll das hinaus? wo soll das enden? — Bestürzung.

Ach, liebe Brüder, wie manches vom Geiste getroffene, bestürzte Herz mag es in unsern Tagen geben, ja auch in unsrer Versammlung, getroffen von dem Blick der Heiligkeit Gottes, von dem Gefühl des Ernstes dieses Lebens, des Ernstes des Glaubens an Christum, der gründlichen Umkehr, die er verlangt, und das sich doch nicht entschließen kann, ein aufrichtiges Ja dazu zu sprechen! — Endlich der Spott fehlt ja auch nicht. „Sie sind voll süßen Weins!" wie laut wird das von vielen Kehlen in die Welt hinausgerufen, gerade jetzt!

Was diesen ersten Punkt angeht, sind also die Menschen nochimmer dieselben, und die Eindrücke, welche die sich wiederholenden Pfingstbegebenheiten auf sie machen, noch immer dieselben.

Aber es ist noch der zweite Punkt übrig. Ihr sagt: die Menschen sind jetzt andre. Jene Israeliten zu Jerusalem, am ersten Pfingsttag, waren Zeugen gewesen der kurz vorhergehenden Begebenheiten des Herrn, Zeugen seiner Erniedrigung. Nun sahen sie mit ihren Augen die wunderbare, herrliche Wendung, die seine Sache plötzlich nahm; mußte das nicht einen gewaltigen Eindruck auf sie machen? Sie hatten zum Theil auch Antheil genommen an dem Verfahren gegen Jesum; auch mit das „Kreuzige" gerufen: jetzt hörten sie und sahen, daß Gott den, den sie gekreuzigt, „zu einem Herrn und Christ gemacht," sollte ihnen das nicht durch's Herz gehen? Wahrlich wohl. „Und" sagt ihr, „dies alles fällt nun bei uns hinweg." Wirklich meine Brüder? Täuschen wir uns nicht. Es fällt nicht hinweg. Der schnelle Wechsel des Geschicks des Herrn wiederholt sich zu allen Zeiten durch die jetzige Geschichte hindurch; und wahrlich gerade wir sehen ihn so recht vor unsern Augen. Noch immer sind wir Zeugen der nämlichen Begebenheiten. Das Kreuz des Herrn steht noch immer vor unsern Augen aufgerichtet, noch ganz anders sichtbar als damals. Er wird noch immer gegeißelt, verspottet und verhöhnt, noch immer an's Kreuz geschlagen durch Unglauben und Sündenliebe; — das „Kreuzige!" ertönt noch immer auch um uns her! Und wir nehmen noch immer thätlichen Antheil an dem allem.

Wer ist unter uns, der sich von dem rein wüßte? Wenn nun dann der heilige Geist kommt, und uns den erhöhten Christus bezeugt, den wir gekreuzigt haben, soll der Eindruck davon geringer sein? Hat es etwa weniger auf sich, als solche, die den Namen Christi führen, unter seinem Kreuze zu stehen und zu spötteln, den schon erhöhten, vor unsern Augen erhöhten Heiland zu verachten und zu verdammen, nachdem man von frühester Kindheit an unter der heilsamen Zucht seines Geistes gestanden? mit Wort und That zu rufen: hinweg mit diesem! wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche? Oder im Gegentheil? O liebe Brüder, die Erfahrung spricht deutlich genug für unsre Behauptung! Es geht uns noch immer durchs Herz wie ein zweischneidiges Schwert. Es ist keiner unter uns, der es nicht zu Zeiten gefühlt hätte und noch fühlte: Du bist Christi und kreuzigest noch täglich mit deinem widerchristlichen Wesen deinen Heiland! bist Mörder deines Heilands und einstigen Richters! Ja, wer solchen Gedanken ihren freien Lauf läßt, der weiß am besten, wie schwer das Herz nach ihnen wieder Ruhe gewinnt. O wahrlich, wir sind auch in diesem Stücke noch immer dieselben, wir fühlen die Macht des Geistes noch immer eben so sehr wie damals. Kurz, ich weiß keine Ausrede mehr: die Pfingstgeschichte wiederholt sich wahrhaftig noch immer unter uns.

Das war's, wovon ich euch überzeugen wollte. Ihr fragt, Warum? Weil es eine ernste, schwere Arbeit ist. Ihr fühlt ihren Ernst und ihre Schwere ohne meine Erinnerung. Die Anwendung des Gesagten liegt euch unmittelbar nahe in eurem Herzen und in eurem Munde. Sie ist diese. Gerade so wie unser Urtheil über jene Leute zu Jerusalem am ersten christlichen Pfingstfeste ausfällt, gerade so muß auch unser Urtheil über uns ausfallen. Wir können nicht umhin zu urtheilen: wer an jenem Tage von den Augenzeugen der wunderbaren Ausgießung des heiligen Geistes nicht erschüttert wurde in seinem Innersten, und, ernstlich aufmerksam gemacht auf Christum, nicht anfing dringend zu fragen: was soll ich thun? der war grenzenlos gefühllos, aus Stumpfsinn oder Leichtsinn.

Wem an jenem Tage nicht ein Schwert durch's Herz drang, und die Wunde schmerzlicher Buße schlug: der muß ein seltsames Herz gehabt haben! Wen an jenem Tage die Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn nicht mit ganzer Gewalt an sich zog, der mußte ein unedles, ungöttliches, jedem höheren Leben und Bedürfniß entfremdetes Herz in seiner Brust getragen haben. Wer an jenem Tage nicht anfing, an Jesum als den Christ zu glauben,

der wollte nicht an ihn glauben, und ist ohne Entschuldigung. Wer an jenem Tage spotten konnte über die majestätische Erweisung des heiligen Geistes, der stand dem Abgrunde nahe, aus welchem keine Rettung mehr ist, der Lästerung, die nicht vergeben wird. Mit Einem Worte: wer an jenem Tage ein unverletztes Gewissen bewahren wollte, dem blieb nur Eins übrig: ernstlich aufmerksam zu werden auf Christum, dringend nach ihm zu fragen, aufrichtig Buße zu thun, ernstlich zu glauben an den Herrn, und sich ihm ganz in ungetheilter Liebe hinzugeben.

Ganz dieses selbe Urtheil, meine Brüder, müßten wir nun auch über uns selbst aussprechen. Wer von uns heute noch unbesorgt und unbekümmert um Christum dahinlebt: der muß sich selbst einer widernatürlichen Gefühllosigkeit zeihen, eines entehrenden Stumpfsinns oder Leichtsinns. — Wer von uns heute noch ohne wahre Buße dahinlebt, der hat ein steinernes Herz! — Wer unter uns heute noch sich nicht hingezogen fühlt zu der Geschichte der Heiligkeit Gottes in Christo: der ist entfremdet allem edlen, wahrhaft menschlichem Leben, allem Leben aus Gott. — Wer unter uns heute nicht glaubt an das Evangelium, der will nicht daran glauben. Wer unter uns hier spotten kann über den Herrn in seiner Niedrigkeit und Herrlichkeit, über seine Machtwirkungen, der sehe zu, wie nahe er der Lästerung wider den Geist steht. Endlich mit Einem Worte: wer heute ein unverletztes Gewissen bewahren will, dem bleibt nur Eins übrig: nach Christo zu fragen, gründlich Buße zu thun, lebendig an Christum zu glauben, und sich ihm ganz hinzugeben. Das ist unser Pfingst-Urtheil. Gott rathe unsern Herzen. Amen.

IV.

Der Eindruck des letzten Einzugs des Herrn auf Jerusalem.*)

Text: Matth. 21, 1–9.

Da sie nun nahe bei Jerusalem kamen gen Bethphage an den Oelberg, sandte Jesus seiner Jünger zween, und sprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, der vor euch liegt, und bald werdet ihr eine Eselin finden angebunden, und ein Füllen bei ihr; löset sie auf, und führet sie zu mir. Und so euch Jemand etwas wird sagen, so sprechet: Der Herr bedarf ihrer; so bald wird er sie euch lassen. Das geschah aber alles, auf daß erfüllet würde, das gesagt ist durch den Propheten, der da spricht: Saget der Tochter Zion: Siehe, dein König kommt zu dir sanftmüthig, und reitet auf einem Esel, und auf einem Füllen der lastbaren Eselin. Die Jünger gingen hin, und thaten, wie ihnen Jesus befohlen hatte; Und brachten die Eselin, und das Füllen, und legten ihre Kleider darauf, und setzten ihn darauf. Aber viel Volks breitete die Kleider auf den Weg; die andern hieben Zweige von den Bäumen, und streueten sie auf den Weg. Das Volk aber, das vorging und nachfolgte, schrie und sprach: Hosianna, dem Sohne Davids; gelobt sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!

In der Geschichte unsers Herrn werden wir in Allem, was die Erbaulichkeit derselben betrifft, unsrer eignen Erfahrung nach einen auffallenden Unterschied zwischen den verschiedenen Auftritten derselben bemerkt haben. Wir werden einzelnen Abschnitte aus der fraglichen Geschichte einen höhern Grad der Erbaulichkeit zuschreiben, als andern. Manche Auftritte im Leben des Herrn sprechen uns sogleich beim ersten Blick auf lebendige und kräftige Weise erbaulich an; wir sind uns dessen sogleich bewußt, daß sie auch für uns geschrieben sind; wir fühlen uns sogleich mit unsern Gedanken und Empfindungen in sie hineingezogen; wir bleiben ihnen nicht als kalte Zuschauer gegenüber stehen, sondern es ist uns, als nähmen wir selbst an ihnen als handelnde Personen mit Theil. Dagegen sprechen uns andre Abschnitte der Geschichte des Herrn nicht auf diese unmittelbar erbauliche Weise an. Wir werden nicht sofort von ihnen ergriffen, sondern wir müssen uns bemühen, durch gesammeltes Nachdenken sie zu ergreifen; die erbauliche Kraft in denselben tritt uns nicht gleich ins Auge, wir müssen sie erst sorgfältig in ihnen aufsuchen. Sie erscheinen unserm Herzen nicht als alte bekannte; unser Gemüth muß sich erst nach und nach mit ihnen befreunden. Zu welcher von diesen beiden Gattungen haben wir nun wohl unsre

*) Gehalten am Sonntag, den 4. März 1830.

heutige Textgeschichte zu richten? Täusche ich mich nicht, der Anschauung der Meisten von uns zufolge zu der letzteren Klasse, zu denjenigen evangelischen Texten, die dem Gemüth der Leser und Hörer meist ziemlich fern stehen bleiben. Worin liegt nun aber in diesem besondern Fall der Grund hiervon? Etwa darin, daß unsre Textgeschichte nur eine untergeordnete Stelle in der Geschichte des Herrn einnimmt, nur eine Nebenscene in derselben ist? Schwerlich. Als eine solche steht sie in der evangelischen Geschichte gar nicht da. Alle vier Evangelisten erzählen sie umständlich, und zwar mit einer unverkennbar nachdrücklichen Betonung. Wir können also die Ursache nur in uns suchen, nur darin, daß wir diese Geschichte nicht sogleich aus dem rechten Gesichtspunkt ansehen. Wir versehen es in den meisten Fällen, in denen uns etwas der Art begegnet, gewöhnlich darin, daß wir von vornherein darnach fragen, welchen Eindruck die fragliche Geschichte auf uns mache; anstatt daß wir zuerst fragen sollten, welchen Eindruck sie auf ihre nächsten Zeugen und Zuschauer gemacht. Haben wir uns diesen Eindruck nur erst lebendig vergegenwärtigt, so geht derselbe ganz ungesucht auf uns selbst über. So ist's nun namentlich auch mit unsrer Textgeschichte. Auf ihre unmittelbaren Zuschauer hat sie laut der Erzählung einen sehr starken Eindruck gemacht. Es heißt sogleich nach unserm Texte: „und als er zu Jerusalem einzog, erregte sich die ganze Stadt", wie Matth. 2, 3. Diesen Eindruck des letzten Einzugs des Herrn auf Jerusalem dürfen wir uns nur anschaulich vergegenwärtigen, wenn auch wir von der Erinnerung an denselben einen gesegneten Eindruck empfangen wollten. Das ist's, was wir in der gegenwärtigen Stunde unter Anrufung des göttlichen Beistands versuchen wollen.

Der Eindruck des letzten Einzugs des Herrn auf Jerusalem.

Unsre Betrachtung wird in zwei Haupttheile zerfallen müssen; denn es gilt auch von dieser göttlichen Veranstaltung und Führung, was leider von allen göttlichen Veranstaltungen und Führungen gilt, der Eindruck, den sie wirklich hervorbringen, ist weit verschieden von dem, den sie ihrer Natur nach hervorbringen sollten und könnten. Wir haben uns also zwei Fragen zu beantworten. Erstens: Welchen Eindruck konnte und sollte der letzte Einzug des Herrn in Jerusalem auf dasselbe machen? — und zweitens: Welchen Eindruck machte er wirklich auf dasselbe?

1.

Ihr versteht mich, meine Andächtigen, wie ich die Frage meine, welchen Eindruck konnte und sollte der letzte Einzug des Herrn in Jerusalem auf

dasselbe machen? Ich meine dies. Wir wollen uns einen der damals in Jerusalem zum Osterfest versammelten Israeliten denken, einen wahrhaft gottesfürchtigen, mit seinem eignen Herzen vertrauten, und auf den Heiland Israels wartenden Mann, der, schon seit dem ersten Auftreten Jesu von Nazareth auf ihn aufmerksam geworden, ihn seit jener Zeit unverrückt beobachtet, alles, was sich damals von seinen Worten und Werken wissen ließ, sorgfältig zusammen genommen, alle Mittel, die sich zum Verständniß der allerdings in vieler Hinsicht räthselhaften Erscheinung darboten, benutzt, namentlich in dem prophetischen Worte des Alten Testaments redlich geforscht hatte: und nun fragen: welchen Eindruck konnte, ja mußte der Natur der Sache nach auf einen solchen der letzte feierliche Einzug Jesu in Jerusalem machen? was konnte, ja mußte ein solcher in demselben lesen?

Eindruck gewiß mußte er erhalten. Denn die Begebenheit mußte ihm als eine gar auffallende erscheinen. Sie stach zu sehr ab gegen das frühere Verhalten des Herrn. Sie war eine feierliche Erklärung des Herrn, daß er der Messias sei und sein wolle. Alle feierlichen öffentlichen Erklärungen der Art hatte er bisher sorgfältig vermieden. Man denke nur an die Antwort auf die Botschaft Johannis des Täufers (Joh. 6, 15). Ja, noch kurze Zeit vorher auf dem Fest zu Jerusalem hatte er auf die Frage des Volks: „Wie lange hälst du unsre Seelen auf? bist du Christus, so sage es uns frei heraus!" bei weitem nicht so frei heraus geantwortet als das Volk es wollte: „Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet mir nicht; die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir; aber ihr glaubet mir nicht; denn ihr seid nicht von meinen Schafen" (Joh. 10, 24 f.). Jetzt erklärt der Herr sich unaufgefordert auf die öffentlichste Weise für den Messias vor der versammelten Festgemeinde. Er läßt sich nicht nur die Begrüßung als Messias gefallen; er trifft selbst die Veranstaltungen zu einem solchen feierlichen Einzug, und vertheidigt das ihm zugerufene Hosianna aufs freimüthigste gegen seine Feinde. Eine so auffallende Erscheinung mußte in einem ernsten Israeliten, wie wir uns ihn vorstellen, nothwendig die Frage erwecken: was soll das bedeuten, was ich hier vor meinen Augen sehe? mußte nothwendig ernstes Nachdenken über den Sinn und die Absicht dessen, was vor seinen Augen geschah, hervorrufen.

Und auf welche Gedanken sollte ihn nun dieses sein Nachdenken führen?

Das Eine lag zuerst klar vor seinen Augen: Jesus von Nazareth will von nun an als der Messias anerkannt sein. Die Stellung Israels zu ihm ist von nun an eine wesentlich veränderte. Bis dahin war eine Zeit

der Vorbereitung und Prüfung für Israel. Sie sollten Jesum still beobachten, sie sollten mit ihrem Herzen über ihn zu Rathe gehen, und sich im Stillen bei sich selbst darüber berathen, wofür sie ihn halten wollten. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo die Entscheidung nicht mehr hinausgeschoben werden durfte, — wo sie laut werden mußten vor aller Welt.

Aber sollte dies schon alles sein, was die auffallende Begebenheit Israel sagen wollte? Sie war eine feierliche Erklärung der Messiasschaft Jesu; aber eine wunderliche. Nicht nur die Sache selbst war auffallend, sondern auch die Art und Weise, wie sie erfolgte, war es nicht minder. Diese Art und Weise war gewiß eine ganz andere, als Israel sich dieselbe damals vorstellte. Sollte nun aber dieses Auffällige, dieses Wunderliche in der Art und Weise der feierlichen Erklärung ein Unabsichtliches, ein Bedeutungsloses sein? Gewiß nicht. Oder wollte nicht vielmehr Jesus eben damit Israel etwas sagen? Gewiß. Gerade in dieser äußerlichen Wunderlichkeit und Dürftigkeit des Einzugs Jesu lag wirklich etwas vielsagendes, wie es in dem prächtigsten Einzuge nicht hätte liegen können. Aber was konnte Jesus Israel mit dieser auffälligen Art und Weise seines Einzugs sagen wollen? Was anders als Winke darüber geben, was für ein Messias er sei. Welches waren nun also die eigenthümlichen Züge im Bilde des Messias, die dem frommen nachdenkenden Israeliten aus diesem Einzuge Jesu mit allen seinen Nebenumständen einleuchten sollten?

Verfolgen wir mit ihm im Geist die ganze Begebenheit. Er hört das Hosianna dem Sohne Davids; er sieht die Palmenzweige streuen. Das ist der Einzug eines Königs. Jesus, der Messias, will der König Israels sein, der Friedefürst, wie ihn Zacharias geweissagt, — der da Friede bringt nach dem langen Streit. Aber wo ist der königliche Schmuck dieses Königs? Nein, ein König, wie Israel ihn erwartet, will dieser Messias nicht sein; kein weltlicher, irdischer König. Und wenn dies nicht, was denn für ein König? Also wohl doch kein König? Doch wohl nicht der Bringer des obern Heils, wie Israel ihn erwartete? Horch! das Volk umher, das bei der Auferweckung des Lazarus gewesen war, rühmt die That (Joh. 12, 17). O, der die Todten auferweckt, der sollte nicht mit königlicher Macht seinen Einzug halten können, wenn er wollte? Der kann die königliche Pracht nur darum verschmähen, weil er eine andre, unvergleichlich herrlichere Herrlichkeit trägt. Ja, fröhlich eingestimmt in den Jubel der Schaar! Der Zug schwillt immer mehr an durch die aus der Stadt nun

herbeieilenden Festpilger, der Jubel wird immer lauter. Aber in dem Angesichte Jesu ist ein schwermüthiger Zug, den aller Jubel nicht unterdrücken kann. Ein Zug, für den ich keine Deutung weiß, wenn nicht vielleicht Jesaja 53 sie gibt. Jetzt ist er auf der Höhe des Oelbergs: die heilige Stadt liegt ausgebreitet vor den Augen ihres Königs da. Jetzt wird ihm das Herz aufgehen, jetzt wird der ungemischte Strahl der Freude seinen Blick verklären; und siehe! er blickt sein Zion an, und weint, und über seine Lippen geht das Wort: „Wenn du auch erkenntest noch zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dienet; aber nun ist es vor deinen Augen verborgen!" O, diese Thränen Jesu gießen neues, für das gerade Herz alles Dunkel weit überstrahlendes Licht über den ganzen Auftritt. Es sind Thränen gleich sehr, beides, der reinen Heiligkeit und der reichsten Liebe. Ja, Heiligkeit ist seines Thrones Zierde, nicht irdischer Prunk. Ein heiliger König ist er, ein Reich der Heiligkeit ist sein Reich. Die Sünde ist der Feind, gegen den er aufzieht in den Streit, gegen die Sünde will er seine göttliche Macht gebrauchen, die göttliche Macht, mit der er die Todten ins Leben ruft. Er bringt Frieden, aber nicht den Frieden dieser Welt, — den Frieden, welcher höher ist denn alle Vernunft, Frieden den Herzen, Frieden dem Gewissen, den Frieden in Gott. Aber wie hat seine Heiligkeit sogar nichts Schreckendes! Der Heilige weint über die Sünder. Er fühlt mit den Sündern. Sein Schwert ist nur gegen die Sünde gezogen, und für den Sünder. Daher sein niedriger Aufzug; nicht Zeichen seiner Armuth und Ohnmacht ist er, sondern Zeichen seiner Sanftmuth, Freundlichkeit. Ja, er, der also Mitleiden haben kann, Ihm kann ich mich hingeben mit aller meiner Sünde. Ihm hat der Herr eine gelehrte Zunge gegeben, daß er wisse mit den Müden zu rechter Zeit zu reden (Jes. 50, 4). Und dieser sanftmüthige König, wie ist er doch wieder angethan mit göttlicher Hoheit, Herrlichkeit und Macht! Wie strahlt durch seine Niedrigkeit seine Herrlichkeit hindurch! Wie zieht er mitten durch die Reihen seiner Feinde hindurch ein in das Jerusalem, das ihm den Tod geschworen! Ja, gerade diese Mischung von göttlicher Hoheit und menschlicher Niedrigkeit, von Heiligkeit, Liebe und Sanftmuth, sie ist es, was Israel das Heil bringen soll und wird.

In solche seligen Gedanken versunken konnte der fromme Israelit den Herrn hinein begleiten in die heilige Stadt. Hier war das Ziel, welches der König Israels nahm, der Tempel; und was hier noch an diesem Tage geschah, das mußte den aufmerksamen Beobachter nur noch mehr in jenen

Gedanken befestigen: die Tempelreinigung, die Heilung der Blinden und Lahmen, die Gespräche des Herrn mit den Pharisäern und Schriftgelehrten. Nur eine Beobachtung mußte noch hinzukommen, — die noch einen nähern Schlüssel zu den Thränen des Herrn gab. Der aufmerksame Beobachter mußte sich mit Schrecken überzeugen von der Abgeneigtheit der Häupter Israels gegen diesen Messias; davon, daß ein harter Kampf bevorstehe, und besonders, wenn er dazu nahm, was er erfahren haben konnte, was der Herr seinen Jüngern gesagt hatte von dem Erfolg dieses seines Zugs nach Jerusalem. Das konnte er sich sagen, daß die Treue gegen diesen Messias schwere Opfer kosten würde. Am Abende des wunderbaren Tages war die lautere Freude und Wonne des Nachmittags freilich schon mannigfaltig getrübt; aber der sittliche Ernst des Herzens mußte desto höher gespannt sein.

Fassen wir nun noch in einigen Hauptpunkten den Eindruck zusammen, den der Einzug des Herrn auf den wahren Israeliten machen konnte.

Etwas Räthselhaftes blieb freilich auch jetzt in der ganzen Erscheinung Jesu zurück. Aber dieses Räthselhafte führte zugleich selbst die nöthige Beruhigung für das Herz mit sich. Das Dunkel, das über Jesu und seiner Zukunft ruhte, erschien als ein heiliges Dunkel, — an welchem sich der Verstand nicht stoßen durfte. Das Räthsel trug den Charakter der Erhabenheit an der Stirn geschrieben. Der fromme Israelit mußte Jesu gegenüber mit vollstem Bewußtsein sich sagen, daß seine ganze Erscheinung etwas sei, was hoch über ihn und seinen Gesichtskreis erhaben sei, und sich von Herzen dessen freuen, daß Gottes Gedanken größer und höher seien, als der Menschen Gedanken.

Eben dieses Räthselhafte aber konnte und sollte nun in dem Israeliten einen doppelten besondern Eindruck erwecken. Ein Mal: die heiligste Scheu vor jedem eigenmächtigen Eingriff in die weitere Entwicklung des Schicksals des Herrn, unter ehrfurchtsvollem Harren, auf das, was Gott darin thun werde. Für's andre das Bewußtsein darum, daß es jetzt in Beziehung auf Jesum nothwendig eine ernste Entscheidung gelte, — die nun nicht mehr hinauszuschieben sei, — daß es aber hier für diejenigen, die sich zu ihm halten wollten, ganzen Ernst bedürfe, und eine Bereitwilligkeit zu den schwersten Opfern für ihn.

Neben diesem Räthselhaften aber mußte jetzt ein Bewußtsein mit sonnenheller Klarheit dem Gemüthe eingedrückt sein, das Bewußtsein: gerade dieser Messias ist der Messias, wie ich ihn bedarf. Er ist wie

für mein Herz und Bedürfniß gemacht; gerade er und kein andrer paßt für das menschliche Herz. Wehe dem Herzen, das an seiner Liebe, einer Liebe, wie sie die Welt nicht kennt, treulos würde! Dieses Bewußtsein, diese Empfindung konnte dann die Unterscheidung leicht machen, und die Entschlossenheit zu jedem Opfer für Jesum erwecken.

2.

War nun dies wirklich der Eindruck, welchen der Einzug des Herrn auf Jerusalem machte? Wir müssen diese Frage vor allem näher bestimmen. In Beziehung auf die eigentlichen, ausgesprochenen Feinde des Herrn können wir sie überhaupt gar nicht aufwerfen. Bei ihnen versteht es sich von selbst, daß sein Einzug diesen Eindruck nicht auf sie machen konnte. Einen Eindruck machte derselbe wohl auch auf sie; ja, einen starken Eindruck. Sie wurden nach der evangelischen Geschichte wohl inne, wie viel dieser neue Auftritt in der Geschichte des Herrn zu bedeuten habe (Joh. 12, 19). Sie fühlen sich geschreckt durch die sich hier offenbarende Macht und Hoheit; sie fürchteten sich (Matth. 21, 46; 26, 5. Marc. 11, 18; 12. Luk. 20, 19 ff.; 22, 2); aber nicht vor dem Herrn, sondern vor den Menschen — vor dem Volk. „Ja nicht auf das Fest!" Aber deshalb stehen sie nicht ab von ihrer Feindschaft und ihrem Mordplan; im Gegentheil: die Feindschaft wächst nur in demselben Maße, in welchem ihnen die Heiligkeit Jesu von Neuem in für sie blendender Klarheit vor das Auge getreten war. Sie suchen nur andre Wege — Wege der List; — sie wollen den Herrn fangen in seiner Rede vor dem Volk. — Allein auch dies mißlingt, sie müssen sich verwundern und verstummen.

Doch lassen wir diese. Nach ihnen fragen wir hier nicht; wir fragen nach dem Eindruck, welchen die Begebenheit auf die große Masse des Volks zu Jerusalem, Einheimische und Festpilger, machte, welche dem Herrn geneigt war und von ihm hoch hielt. War er bei dieser, war er namentlich auch nur bei denen, welche dem Herrn entgegengeströmt waren, der vorhin geschilderte?

Hören wir, was uns die evangelische Geschichte in dieser Beziehung für Kunde gibt.

Auch auf die große Masse des Volks machte der Einzug des Herrn, wie es nicht anders sein konnte, den sichtbarsten Eindruck. „Es erregte sich die ganze Stadt, und sprach: wer ist der?" Die Antwort auf diese Frage war: „das ist Jesus, der Prophet von Nazareth in Galiläa" (Matth. 21, 10. 11).

Diese Antwort mußte um so schlagender auf das Volk wirken, als es schon vorher so gespannt darauf war, ob der Herr unter den damaligen, für ihn so gefährlichen Umständen auf's Fest kommen würde, — da es dies bezweifelt hatte (Joh. 11, 56. 57). Nun erscheint er plötzlich, und zwar so! Aber was war nun die Wirkung davon, und von allem dem, was das Volk jetzt noch von Jesu sah und hörte?

Wir lesen, das Volk habe ihm angehangen (Luk. 19, 48), es habe sich seiner Lehren verwundert (Mark. 11, 18), es habe ihn gern gehört (Mark. 12, 37), und habe sich früh aufgemacht in den Tempel, ihn zu hören (Luk. 21, 38). Aber das alles ist doch noch bei Weitem nicht die Palmsonntagsbegeisterung. Das Volk hielt Jesum zwar immer noch hoch; aber wir hören doch in dieser Hinsicht nicht mehr daß es ihn für einen Propheten gehalten habe (Matth. 21, 46). Manche mögen wohl noch an dem Glauben festgehalten haben, er sei der Messias; aber wir lesen dabei ausdrücklich, diejenigen, die da an ihn geglaubt, hätten es doch nicht gewagt, diesen ihren Glauben zu bekennen, „um der Pharisäer willen, daß sie nicht in den Bann gethan würden. Denn sie hatten lieber die Ehre bei den Menschen; denn die Ehre bei Gott" (Joh. 12, 42. 43). Und wie endete endlich diese Stimmung des Volks? — In wenigen Tagen — es scheint kaum glaublich — brach sie aus in ein lautes „Kreuzige!" — zum Theil gewiß mit denselben Stimmen, die das Hosianna mitgerufen hatten. Sie baten den Barnabas los, und riefen das „Kreuzige" über Jesum!

Erkennen wir nun hierin die im ersten Theil geschilderten Eindrücke? Nein, von ihnen hatte auch die große Menge des Volks nichts empfangen.

Worin aber lag die Ursache davon? Etwa in den vielen Dunkelheiten, die jetzt noch auf der Sache Jesu ruhten? Ja, in Dunkel war sie freilich eingehüllt, in heiliges Dunkel; aber in eine Dunkelheit, in der das Herz sich gar nicht von der geraden Bahn zu verirren brauchte. Es ließ sich ein schöner Weg durch dasselbe leicht finden, wenn man mit geradem Herzen alle die vielen einzelnen Lichtstrahlen zusammen nahm, die durch dasselbe hindurch schienen. Die Sache des Herrn war während der drei Jahre seines Lehramts für den verständigen Beobachter viel klarer geworden, als sie es am Anfange seines Auftretens war. — So wenig auch seine Erscheinung die Gestalt hatte, die man damals in Israel als die Gestalt des Messias erwartete, so mußte doch einem verständigen Herzen bis dahin das eine zur unumstößlichen Gewißheit geworden sein, Jesus sei der Heilige Gottes, und seine Wege seien Gottes Wege. Aber freilich dem verständigen und

nachdenkenden Beobachter; als ein solcher erscheint uns aber das Volk auch bei dieser Gelegenheit durchaus nicht. Faßte es doch nicht ein Mal die Beziehung des Einzugs Jesu auf die Weissagung des Zacharias auf! Selbst die Jünger thaten dies ja damals noch nicht (Joh. 12, 16). So war es also Israels eigne Schuld, daß für dasselbe jetzt über Jesu ein so undurchdringliches Dunkel lag. Der eigentliche Grund davon, daß der letzte Einzug Jesu seine rechte Wirkung an ihm verfehlte, lag noch tiefer zurück. Denn warum thaten sie denn sogar nichts dazu, die einzelnen Lichtstrahlen zusammenzunehmen? Deßhalb, weil sie gar keine Begehr und kein Bedürfniß empfanden nach einem solchen Messias, wie der war, der sich ihnen in der Person des Herrn zeigte. Für einen solchen irgendwie auch nur die Mühe ruhiger, sorgfältiger Beobachtung und Forschung und ernsten Nachdenkens zu übernehmen, — das kam ihnen gar nicht in den Sinn. Ihre Gedanken gingen in Beziehung auf Jesum nur dahin, er werde seine Gestalt verändern, er werde aus einem niedrigen, demüthigen Heiland der Sünder sich in einen mächtigen, stolzen weltlichen König Israels verwandeln (Luk. 19, 11), und gerade der letzte Einzug des Herrn in Jerusalem, der ihnen alle irdischen Messiasgedanken und Hoffnungen nehmen sollte, mag dieselben in ihnen von Neuem zu frischem Leben aufgeweckt haben. Sie hatten kein Bedürfniß nach einem solchen Heiland, wie Jesus ist; darum nahmen sie ihn nicht, wie er selbst sich ihnen gab, sondern sie modelten sich sein Bild nach ihren eignen Gedanken und nach ihres eignen Herzens Gelüsten. Als aber nun die Stunde der Entscheidung kam, als es sich nun auswies, daß Jesus unwiderruflich der Heiland blieb, der er von Anfang an gewesen, daß er sich schlechterdings nicht von seinem heiligen Sinn auf ihren unheiligen Sinn hinüberziehen ließ, schlechterdings kein weltlicher Messias werden wollte: da sahen sie ihre Hoffnungen bitter getäuscht, — ihre unlautre Liebe schlug um in Haß, — und machte sich Luft in dem furchtbaren „Kreuzige!“

Mit guter Absicht haben wir nach dem Grunde gefragt, weshalb der letzte Einzug Jesu zu Jerusalem auf das Volk sogar den rechten Eindruck verfehlt habe. Denn in der Beantwortung dieser Frage liegt zugleich die Anwendung unsrer Betrachtung auf uns selbst. Auch noch in unsern Tagen steht der Heiland Vielen in eben derselben Gestalt, in eben demselben Lichte gegenüber, wie Israel bei seinem letzten Einzuge in die heilige Stadt. Er steht vor ihren Augen da als ein eben solches wunderliches Gemisch von Hoheit und Niedrigkeit, von Licht und Dunkelheit, als

eine räthselhafte Erscheinung. Was wird nun hier über unser Verhältniß zu Christo entscheiden? das Eine, was damals allein entschied: ob wir ein Bedürfniß haben nach einem solchen Heiland, als welcher er sich uns vor allen andern ankündigt, nach einem Heiland der Sünder, nach einem Heiland wider die Sünde. Dies entscheidet darüber, ob wir Christum wirklich verstehen, uns in seine Erscheinung finden lernen (denn nur unter jener Voraussetzung legen wir Ernst an, dies zu lernen), — darüber, ob wir ihm wirklich unser Herz schenken. Haben wir jenes Bedürfniß nicht, so gilt es alles nichts, daß wir uns äußerlich an Christum anschließen, daß wir mit seiner Gemeinde ihm das Hosianna zurufen, daß wir seine Lehre bewundern, ihr zuhören (durch die Beschäftigung mit seinem Wort). Das alles gilt nicht dem wirklichen Christus, es gilt nur dem Bilde, das wir uns von ihm gemacht; — für den wirklichen Christus setzen wir nichts daran, nicht ein Mal das bischen sogenannte Ehre vor der Welt, das kaum der Rede werth ist. Und je länger wir so dahin gehen, desto unmöglicher wird es uns, unser selbstgemachtes Bild von Christo festzuhalten; wir überzeugen uns mit voller Klarheit, daß er wirklich ein solcher ist und bleibt, wie wir ihn nicht wollen; er wird uns immer lästiger, und wir gestehen es uns selbst ein — was wir so lange uns zu verhehlen gesucht, — daß er uns lästig ist; — seine Wege werden unserm Sinne immer widerwärtiger, — und wir rufen zuletzt das „Kreuzige" über ihn, oder haben doch wenigstens gar keine Bürgschaft dafür, — daß wir es nicht ein Mal thun werden. Amen.

V.

Das christliche Leben im Licht des Evangeliums.*)

Text: Luk. 7, 11—17.

Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging; und seiner Jünger gingen viele mit ihm, und viel Volks. Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter: und sie war eine Wittwe, und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und trat hinzu, und rührete den Sarg an; und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf. Und der Todte richtete sich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Und es kam sie Alle eine Furcht an, und priesen Gott und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht. Und diese Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land, und in alle umliegenden Länder.

„Herr, erleuchte meine Augen, daß ich nicht im Tod entschlafe!" (Ps. 13, 4). „Denn bei dir ist die lebendige Quelle, und in deinem Lichte sehen wir das Licht!" (Ps. 36, 10). Amen.

Unsere Gedanken werden sich wohl bei der Vorlesung und Anhörung unseres heutigen Evangeliums in dem Wunsch begegnet sein, daß doch auch wir Zeugen jenes Auftritts gewesen sein möchten. Wir dürfen wohl annehmen, dieser oder jener unter euch sage sich jetzt im Stillen: ja, wenn ich jenem Auftritt beigewohnt, so wäre ich ein ganz anderer, als ich jetzt bin. Es hätte mich tief in mein Innerstes erschüttert, und einen Eindruck auf mich gemacht, den ich nie wieder hätte vergessen können, der meinem ganzen Leben eine neue Richtung gegeben hätte. Wer vor seinen eigenen Augen geschehen sah, was wir so eben gehört, der mußte eine ganz andere Ansicht und Empfindung von dem irdischen Leben und von dem Verhältniß des Herrn zu demselben mit hinwegnehmen.

Nun, meine Brüder, wenn es uns mit diesen Gedanken ernst ist: so glauben wir nur ja nicht, daß wir nicht auch jetzt noch wahrhaftige Zeugen unserer Textgeschichte sein können, daß sie nicht auch jetzt noch jenen tief

---

*) Gehalten am 16. Sonntag nach Trinitatis, den 26. September 1830.

erschütternden Eindruck auf uns hervorbringen könne. Dazu steht sie uns nicht zu fern. Noch heute können wir uns im Geiste mitten in sie hineinstellen, und dann wird sie auch noch heute zu uns reden, noch heute jenes eigenthümliche Licht auf unser irdisches Leben überhaupt werfen. Laßt es uns in dieser Stunde der Andacht versuchen, meine Zuhörer, laßt uns gemeinschaftlich unsre Andacht richten auf

Das irdische Leben im Lichte des Evangeliums.

Unser heutiges Evangelium beleuchtet uns 1. dieses irdische Leben ohne Christum, und 2. Christum in diesem irdischen Leben.

Der Herr aber, den unser Text uns vor das Auge führt, wolle uns die Augen des Geistes öffnen.

1.

So treten wir denn auf den Schauplatz unsrer Textgeschichte. Noch ist er leer von den Personen, die in unserm Evangelium auf demselben handelnd auftreten. Noch können wir unbefangen und ungestört unsern Blick auf ihm ruhen lassen, ohne eine Ahnung davon, was sich nachher auf ihm begeben wird. Was sehen wir nun da? und wie spricht das, was wir sehen, unser Gemüth an? wie klingt es in ihm wieder?

Wir sehen Nain, — wie schon der Name sagt, — das liebliche Nain, — Schönau. Es liegt vor uns ausgebreitet das fruchtbare Gefilde von Esdrelom, durchströmt von dem Bergstrom Kison, begränzt von den Bergen Thabor und dem kleinen Hermon. Der Anblick läßt unser Gemüth gewiß nicht unbewegt. Was für Bewegungen er aber in uns hervorrufen würde, darauf können wir leicht schließen aus eigener Erfahrung von dem Eindruck, den die Natur überhaupt in ihrer Erhabenheit und Schönheit auf uns macht. Versenken wir in sie unser Gemüth! Vergessen wir ein Mal für einen Augenblick die Wirklichkeit des alltäglichen Lebens mit allem, was uns in demselben drückt, lassen wir allein den Anblick der Umgebungen Nains auf uns wirken!

Staunen, freudiges Staunen ist der erste Eindruck, — Staunen über die Wunder der Schöpfung, über die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Schauplatzes, auf den wir gestellt sind, auf dem wir leben und wirken sollen. Unser Herz geht uns auf, — es ist offen für diese Welt um uns her. Es ist uns, als wäre sie so ganz für uns gemacht, gerade so wie sie sein muß,

um von uns genossen, von uns verstanden zu werden. Und je weiter unser Gemüth sich ihr aufschließt, je mehr es sich in sie als in eine lebendige versenkt, desto deutlicher steigt in ihm die Frage auf: was ist es denn nun eigentlich, was du in der Natur um dich her verstehest und genießest? was ist das Leben, das dich von ihr her anweht? Und mit der Frage zugleich die Antwort: Es ist der Herr, es ist Gott, der uns diese Welt zum Schauplatz des Lebens und der Thätigkeit gemacht hat. Sein Geist, sein Odem, seine Liebe ist der Hauch, der uns aus ihr so erquickend und kräftig anweht. Gottes Herrlichkeit ist der Reichthum erhabener und anmuthiger Schönheit, den sie uns in den Geist strahlt. Der 104. Psalm kommt unwillkührlich auf unsere Lippen; wir rufen aus: „Die Erde ist voll der Güte des Herrn" (Ps. 33, 5). „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter!" (Ps. 104, 24). Wohl uns, daß wir hier leben, hier wirken sollen!

Und indem wir so staunen über die Welt um uns her, fällt unser Blick auf uns selbst zurück; und auch über uns selbst ergreift uns gleich seliges Erstaunen. Staunen über das wunderbare Wesen, das wir Menschen nennen, so reich begabt mit Sinnen für die Welt und den Gott in ihr, — so leicht erregbar von der Welt und dem Geiste des in ihr waltenden Gottes. Wir staunen über die innere Welt, die durch die äußere in uns aufgeht, — über den Reichthum der Gedanken und Empfindungen, die unser Inneres erfüllen, — über die Welt der Wahrheit, der Heiligkeit und der Schönheit, zu der sie sich in uns aufbauen. Wir stehen staunend vor den Wundern, aus denen wir zusammengesetzt sind. Wir möchten uns einem wunderbaren, rauh besaiteten Instrument vergleichen, dessen Saiten, aufs mannichfaltigste berührt von der Welt und vom Geiste Gottes, uns so unerklärliche und doch harmonische Töne geben. Je länger wir ihnen zuhören, desto bestimmter vernehmen wir den Einklang, der durch sie alle hindurch klingt, — desto lebendiger werden wir inne, daß ein erhabener Tonkünstler ordnend über allen diesen Klängen waltet, — Gott, — daß unser ganzes Leben ein großes Kunstwerk dieses erhabenen Künstlers ist. Ja, meine Brüder, dann weiß unsere Brust sich nicht zu lassen vor Entzücken; dann rufen wir jauchzend aus: Ja, es ist etwas Großes, überschwänglich Seliges um das irdische Dasein!

Und doch ist die Fülle des Glücks, die in solchen Augenblicken in unserm Bewußtsein aufsteigt, noch nicht erschöpft. Wir stehen ja nicht allein

und einsam da mit unserm wunderbaren Wesen in dieser wunderbaren Welt. Wir sehen ja die Fluren Nains, wir sehen den Schauplatz unseres Daseins bevölkert von Wesen unsers Gleichen. Wir finden uns in eine große Gemeinschaft von Brüdern gestellt, in welche der nämliche Reichthum göttlicher Gedanken und Empfindungen gelegt ist. Und wenn nun schon in dem Gemüthe des Einzelnen Gott und die Welt so wunderbar, so reich wiederklingen, wie erst wenn alle diese einzelnen Anklänge zusammenklingen! wenn nun alle diese einzelnen zusammen wieder ein noch unendlich reicher besaitetes Instrument bilden, das von der Hand Gottes gerührt wird! O, welche Fülle des Lebens ist uns in dieser Gemeinschaft gegeben! Welche Fülle der Liebe! Welche Fülle der Kraft! In ihr ist uns die Möglichkeit gegeben, das Leben außer uns zu verwirklichen, das in unserm Gemüthe lebt, und mit unaufhaltsamen Drange aus dem Gedanken und der Empfindung in die That ausströmen, das innerlich geschaute und empfundene Reich der Wahrheit, Heiligkeit und Schönheit außer uns bauen will, auf diesem reizenden Schauplatz des irdischen Daseins, von dem wir uns bewußt sind, daß er uns gerade dazu gegeben ist. O, wenn nun Alle, die das gleiche Leben in sich tragen, an dem gleichen Werke arbeiten, — wenn nun so das Leben der Menschen als ein erhabenes Kunstwerk erscheint, das von Allen gemeinschaftlich auferbaut wird, — ja nicht dies allein, sondern auch als ein Kunstwerk, das mittelst aller dieser menschlichen Hände in Wahrheit von einer höheren, unsichtbaren Hand gestaltet wird, von der Hand der göttlichen Vorsehung: können wir dann noch klein von demselben denken? dann noch in unserer Brust den Jubel darüber ersticken, daß wir das Licht der Sonne sehen, Bürger dieser Erde sind? Nein, es ist etwas Großes, etwas Unvergleichliches und Seliges um dieses irdische Leben: das ist die Empfindung, die unsere Seele, im Angesichte Nains, auf dem Schauplatz unsrer Textgeschichte erfüllt.

Diese Empfindungen sind keine Träume; aber sie ersterben dennoch bald genug wieder in unsrer Brust. Was sie in solchen Stunden erfüllt, ist Wahrheit, aber nicht Wirklichkeit. Das irdische Leben ist in der Wirklichkeit ganz etwas anderes, als das, wofür wir es in solchen Stunden halten, in denen wir die Wirklichkeit vergessen haben. Die Wirklichkeit erinnert uns aber, unerbittlich wieder an sie. Auch hier auf dem Schauplatz unsrer Textgeschichte. Wir werden geweckt in unserm stillen Sinnen durch Töne, die von Nain zu uns hinüber hallen. Es sind nicht Freudentöne. Es sind Töne dumpfen Wehklagens. Sie kommen immer näher! — Siehe,

da tritt aus dem Thor ein Leichenzug heraus. Es ist ein Jüngling, den der Sarg uns zeigt; und hinter dem Sarge wankt die Mutter. Sie weint dem einzigen Sohne nach. Ihr geht kein Gatte zur Seite, auf den sie sich stützen könnte in ihrem Schmerz. Den Gatten hat sie schon längst denselben Weg begleitet! Um sie her strömen der Wehklagenden Viele, und mischen ihre Thränen, ihre Seufzer mit den ihrigen. Ach, der Tröster hat sie viele; aber keinen Trost.

Wie wird uns, meine Freunde, bei dem Anblick? Wo sind sie so plötzlich hin alle die Empfindungen der Wonne, die so eben noch unser Herz kaum zu fassen wußte? Die Freude und die Lust dieses irdischen Daseins stand uns vor der Seele; jetzt tritt uns vor dieselbe sein Leid und sein Schmerz. Und wie die Anmuth der Gefilde Nains in uns wiederklang, wie wir uns bewußt waren, daß die Empfindungen, welche ihr Anblick in uns weckte, unser eigenstes Leben waren: so klingt auch jetzt der Schmerz des Trauerzuges in uns an, es ist uns gewiß im tiefsten Grunde unseres Bewußtseins: der Schmerz jenes Lebens, der uns dort entgegentritt, ist unser eigner Schmerz, er ist der Schmerz dieses irdischen Lebens selbst; was uns die Wirklichkeit bietet, ist nichts anderes als eben ein Leben solchen Schmerzes. O hier empfindet ihr mir leicht nach, — ihr natürlichen Herzen, denen das freudenreiche Licht der Gnade Gottes in Christo aufgegangen ist! Denn nur von solchen reden wir hier. Ja, unter ihnen gibt es nicht eins, das nicht, nach dem herrschenden Grundton seines Lebens gefragt, antworten m ßte: Der ist ein tiefer Schmerz. Die rechte, reine Freude ist mir immer nur auf Augenblicke geworden, und ich weiß kaum, ob es die rechte war. Ich weiß wohl von allen den tausend Gütern, in mir und um mich her, deren ich mich freuen sollte; aber ich bringe es nicht zur Freude. Ich sehe wohl die Herrlichkeit der Schöpfung; aber sie sieht mich wehmüthig an, und ich denke nur an das Scheiden von ihr. Ich sehe wohl in mir eine Fülle von Gaben des geistigen Lebens; aber ich fühle zugleich wie sie welken, ehe sie noch geblüht. Ich lebe wohl mitten in einer großen Gemeinschaft von Brüdern; aber ich erfahre auch, wie arm an Liebe sie ist; wie so selten die reine, die innige, die starke Liebe ist, in den Brüdern um mich her, und in meinem eigenen Herzen. Und wo wahre, volle Liebe ein beglückendes Band um mich und meine Brüder schlägt: da ruft mir eine Stimme unabläßig zu, auch dieses Band muß zerrissen werden; sei es durch das Leben, sei es durch den Tod. Ich weiß wohl, daß das Leben mir würdige Zwecke bietet, ihm meine ganze Kraft zu weihen; aber ich habe keine ganze

Kraft, meine Kraft ist gebrochen; ein verborgener Wurm nagt an dem Mark meines Lebens. Und ach, es ist doch kein verborgener Wurm! Ich muß es mir wohl sagen, daß über der Welt und über mir ein Gott waltet, ein Gott der Heiligkeit und der Liebe. Ich kenne seinen Namen; aber ihn zu finden und zu fühlen, das vermag ich nicht. Ich bedarf eines wahren Gottes, wenn nicht der Lebensquell in mir versiegen soll. Ich seufze nach dem gegenwärtigen Gott; und wenn Er nun in einzelnen Stunden mir wirklich nahe vor die Seele tritt: siehe, so wird er mir ein verzehrend Feuer! Ich ertrage die Nähe seiner Majestät nicht, — die Nähe seiner Liebe, die Nähe seiner Heiligkeit; — denn ich bin sündig. Das ist der Wurm, der an meinem Leben nagt: die Sünde. Und die Sünde gebiert den Tod. Das ist ein Erdenleben: Ein großer, tiefer Schmerz, vielleicht nicht ohne Ende, — aber ohne Hoffnung.

So wehklagt das natürliche Herz, das vorher erst so jauchzte. Der Anblick des Trauerzuges hat alle seine Saiten umgestimmt. Das — ruft es — ist das Bild des Erdenlebens!

Ein erschütternder Wechsel der Empfindungen, meine Brüder. Und doch ein wahrer. O dieser Wechsel zieht sich nun durch das ganze lange Leben hinfort! Ja, gerade er zerreißt das Herz so tief; viel tiefer, als wenn das ganze Leben Ein Leid wäre, und nicht unter den tiefsten Schmerzenstönen mit unaufhaltsamer Gewalt einzelne höchste Jubeltöne hindurchbrächen! Da kommt er nun raschen Schrittes heran der Leichenzug des Jünglings; wir aber stehen versenkt in dumpfem Sinnen.

2.

Siehe, da trifft unser Auge ein neuer Gegenstand. Der Schauplatz vor uns füllt sich noch mehr. Dort von der andern Seite her kommt ein kleiner Haufe gezogen; an seiner Spitze eine edle männliche Gestalt. Es ist ein uns wohl Bekannter: Jesus von Nazareth, den wir als den Herrn und Christ bekennen, — mit einem Häuflein seiner Jünger und Schüler. Wunderbares Zusammentreffen! Ja, gerade hierher gehört er; hier zu diesem Auftritt der bittersten Erdennoth gehört er, der der Heiland sein will. Hier muß es sich erproben, ob er in Wahrheit der Heiland ist; ob er diesen Schmerz bezwingen kann. Doch wird er das wohl können? Er, vom Weibe geboren, dem Tod gegenüber helfen? Den Tod bezwingen, ihm seinen Raub wieder abnehmen?

Müßig und theilnahmlos vorübergehen wird er bei dem Leichenzuge nicht. Das hat er nie gethan. Nie ist er theilnahmlos bei einem Weinenden vorübergegangen. Ja, schon fällt sein Blick auf die Mutter; und sichtbar geht der Anblick ihm durchs Herz. Es jammert ihn des Weibes; ihr Schmerz dringt ihm ins Herz; und mit ihrem Schmerz der Schmerz des Erdenlebens überhaupt. Es jammert ihn. Ja, Mitleid spricht aus allen seinen Zügen. Der Zug des Erbarmens, der immerdar auf seinem Antlitz ruht, tritt immer mächtiger hervor. Der Zug, der sich so wunderbar vermischt mit dem Ausdruck des göttlichen Adels, der aus seinem Angesicht strahlt, und mit der milden Freundlichkeit desselben. Der Zug, in dem ich lesen muß: Es ist ein göttliches Erbarmen, das ihn aus der Herrlichkeit des Vaters herabgezogen hat in unsre Erdennoth; es ist lauter göttliches Erbarmen, daß er so tief als nur immer möglich sich in dieselbe hineingesenkt, um unsren Leidenskelch mit uns bis auf die letzte Hefe zu leeren. Ja, meine Brüder, das sehen wir hier klar vor unsern Augen: Barmherzig ist der Herr; er hat Erbarmen, Mitleid mit unsrer Noth, mit unsrer Schwachheit, mit unsrer Sünde. Er ist der Heilige, dem sich der Sünder voll Vertrauen nahen darf.

Der Herr möchte der Mutter helfen in ihrem Jammer. Aber wird er's denn können? Die gutmüthigen Jünger scheinen es zu hoffen. Sie sehen bald einander, bald den Meister mit bedeutenden Blicken an, als wollten sie Ihm leise zuflüstern: Herr, hilf! und sich zurufen: Freuen wir uns, daß hier wieder ein Werk des Vaters zu wirken ist, auf daß der Sohn verherrlicht werde vor den Menschen! Und im Angesicht des Herrn strahlt durch das tiefe Mitgefühl noch ein kräftiger, immer stärker werdender Strahl der Freude hindurch.

Doch sehen wir! Er wendet sich zur Mutter, er öffnet den holdseligen Mund, — er spricht zu ihr: „Weine nicht.“ Es klingt gar sanft und freundlich; wohlthun wird es der Armen; doch wird es ihr auch helfen? Nein. Das ist's, was ihr die Andern auch gesagt haben; und es gab nur ihren Thränen neuen Fluß. Das ist's, was auch uns die leidigen Tröster sagen, wenn der Schmerz des Erdenlebens unser Herz zerreißt, — wenn unsre Sünde vor unsre Seele tritt, daß wir unser Lager mit Thränen schwemmen immerdar, — wenn uns der Tod sein bleiches Antlitz zeigt, — wenn er von unserm Herzen wegreißt die wir lieben, — wenn uns das Heer der Erdennöthe überfällt. Weinet nicht: sagt man uns dann; und unsre Thränen stürzen nur in desto unaufhaltsameren Strömen herab. Was

will ein Wort ausrichten gegen die Gewalt der Empfindungen? was ein schwacher Gedanke gegen die Wuth des unmittelbar empfundenen Schmerzes? „Weine nicht!“ Wie kann nur über Jesu Lippen dieses Wort kommen? Ueber die Lippen dessen, der selber unsern Schmerz so tief empfindet, — der selber über unsere Noth geweint, — der weiß, wie sehr wir Grund haben, zu weinen! Von seinen Lippen klänge ein solches Wort fast wie Hohn, wenn es nicht die Stimme der Liebe wäre, mit der er es gesprochen.

Indessen, er verläßt den Zug noch nicht. Vielleicht läßt er es bei dem „Weine nicht“ nicht bewenden. Er tritt zum Sarge hinzu, er rührt die Bahre an, — die Träger stehen, — er redet zu dem Todten, als lebte er vor ihm, — „Jüngling, ich sage Dir, stehe auf.“ Und — was sehen wir! — Die Todten gehorchen seinem Ruf! Der Jüngling setzt sich auf im Sarge, — sein Mund thut sich auf, voll Verwunderung und Preis. Ja, meine Brüder, jetzt jauchzet auf mit Siegesruf! Jesus von Nazareth ist wahrhaftig unser Heiland! Sein Wort ist ein Wort der Allmacht! Sein Wort weckt die Todten auf! Er ist's der uns erlösen kann. Er ist's, der uns erlösen wird. Er nimmt dem Tode die Macht, und dem Stachel des Todes, der Sünde. O er, der so innig Mitleid hat mit dem Sünder, — er kann auch die Fesseln der Sünde brechen, — die Fesseln der Sünde und des Todes. Er bringt hindurch durch Sünde, Tod und allen Jammer bis in das Allerheiligste Gottes. Er führt mit heiligem Erbarmen dem Vater die verlorenen Kinder zu, — er erwirkt ihre Vergebung und Gnade. Er bringt den Strom des Geistes Gottes herab vom Himmel auf die Erde. Er gibt den Todten neues Leben. „Er gibt den Müden Kraft und Stärke genug den Unvermögenden.“

Allein wenden wir unsern Blick noch nicht ab von dem Auftritt vor unsern Augen. Noch ist nicht alles geschehen. Der Herr ergreift die Hand des auferweckten Jünglings, und den er dem Leben wiedergegeben, ihn gibt er jetzt der Mutter wieder. Er zerreißt die Bande und Verhältnisse des irdischen Lebens nicht; er knüpft sie von Neuem und unauflöslich. Auch für sie ist er der Heiland.

Ja, nun kehrt wieder zurück in die Seele ihr glänzenden Bilder des irdischen Lebens! Jetzt ist er gefunden, der Bürgschaft leisten kann und will für eure Verwirklichung. Verbirg deine Reize und deine Pracht nicht mehr, du schöne Erde; du sollst noch herrlicher prangen; der Herr der Heiland, schafft auch dich nun um, zum Schauplatz des Reiches seiner

Herrlichkeit. — Zweifle nicht mehr an der Wahrheit der Wunder, die Gott in dich selbst gelegt, o Mensch! Dein Heiland läßt durch seines Geistes warmen Hauch zum vollen Leben reifen, was jetzt noch im Keime in dir schläft. Seine Hand wird noch ganz neue, ungeahnte Wunder in dir entfalten, nachdem er in deinem Fleisch dich Gott so nahe gebracht! Und die Gemeinschaft der Menschen, von der du so liebliches träumtest, sie wird durch des Herrn, des Heilandes, Rath und Macht geschmückt mit den tausendfältigen Gaben seines Geistes, unter der zarten Pflege seiner Hand erblühen zum Tempel Gottes, zum Reiche seines Vaters.

Hier, meine Brüder, schließt der Auftritt, den unser heutiges Evangelium uns vor Augen führt. Die Menge des Volks, in deren Reihen wir uns gemischt, kommt Furcht an, und alle Zeugen preisen Gott, und sprechen: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht." Was nehmen wir nun mit hinweg von diesem Auftritt? Die Eine große Ueberzeugung: Jesus ist der wahrhaftige Heiland. Für ein solches Leben, wie dieses Erdenleben mit seinem wunderbaren Licht und seinem schweren, dunkeln Schatten ist gerade ein solcher Heiland Bedürfniß wie Jesus mit seinem göttlichen Erbarmen und seiner göttlichen Allmacht. Gott helfe uns, daß wir Alle ihn als unsern Heiland ergreifen, und nicht lassen! Amen.

VI.

Die Schönheit der christlichen Gesinnung, betrachtet im Spiegel der Gesinnung Jesu Christi.*)

Text: Phil. 2, 5–10.

Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus auch war. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein; sondern äußerte sich selbst, und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst, und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. Darum hat ihn auch Gott erhöhet, und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Kniee derer, die im Himmel, und auf Erden, und unter der Erde sind.

Der eben verlesene Text enthält eine Beschreibung der Gesinnung unseres Herrn Jesu Christi, in wenigen, aber starken Zügen. Der Apostel hält uns ein Bild der Gesinnung Jesu Christi vor, zu dem Ende, um uns aufzufordern, sie in uns nachzubilden, gleicherweise gesinnt zu sein: „Ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war."

Aber es ist nicht so ganz im Allgemeinen die Gesinnung des Herrn überhaupt, die uns hier als Spiegel vorgehalten wird. Es ist eine besondere Seite derselben, die der Apostel hier hervorheben will. Und welche? Das können wir weniger aus der Beschreibung selbst errathen, als es sich aus dem Schluß der gesammten Ermahnung des Paulus ergibt. Sie schließt Vers 15: „Auf daß ihr seid ohne Tadel, und lauter, Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet als Lichter in der Welt." Er verlangt also von den Philippern eine Gesinnung, die da leuchte in der dunklen Welt. Was ist es nun aber an der Gesinnung, was da leuchtet? Es ist nicht die Gesinnung an sich selbst, nicht ihre innere Güte an sich selbst, sondern es ist ihre Schönheit. Die Schönheit ist das Licht, durch welches die Gesinnung leuchtet. Auf die Schönheit ihrer religiösen Gesinnung dringt also der Apostel bei seinen Philippern, sie sollen sie gegenüberstellen dem „ungeschlachten und verkehrten Geschlecht", jener schon durch ihre äußerliche Mißgestalt sich selbst bezeichnenden Gesinnung der in die Sünde versunkenen

*) Gehalten am Sonntag den 27. März 1831.

Heiden- oder Judenwelt; gerade so wie auch der Heiland selbst zu gleichem Zweck uns zu „schönen Werken" ermahnt (Matth. 5, 16 nach dem Grundtext). So wissen wir es denn nun auch, von welcher besondern Seite der Apostel in unserm Texte die Gesinnung des Herrn darstellt: nach ihrer Schönheit. Um der Ermahnung, die er an die Philipper ergehen läßt, ihre christliche Gesinnung zu wahrer Schönheit zu bilden, Nachdruck und Leben zu geben, hält er ihnen in einfachen Umrissen eine Schilderung der Schönheit der Gesinnung Jesu Christi vor. Sie sollen sie anschauen, und sie in ihrer ewigen Gesinnung nachbilden.

Somit ist uns denn die Aufgabe für unsere heutige Betrachtung deutlich gestellt. Ihr Gegenstand wird sein müssen:

Die Schönheit der christlichen Gesinnung, betrachtet im Spiegel der Gesinnung Jesu Christi.

Zweierlei wird zu ihrer Lösung erfordert werden:

1. Wir müssen uns nach Anleitung unsers Textes eine klare Anschauung bilden von der eigenthümlichen Schönheit der Gesinnung Jesu Christi und sodann

2. zusehen, wie sich dieselbe in der Gesinnung des Christen wiederspiegeln könne und solle.

1.

Wir haben uns also zuerst die eigenthümliche Schönheit der Gesinnung des Herrn zu veranschaulichen; und dies werden wir, unserm Text folgend, mittelst folgender Gedanken: 1) die Grundlage, auf welcher die sittliche Schönheit des Herrn ruht, ist seine göttliche Hoheit; 2) ihr eigentliches Wesen und ihr Kern ist seine unvergleichliche Liebe; 3) zu ihrer höchsten Vollendung bringt sie sein heiliger Gehorsam; und 4) ihr voller Glanz tritt hervor durch das Licht, welches ihre Umgebungen auf sie werfen.

Indem uns der Apostel die Schönheit der Gesinnung des Herrn schildern will, beginnt er damit, uns an die Hoheit seiner Person zu erinnern. „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war." Ja wohl, alle wirkliche Schönheit kann nur auf den Grundlagen der Hoheit ruhen, sie spricht uns an als etwas, das über uns ist, das aus einer höhern Welt uns anblickt. Darum geht der Apostel aus von der göttlichen Hoheit des Herrn, von der göttlichen Gestalt, in der er war, und die auch, nachdem er unser Fleisch angenommen, aus seiner Erscheinung hervorleuchtete auf allen seinen Schritten, von jener Hoheit der vollendeten Erkenntniß seines himmlischen Vaters und der unauflöslichen Gemeinschaft mit ihm, — jener Hoheit einer bis dahin ungekannten Kraft des heiligen Willens

(so daß ihm Wind und Meer gehorchten, die Todten lebendig, die Kranken geheilt wurden), — jener Hoheit der fleckenlosen Reinheit des Herzens und des Lebens (wer konnte ihn einer Sünde zeihen?). Wer kann darin eine unvergleichliche Erhabenheit der Gesinnung und des sittlichen Charakters des Herrn verkennen?

Aber möchten wir darin schon eine eigentliche Schönheit der Gesinnung des Heilandes finden? Schwerlich. Es ist die wesentliche Grundlage, auf der die Schönheit seiner Gesinnung ruht; aber diese selbst ist es noch nicht. Es ist das eigenthümliche Merkmal der Schönheit in ihrem Unterschied von der Erhabenheit, daß das Auge auf ihr ruhen kann, ohne geblendet zu werden, daß es sich unwiderstehlich von ihr angezogen fühlt, daß ihr Anblick nicht nur einen erschütternden Eindruck auf uns macht, sondern einen hinnehmenden, gewinnenden. Dem möchte aber bei uns wohl nicht so sein, wenn Christus bloß in dieser Erhabenheit vor uns stände, als dieses ungedämpfte Licht. Der Anblick würde uns in diesem Falle blenden, uns schüchtern machen und zagend, wir würden vor seinem blendenden Glanze fliehen, statt uns von ihm anziehen und hinnehmen zu lassen.

Theure Freunde! Schauen wir dem Herrn in das Antlitz. Diese seine göttliche Hoheit ist es gar nicht, was die Grundzüge seines sittlichen Charakters bildet. Sie bildet, so zu sagen, nur den Heiligenschein, der sie umstrahlt. Seine Hoheit ist es nur, woran wir seine sittliche Schönheit sehen, sie ist nicht seine sittliche Schönheit selbst. Auch der Apostel in unserm Texte geht nur von dieser Hoheit des Herrn aus; die Schönheit selbst aber, von der er reden will, setzt er nicht schon in sie. Er sagt vielmehr: „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er's nicht für einen Raub, Gott gleich zu sein; sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, und ward gleich wie ein anderer Mensch, und an Geberden als ein Mensch erfunden." Darein setzt er also das Wesen der Schönheit der Gesinnung des Herrn, daß er sich nicht selbstgefällig mit dieser seiner Hoheit brüstet, sondern sich mit ihr zu uns herabneigt, sich um unsertwillen ihrer entäußert, und in unsre Niedrigkeit herabsteigt in Knechtsgestalt, — in huldvoller unbegreiflicher Liebe. Ja meine Brüder, das ist auch der Kern der Gesinnung des Herrn, wie sie uns aus seiner irdischen Erscheinung entgegentritt. Nur in der innigsten Durchdringung mit dieser huldvollen Liebe, nur in ihrem Dienst erblicken wir seine göttliche Hoheit. Nur insofern sehen wir die Hoheit seiner Erkenntniß von dem Vater und der Innigkeit seiner Gemeinschaft mit ihm hervortreten,

als er uns den Vater offenbaren, und uns zu ihm hinführen will. Die wunderbare Macht seines Willens wendet er nur an, um unsere Noth zu lindern (Apostelgesch. 10, 38). Von der fleckenlosen Reinheit seines Herzens und Lebens macht er nur dazu Gebrauch, um sich für uns als das schuldlose Gotteslamm zum Opfer hinzugeben.

So ist huldvolle, sich selbst entäußernde Liebe der eigentliche Kern und das Wesen der Gesinnung des Herrn. Und warum trägt eine solche Gesinnung den Stempel der Schönheit an sich? Was ist denn das eigentliche Wesen, der eigentliche Inhalt der Schönheit, als eben die Liebe. Die Liebe ist der höchste Inhalt der Schönheit; die sich offenbarende Liebe ist eben die Schönheit.

Uns freilich fallen dem gemeinen Lauf der Dinge nach nicht immer Liebe und Schönheit schlechthin zusammen. Aber nur deßhalb, weil die Liebe, die uns in der Welt begegnet, so selten ihres Namens werth ist. Daher offenbart sich denn auch in ihr keine flecken- und schattenlose Schönheit. Es sind namentlich Unlauterkeit, Schwäche und Armuth, welche unsere menschliche Liebe entstellen. Aber hier in der Gesinnung des Herrn sehet ihr die wahre Liebe, die Liebe in ihrer reinen, wesentlichen Gestalt: die durch und durch uneigennützige Liebe, eine Liebe, zugleich so heilig und ernst, daß sie nichts nachsieht bei ihrem Lieben, sondern für alles Unheilige, das in ihre Nähe kommt, ein verzehrendes Feuer wird, — die starke, allmächtige Liebe, die überall, wo ihr nur der Zugang vergönnt wird, alle Bande durchbricht, alle geistige Blindheit, Gefühllosigkeit hinwegscheucht, die härtesten Herzen erweicht, und wie im Frühlingshauch neues, liebliches Leben erblühen läßt, — vor welcher Krankheit und Uebel weichen müssen, die den todten Freund aus dem Grabe wieder hervorruft, — eine Liebe, die unerschütterlich ist durch alle Undankbarkeit und Haß, durch alle Leiden hindurch (Hohel. 8, 6), — eine reiche Liebe, die sich selbst gibt, d. h. die Fülle der Gottheit, des eingeborenen Gottes voller Gnade und Wahrheit, — nicht bloß eine irdische Welt, — eine Ewigkeit von Seligkeit, die unsere Gedanken noch gar nicht erreichen. Ja, wenn eine solche Liebe nicht die Schönheit ist, wo sollen wir sie dann suchen?

Und doch ist dies alles noch nicht der volle Zauber der Schönheit der Liebe des Herrn. Kann denn die Schönheit solcher Liebe noch erhöht werden? Ja, es gibt noch einen Zauber, der über sie ausgegossen werden kann, den des Erbarmens. Und den sehet ihr denn in dem Bilde des Herrn! Seine Liebe ist erbarmende Liebe, das vollendet ihre Schönheit.

Wer wüßte es nicht aus seinem eigenen Herzen, daß sie das ist? Und wenn er es daher nicht weiß, nun so sehe er doch nur die Welt an, die der Herr mit seiner Liebe umfaßt. Hier ist kein Verdienst und keine Würdigkeit, hier ist eitel Erbarmen.

Eine solche wunderbare Liebe ist das eigentliche Wesen der Schönheit der Gesinnung des Herrn. Aber die wesentlichen Züge dieser haben wir mit dem bisherigen doch noch nicht erschöpft. Schon die bloße Erwägung der Sache selbst kann uns belehren, daß noch ein wesentlicher Zug fehlen muß. Eine Gesinnung von so reiner, strahlender Schönheit tritt ein in das irdische Leben. In welches? In ein Leben, in dem sich ihr unvermeidlich der gemeine, niedrige Sinn und der Haß gegenüberstellen muß. Ein Kampf ist für sie unvermeidlich; und wird nun in diesem Kampf die reine Schönheit nicht irgendwie entstellt werden? wenn sie auch völlig siegreich aus ihm herausgeht, wird sie nicht wenigstens Narben davon tragen? Der gewöhnliche Lauf der menschlichen Dinge bringt es gewiß so mit sich, nichts ist gefährlicher für die Reinheit der sittlichen Schönheit als ein solcher Kampf. Aber der Held kennt die große Kunst, auch gegen diese Gefahr sich zu waffnen. Unser Text nennt uns diese Kunst: „Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz." Der Herr waffnete sich durch kindlichen Gehorsam. Dieses ist der noch fehlende Zug im Bilde der Schönheit seiner Gesinnung. Dieser Gehorsam bringt sie zur vollendeten Entwickelung und gibt ihr das Gepräge der Reife, der Männlichkeit. Der Herr geht hinein in den Kampf mit der Welt; aber nicht in seinem eigenen Namen, und nicht nach seinem eigenen Sinn. Darum sieht er nun auch in dem sich ihm entgegenstellenden Widerstande nicht Hindernisse, sondern die Wege und das Werk seines himmlischen Vaters. Seinen Willen zu thun, das ist ihm die einzige Aufgabe, und seine höchste Freude (Joh. 4, 34). So lange er nur den Weg und den Willen seines himmlischen Vaters vor sich sieht, kann ihn nichts mißmuthig machen, nichts entrüsten; — er geht ruhig und festen Schrittes mitten hindurch; — er ist freudig und selig, und auch in dem scheinbaren Mißlingen sieht er den Triumph der Sache seines Gottes; — er läßt sich genügen daran, ein kleines Senfkörnlein in den Boden zu legen, gewiß des göttlichen Gedeihens. So geht er hindurch durch die Welt, unberührt von dem giftigen Hauch ihrer Gemeinheit und ihres Hasses. Sein Weg wird immer enger; aber sein Sinn immer fester und freudiger; und mitten unter Martern und Schmerz strahlt seine Gesinnung, bewahrt durch kindlichen

Gehorsam, in unverwelklicher Schönheit. Er ist jetzt die leidende Schönheit; aber nichtsdestoweniger die immer vollendetere Schönheit, die nur auf den Strahl himmlischer Verklärung von oben wartet, um verjüngt da zu stehen in noch nie gesehener Blüthe und Herrlichkeit. Und dieser Strahl der Verklärung von oben bricht denn auch herein. Das Grab thut sich auf, und er wird in den Wolken des Himmels hinangetragen zur Rechten des Vaters. Die göttliche Hoheit, die sich um unsertwillen in milde Schönheit umgekleidet, bricht wieder hindurch durch die menschliche Hülle, und die Schönheit wird wieder verschlungen von göttlicher Majestät. Ja, „Gott hat ihn hoch erhöhet, und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Kniee Derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters."

Dies möchte für uns schon hinreichen, um von der sittlichen Schönheit des Herrn eine klare Ueberzeugung zu gewinnen. Aber Gott hat nicht bloß dieses bezweckt, sondern zugleich, daß wir auch einen starken, lebendigen Eindruck von ihrem Anschauen empfangen möchten. Darum hat er als ein weiser Künstler den großen Auftritt der Weltgeschichte, in welchem der sittliche Charakter von so wunderbarer Schönheit, von welchem wir hier reden, in sie eintrat, so geordnet, daß auch die Umgebungen desselben noch mitwirken mußten, um ihn in sein volles Licht zu setzen, und seinen Eindruck zu erhöhen. Er hat dem Licht der reinen Schönheit der Gesinnung des Herrn einen furchtbaren Schatten gegenüber gestellt in der Häßlichkeit der Gesinnnng der Welt, in welcher er sich zunächst bewegte. Sie entwickelt gerade im Kampfe mit ihm ihre ganze Mißgestalt und Grauen erregende Finsterniß. Und damit dieser Gegensatz nicht allzu grell das Auge beleidige, sehen wir zwischen beiden einen Kranz schöner Charaktere gestellt, auf dem unser Auge mit Entzücken ruht: das Häuflein derer, die sich an den Herrn anschlossen in Glauben und Liebe. Hier bezeugt sich denn auch die Macht der sittlichen Schönheit des Herrn, wie sie überall, wo sie ihr Licht scheinen läßt, sittliche Schönheit hervorruft. Hier finden wir Charaktere von einer geistigen und sittlichen Schönheit, wie sie bis dahin noch gar nicht gekannt waren: Maria, die Sünderin im Hause des Simon, Johannes, Petrus: die höchsten Bilder von menschlicher innerer, geistiger Schönheit, die der künstlerische Geist der Menschen nur überhaupt bis auf diesen Tag zu erfassen und zu erzeugen gewußt hat.

Ja, dieses Licht sittlicher Schönheit ergießt sich durch das ganze irdische Leben des Heilandes, über alle die Verhältnisse, zu die ihm nur der Zutritt gewährt wurde, sie adelnd und verklärend; — ja selbst die Kreuzesstätte, das Hochgericht beleuchtet es, und der Schächer, der um gerechter Ursache willen Strafe leidet, erhebt, beschienen von dem Lichte der sittlichen Schönheit des mit ihm gekreuzigten Christus, mit der Tiefe sittlicher Versunkenheit sein Haupt zu kühnem Glauben und Hoffnung. — Und doch alle diese rein menschliche Schönheit, wie matt erscheint ihr Licht wieder neben der unvergleichlichen Schönheit der Gesinnung des Herrn.

2.

Wozu ist uns nun dieses Bild der sittlichen Schönheit des Erlösers vorgehalten worden? Nach des Apostels Absicht nicht bloß damit wir dieselbe anschauen, sondern zugleich damit wir sie in uns nachbilden möchten.

Es fragt sich aber, theils ob wir dies können, theils wie wir es sollen.

Die Frage, ob wir es können, betreffend kann, richtig verstanden, wohl kein Zweifel obwalten. Es ist hier nämlich nicht etwa von völliger Gemeinschaft die Rede (sie können wir natürlich nicht erreichen), sondern nur von einer Aehnlichkeit sittlicher Schönheit, — aber dieses strenge genommen, d. h. von einer solchen Aehnlichkeit, bei der sich gerade die eigenthümlichen Züge der Schönheit wiederfinden, die in der Gesinnung des Herrn als ihre Eigenthümlichkeit bestimmend hervorstechen.

Das Nachbilden jedoch einer solchen Aehnlichkeit ist nicht so gemeint, daß es von uns aus eigener Kraft geschehen solle, — sondern durch Gottes Macht, durch Gottes Geist in den Wegen seiner heiligen Führungen, — allmählich. Die Frage so verstanden, kann es nicht zweifelhaft sein, daß wir sie zu bejahen haben. Zu einer solchen Nachahmung des Charakters des Herrn fordert uns das ganze neue Testament auf, namentlich und ausdrücklich der Apostel in unserm Text. Die Bedingungen auch dazu sind angegeben: 1. Joh. 4, 17: „Gleichwie Er ist, so sind auch wir in dieser Welt.“

Allein nun bleibt noch die andere Frage übrig: Wie sollen wir diese Schönheit der Gesinnung des Herrn in uns nachbilden? Ihre Beantwortung wird uns auch erst die völlig anschauliche Gewißheit von der Möglichkeit einer solchen Nachbildung verschaffen. Die Antwort ist aber leicht

gegeben. Wir dürfen ja nur in unserm Gemüth die nämliche sittliche Grundlage legen, auf welcher bei dem Herrn die Schönheit seiner Gesinnung ruht; wir dürfen ja nur das nämliche zum eigentlichen Kern und Wesen unserer Gesinnung machen, was das Wesen der sittlichen Schönheit des Herrn bildete; — wir dürfen ja nur in den nämlichen Weg eingehen, auf welchem die sittliche Schönheit des Herrn sich vollendete.

Aber können wir denn dies alles? Allerdings.

Die Schönheit der Gesinnung beruht bei dem Herrn, als auf ihrer Grundlage, auf der Hoheit seiner Person und zwar auf ihrer göttlichen Hoheit. Kann denn nun eine solche Grundlage auch bei uns stattfinden? Allerdings, wenn wir wirkliche Christen sind; wenn wir durch den Herrn Macht empfangen haben, Kinder Gottes zu werden, und wieder wahrhaft göttlicher Natur geworden sind. Tritt nur mit Christus durch den Glauben in wahrhaftige, lebendige Gemeinschaft, und du wirst schon die Hoheit und Göttlichkeit deines inneren Lebens, deiner Gesinnung inne werden, im Vergleiche mit dem Leben und der Gesinnung der Welt. — Die Aehnlichkeit geht in diesem Stücke noch weiter. Der Herr wußte um seine göttliche Hoheit auf keinem andern Wege, als du um die Deinige, — auf dem Wege des Glaubens, nicht auf dem unmittelbarer Anschauung. — Aber freilich eine solche Hoheit der Gotteskindschaft durch den Glauben wird vorausgesetzt, wenn von einer Nachbildung der Schönheit der Gesinnung des Herrn in uns soll die Rede sein können.

Allein diese Hoheit des neuen Lebens aus Gott und das Bewußtsein um sie gibt für sich allein Deiner Gesinnung noch nicht eigentliche Schönheit; sie bildet nur die Grundlage derselben. Es verhält sich hier wie bei der Gesinnung des Herrn; nur freilich aus sehr verschiedenen Gründen. Denn das ist allerdings nicht zu besorgen, daß eine solche Hoheit unserer Gesinnung eine blendende Wirkung hervorbringen möchte; wohl aber würde der Eindruck dennoch ein abstoßender sein. Denn nur gar zu oft erscheinen wir als des Gebrauchs dieser Hoheit noch nicht mächtig, und so verunstaltet sich denn nur zu häufig die an sich würdige und erhabene Gesinnung zu einem Zerrbilde; — im schlimmsten Falle zu einem Zerrbilde des geistlichen Hochmuths und der geistlichen Eitelkeit, dem allerschärfsten Gegensatz gegen die Wahrheit und Schönheit der Gesinnung, wie wir sie in Christo finden, und wie sie allein den Namen der christlichen verdient. — Auch wir müssen also herabsteigen von dieser Höhe des christlichen Bewußtseins, auf der wir uns nur gar zu leicht in selbstsüchtiger Weise

wohlgefallen; müssen uns solcher entäußern, herabsteigen in das irdische Leben und Treiben, — um mitten in ihm zu wandeln und zu wirken in Liebe. Hier muß unser Schauplatz sein. Und so wird denn auch unsere Gesinnung den Grundzug der Liebe an sich tragen, — einer Liebe, die freilich in einem ganz anderen Sinne eine sich herablassende ist, als die des Herrn, — die aber doch in so fern auch diesen Charakter an sich tragen wird, als es ihr anzusehen ist, daß sie nicht das Ihrige sucht in den irdischen Dingen, daß sie für sich selbst eine ganz andere Befriedigung hat, als die ihr diese gewähren könnten, — in Gott, — daß sie eben aus reinem, unselbstsüchtigem Triebe der Liebe die Mühen und Sorgen des irdischen Tagewerks mit solcher Treue über sich nimmt, — einer Liebe, die sich also in Ansehung ihrer Lauterkeit, Schönheit der Liebe Jesu nähert; und ebenso in Ansehung ihrer Heiligkeit und ihres Ernstes; denn auch sie hält mitten unter dem irdischen Treiben alles ferne von sich, was Sünde ist, oder mit ihr in Berührung steht.

Aber auch in Ansehung ihrer Macht und ihres Reichthums. Denn sie bringt hindurch durch Geduld, wo alle andere Liebe ermattet, — und unter ihrer segnenden Hand gestaltet sich das irdische Leben wunderbarer Weise um. Sie wird bald inne, daß in diesem irdischen Leben Schätze des göttlichen Lebens zu heben sind. Anfangs schien es ihr so nichtssagend; bald aber lernt sie, daß es nur an dem rechten Geiste fehlte, dasselbe zu ordnen, daß es die Keime eines göttlichen Reiches enthält, und daß gerade hierhin wir gewiesen sind mit aller unserer Arbeit für Gottes Zwecke. O, welcher Segen blüht nicht auf, wo das irdische Leben im Sinne und Geiste dieser reinen und starken Liebe ergriffen wird, wie er in der Brust des lebendigen Christen lebt! Zunächst im engen Kreise des Hauses und des unmittelbaren Berufes, und von hier aus sich weiter ausbreitend. — Ja, auch nicht ein Mal der eigenthümliche Zug geht der Liebe des Christen ab, der einen so einzigen Reiz ausgoß über die Liebe des Herrn, daß sie e r b a r m e n d e Liebe war; der Christ fühlt den Jammer, den die Sünde in das irdische Leben bringt, er fühlt tief das Elend eines Lebens ohne Gott, — und auf der andern Seite die Herrlichkeit und den Reichthum desselben mit Gott in Christo. — Das ist also der zweite Zug eigenthümlicher Schönheit in der Gesinnung des Christen: daß er mit der Fülle seines neuen Lebens aus Gott in reiner, kräftiger, reicher, erbarmender Liebe hinabsteigt in das irdische Leben und Treiben, in seinen irdischen Beruf. Eben erst hierdurch gewinnt die Hoheit der Gesinnung, die er durch

den Glauben hat, als Kind Gottes, die einfache, schlichte und doch würdige und passende Gestalt, in der sie jedes unbefangene Gemüth als Wahrheit anspricht, und nicht bloß als Hoheit, — zugleich als reine Schönheit.

Daß nun auch bei dem Christen diese Schönheit seiner Gesinnung drohenden Gefahren ausgesetzt ist, darf nicht erst erinnert werden. Er hat ähnliche Kämpfe zu bestehen mit dem Geist der Welt, wie der Herr. Er hat zu wirken in dem Leben für die Sache des Herrn und seine Zwecke; die Welt aber widerstrebet dem. Ja, nicht bloß mit der Welt hat er darob zu kämpfen; vielmehr auch mit denen, die er freudig als seine Brüder anerkennt. Die Ansichten und Bestrebungen auch der Redlichsten durchkreuzen sich so vielfach, und die das Eine Ziel verfolgen, scheinen sich selbst unaufhörlich Hindernisse in den Weg zu legen. O wie droht da der Schönheit der Gesinnung des Christen so vielfach Schiffbruch! Wie so leicht kann sich da die Liebe entrüsten! wie so leicht können da die Züge ihrer reinen Schönheit entstellt werden! Nun hier bewahrt ihn dasselbe Mittel, das den Herrn bewahrte, und vollendet auch bei ihm die Schönheit seiner Gesinnung: kindlicher Gehorsam. Er weiß, er sucht nicht das Seine in der Welt, und wandelt nicht in seinem Namen durch das Leben. Er thut treu, was ihm geboten ist durch seinen äußern Beruf und seine innere Führung. Wo er den Widerstand der Welt nicht überwinden kann, da verzagt er nicht für seines Herrn Sache; er sieht dann gerade in den scheinbaren Siegen der Widersacher den Weg zum Siege des Herrn. Wo ein Bruder das Werk anders anfaßt, da wundert es ihn nicht. Er weiß, die Weisheit des Herrn ist reicher als die der Menschen; kein Einziger kann sie in ihrem allseitigen Umfang fassen; wir müssen uns alle in ihren Dienst theilen; und nur dadurch, daß auf so verschiedene Weise an dem Einen Werk gearbeitet wird, kann es wirklich in seiner ganzen Herrlichkeit zu Stande kommen. Er fragt nur, was seines Gottes besonderer Wille an ihn ist; darüber wird er sich zuversichtlich gewiß; und auf der Bahn, die ihm hiermit vorgezeichnet ist, geht er still und zuversichtlich in kindlichem Gehorsam fort, wenn sie auch immer schmaler und dorniger würde; zuletzt lichtet sie sich doch wieder, und öffnet sich in den Gefilden des Reiches der Herrlichkeit. — So prägt sich in der Gestalt der christlichen Gesinnung denn auch der Zug stiller, aber freudiger Ruhe, kindlichen Gehorsams, der Zug der wunderbaren Würde, die das Gott gehorchen, das alle Dinge Gott (und nichts sich selbst) thun, gibt, — aus, — ein Zug der ihre Schönheit vollendet.

So, liebe Brüder, kann sich in der Gesinnung des Christen die sittliche Schönheit des Heilandes wiederspiegeln. Aber freilich nur in der Gesinnung des Christen, dessen, der nicht nur nach Christo sich nennt, sondern in dem wirklich Christus lebt. Soll ich noch fragen, ob wir sie in uns nachbilden wollen? Ja, meine Freunde, wir wollens alle; irgend wie steigt in Jedes Herzen ein Seufzer darnach auf. Aber was ist unser Wollen? Darum, o Herr, kehren wir uns hier zu dir; du bist's, der in uns wirket beides, das Wollen und das Vollbringen, nach deinem Wohlgefallen. Zeuch du uns nach dir, so laufen wir! Amen.

VI.

Der Widerstreit der Empfindungen des evangelischen Christen beim Hinblick auf die Wirkungen der Reformation.*)

Text: Ps. 46.

Ein Lied der Kinder Korahs, von der Jugend vorzusingen. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Sela. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben; Gott hilft ihr frühe. Die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela. Kommt her, und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuret in aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Sela.

Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich (Ps. 126, 3). Er hat ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr (Ps. 111, 4). Gelobet sei sein herrlicher Name! Amen.

*) Gehalten am Reformationsfest 1831.

Geliebte im Herrn! Das freudige Dank- und Siegesgefühl, welches sich in dem eben verlesenen Psalm ausspricht, dürfen wir heute in irgend einem Maße gewiß auch bei euch voraussetzen. Das Reformationsfest ist ja für unsre Kirche ein wahres Siegesfest, und daher erweckt es unvermeidlich in unsrer Brust, wenn es uns überhaupt aus dem geistlichen Schlummer aufzuwecken vermag, unvermeidliche Empfindungen der Siegesfreude, und dann wohl auch Empfindungen des Danks gegen den Gott, der den Stiftern unsrer Kirche in einem so ungleichen Kampfe einen so herrlichen Sieg verliehen hat.

Aber sind wohl diese Empfindungen der Siegesfreude, die unser Herz jetzt bewegen, Empfindungen reiner Freude? Mischt sich in sie nicht vielleicht ein bittres, wehmüthiges Gefühl mit ein? Es wäre kein gutes Zeichen, wenn dieser Schmerz der Wehmuth uns heute völlig fremd wäre. Es müßte in diesem Falle unsre Freude eine gar gedankenlose, gar unerleuchtete sein. Wir müßten uns dann ganz und gar noch nicht gefragt haben, was denn eigentlich unser Gemüth in freudige Bewegung setze, welches denn eigentlich der Sieg sei, den wir feiern; wir müßten uns noch gar nicht gefragt haben: was denn nun der Christenheit durch die Reformation für ein Heil errungen worden sei. Das Werk Gottes durch die Reformatoren besteht ja nun über dreihundert Jahr: da müssen denn doch endlich seine Früchte vor Augen liegen. Und wenn wir nun heute, um uns zum Lobe und Preise Gottes von Neuem zu entzünden, unsern forschenden Blick auf sie richten: was begegnet uns da? Da begegnet es uns leicht, – und den Besten vielleicht am leichtesten, — daß uns zwar die Früchte der Reformation leicht in die Augen fallen; aber ach was für Früchte? Es begegnet uns leicht, daß unser Blick da, wo wir ein junges herrliches Zion zu sehen hofften, auf Trümmer trifft, und auf den Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte.

Es ist wahr, liebe Brüder, es ist leider wahr, mit reinen und blos freudigen Empfindungen kann kein evangelischer Christ, der den Gang der Wirkungen der Reformation bis auf unsere Tage beobachtet hat, das heutige Fest begrüßen. Empfindungen und Gedanken, schmerzliche Wehmuth werden sich unwillkührlich in seine Freude mischen. Aber sie werden doch, wofern er ruhig mit sich selbst zu Rathe geht, seine Freude nicht zu ersticken vermögen. Ganz im Gegentheil, aus dem Kampf der entgegengesetzten Empfindungen in seiner Brust wird die Freude und der Dank nur verklärt und siegreich hervorgehen, und alles Trauern verschwinden. Er

wird sich nicht über das viele Beweinenswerthe täuschen, was die Christenheit im Gefolge der Kirchenverbesserung betroffen hat; aber er wird nichts desto weniger in ihr ein überschwängliches Heil erkennen, das ihr zu Theil geworden, — und in den betrübenden Auftritten, welche die Gegenwart vor seinem Blick vorüber führt, eben nur die schmerzlichen, krankhaften Uebergänge zu dem Zustande der Verjüngung und kräftigen Gesundheit, deren Keime für die Christenheit in dem Werke der Reformation liegen, — eben nur die Geburtswehen eines neuen, herrlichen, evangelischen Lebens, von dem die Reformatoren in freudigem Glauben geweissagt haben.

Was wir bisher nur angedeutet, ist der Kreis, in dem sich unsre heutige Andacht bewegen wird. Den bisher nur ganz im Allgemeinen bezeichneten Wechsel der Empfindungen, welche der heutige Tag in dem Gemüth des evangelischen Christen hervorruft, wollen wir jetzt in uns selbst zu erleben versuchen. Es wird also unsre gemeinsame Andacht beschäftigen

Der Widerstreit der Empfindungen des evangelischen Christen beim Hinblick auf die Wirkungen der Reformation.

Unmöglich können wir gegenwärtig diese Betrachtung völlig erschöpfen, unmöglich den Blick auf alle einzelnen Wirkungen der Reformation richten. Wir beschränken uns nothwendig auf die wesentlichen Punkte. Und zwar, wenn der Christ den Werth irgend einer Begebenheit auf dem Gebiete des Christenthums nach ihren Folgen abwägen will: so fragt er im Allgemeinen nothwendig nach drei Punkten. Er fragt, welchen Einfluß jene Begebenheit gehabt habe auf die christliche Erkenntniß, — auf die christliche Frömmigkeit, — und auf die christliche Gemeinschaft. Auf diese drei Punkte werden demnach wir nach unserm Texte unsre Aufmerksamkeit zu richten haben, und darnach werden sich drei Theile unsrer Betrachtung ergeben.

Du aber, o Herr, du bist es, der da allein die menschlichen Herzen wahrhaft zu bewegen, und in uns die Empfindungen hervorzurufen vermag, von denen wir zu reden haben werden. Dein heiliger Geist komme denn über uns, und rühre die Saiten unsers Gemüths! Amen.

1.

Die Reformation wurde bei ihrem ersten Beginn als die Morgenröthe eines anbrechenden Tages neuer heller christlicher Erkenntniß begrüßt. Seit drei Jahrhunderten scheint nun das Licht dieses neuen Tages in die Finster-

niß: was hat es nun seither gewirkt zur Erleuchtung der Christenheit? Urtheilen wir nach dem nächsten Augenschein, so muß unsre Antwort sein: Nicht Licht, sondern tiefe, finstre Nacht. Die Dämmerung des Aberglaubens hat es freilich verscheucht, aber dafür ist die kalte, sternenlose Nacht des Unglaubens hereingebrochen. Der liebliche Aufgang aus der Höhe in Christo, aus dessen Angesicht uns die Klarheit Gottes anleuchtete, der Abglanz der Herrlichkeit des Vaters ist mit dicken Wolken verhangen. Die Strahlenkrone göttlicher Natur und Hoheit ist mit strafender Hand vom Haupte des Herrn herabgerissen. Es ist vernichtet der schöne Traum von einem Gott, der in unserm Fleisch gewandelt, der schöne Traum, daß Gottes Herz in dem unsrigen schlagen, daß unser Herz an Gottes Herzen ruhen könne, der schöne Traum, daß wir geschaut, wie Gott uns liebe, — der schöne Traum von dem Adel und der ausdrücklichen Bestimmung unsrer Natur, mit der sich Gott vereint. Wir haben keinen Hohenpriester mehr, der unsre Sünden versöhnet; die Sonne der Gerechtigkeit, die uns angeschienen, sie ist zum eitlen Trugbilde gemacht. Die Wunden des vom Schmerze über seine Sünden zerrissenen Herzens stehen offen; sie werden ewig offen stehen; denn der Arzt ist uns genommen, der sie zu heilen verhieß. Wir haben keinen Erlöser mehr, dessen Arm gewaltiger wäre als unser Jammer und Elend: denn der hoch erhobene Arm, der uns aus der Knechtschaft der Sünde und des Todes führen wollte, er war zu kurz, er war nicht der Arm des Herrn. Wir haben keinen Heiland mehr, keinen menschgewordenen Sohn Gottes. Der, den wir als solchen anbeteten, ist aller seiner Hoheit, aller seiner Huld entkleidet; er ist unsers Gleichen geworden: nichts als ein strenger, drohender Lehrer. Das ist das Licht christlicher Erkenntniß, das uns die Reformation gebracht. Ja allerdings, das sie uns gebracht; denn in der Kirche, von welcher sie ausging, wird Jesus Christus noch bis auf diesen Tag angebetet als der Sohn Gottes und als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Sollen wir uns nun freuen über ein solches Licht?

Liebe Freunde, bevor wir uns einem trostlosen Schmerz hingeben, lasset uns doch zusehen, wie aus dem hellen Licht der christlichen Erkenntniß, das doch unläugbar wirklich mit der Reformation anbrach, so dicke Finsterniß werden konnte; — ob es nicht vielleicht in der Natur des Laufs, die es nahm, selbst unvermeidlich lag, daß es ein Mal eine Zeitlang hinter dichten Wolken daher gehen muß, — aber nur um in desto schönerer Klarheit wieder aus denselben hervorzutreten. Welches war denn die neue christliche

Erkenntniß, welche zu der Reformation den ersten wirksamen Anstoß gab? Die Erkenntniß von der Rechtfertigung des Menschen in Christo, durch den Glauben und zwar durch den Glauben allein. Das Verständniß des großen Wortes: „der aus dem Glauben Gerechte wird leben", dies wurde in der Seele Luthers — wie dieser selbst bekennt — ein göttliches Licht, das alle seine Gedanken umgestaltete, und sein Innerstes in Bewegung setzte. In der That eine seit der Apostel Zeit neue Erkenntniß, die bis zur Reformation sich nirgends in voller Klarheit zeigt. Wenn aber diese Erkenntniß schon an und für sich ein unschätzbarer Gewinn war, so wurde sie es auch noch dadurch, daß sie der christlichen Erkenntniß überhaupt ein weites ihr bisher fast verschlossenes Gebiet eröffnete, und sie eben hierdurch zugleich auf einen ganz neuen Weg der Forschung wies. Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben bildet ganz eigentlich den Mittelpunkt der apostolischen Lehre, sie mußte sich daher auch natürlich gar bald als den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß der Schrift überhaupt erweisen. Im Lichte dieser Lehre angesehen, fing die heilige Schrift, die bis dahin beinahe ein völlig verschlossenes Buch gewesen war, an sich aufzuschließen. Wenigstens in soweit eröffnete sich ihr Verständniß sogleich, daß der unübersehliche Reichthum göttlicher Gedanken, göttlicher Erkenntniß, der in ihr noch unausgeschöpft dalag, in die Augen fiel. Mit dem Anblick des Schatzes entstand natürlich auch die Lust, ihn zu heben. Aber wie sollte sich das bewerkstelligen lassen? In Beziehung auf diese Frage erkannte man bald, daß es nicht ohne die angestrengteste Arbeit der menschlichen Geistesthätigkeit geschehen könne, — wenn gleich durch sie allein noch nicht. Man erkannte es, daß man die Schrift und alles, was man bisher aus ihr von christlicher Erkenntniß gewonnen, in lebendige Berührung und Wechselwirkung setzen müsse mit dem gesammten menschlichen Geistesleben, — daß man das gesammte menschliche Erkennen durch das christliche müsse durchdringen lassen, um dann mit demselben, wenn es auf diesem Wege gereinigt und neu belebt worden, wieder an die Schrift zu gehen, um das edle Metall der Gedanken Gottes aus ihren tiefen Schachten heraufzufördern. So entstand eine lebendige Berührung zwischen der menschlichen Geistesthätigkeit und Wissenschaft und der christlichen Lehre, wie sie zuvor noch niemals stattgefunden, und die göttliche Vorsehung selbst beförderte dieselbe augenscheinlich durch das gleichzeitige Eintreten zweier großer folgenreicher Ereignisse, der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften und der Erfindung der Buchdruckerkunst.

So ein großer, nicht zu berechnender Fortschritt geschehen. Aber eben in ihm selbst, für den wir Gott herzlich preisen, lag zugleich die unwillkürliche Veranlassung der geistlichen Verfinsterung, die wir vorhin beklagten. Wer könnte nicht den Verlauf jener Vermischung des göttlichen und des menschlichen Denkens zum voraus berechnen? den Verlauf einer Vermischung, bei der die christliche Erkenntniß erst als ein kleines Senfkörnlein vorhanden war? Wie sollte es wohl anders geschehen, als daß dieses kleine Licht zunächst ganz umhüllt wurde von dem Rauch der Masse der vermeinten menschlichen Weisheit, die es anzuzünden begann? Nun, meine Brüder, das eben sehen wir jetzt vor unsern Augen. Aber wer sollte nicht zuversichtlich weissagen, daß wenn nur erst das christliche Licht mitten unter der Rauchwolke, die es einhüllt, die Masse vollständiger entzündet haben wird, daß es dann desto mächtiger wieder hervorbrechen werde als helle Flamme, und alle die Dünste vertreiben werde, welche jetzt die Herrlichkeit des Evangeliums verdecken? Ja, meine Brüder, das weissagen wir getrost, und um desto getroster, da wir die ersten Blitze jener Lichtgluth schon in unsern Tagen durch die Nacht zücken sehen. Es wird gerade auf dem Wege, auf welchem die christliche Erkenntniß gar verlöschen zu wollen schien, auf dem Wege, den die Reformation betreten, — ein heller Tag heraufgeführt werden über die Erde, da die Erkenntniß des Herrn die Erde bedecken wird wie die Meereswellen.

2.

Aber, liebe Brüder, wiewohl es keinen Christen gibt, für den der Stand der christlichen Erkenntniß etwas gleichgiltiges sein könnte: so besorge ich doch, ihr werdet meinen, die Frage nach den Wirkungen der Reformation ginge euch weniger nahe an, und vor allem komme es für euch nur auf ihren Einfluß auf die christliche Frömmigkeit an. Wohl denn, so lasset uns jetzt nach diesem fragen.

Wir rufen in die uns umgebende Gegenwart die Frage hinein: was ist seit der Reformation und unter ihrem Einfluß aus der christlichen Frömmigkeit geworden? Und ach, auf diesen Ruf, welch' Bild — wir möchten sagen, welches Gespenst — tritt uns da entgegen. Freilich trägt es an seiner Stirn den hohen Namen der Tugend. Aber welche Tugend ist das? Wo trägt sie den Stempel der Christlichkeit, die Besprengung mit dem Blute der Versöhnung? Wo ist an ihr das hochzeitliche Gewand, das sie aus der

Hand des Herrn erhalten? Wo ist an ihr die zarte Reinheit, die sie gebracht aus dem Bade der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes. Wo ist an ihr die innige Liebesglut, die sie an der Brust des Herrn eingesogen? wo der strenge, heilige Ernst des schmalen Weges und der engen Pforte? wo die Selbstaufopferung und der Heldenmuth der Märtyrer? Nein, das ist nicht die ächt christliche Frömmigkeit. Sie ist zusammengeschrumpft zu einer dürren und dürftigen Rechtschaffenheit ohne Mark und ohne Kraft, ohne Lauterkeit und Strenge, ohne Wärme und Leben. Und wie diese Frömmigkeit, so ist auch die Gestalt, die das christliche Leben gewonnen hat. Du würdest es schwerlich als ein christliches erkennen. Denn dahin ist die gute, alte, christliche Sitte und Ordnung, dahin die alte häusliche Frömmigkeit und Andacht. Der Strom einer falschen Aufklärung hat das alles mit fortgeschwemmt. Und das wäre die Wirkung der Reformation? Allerdings wenigstens zum großen Theil; denn in der Kirche, von der wir ausgegangen, ist die Verwüstung in dem Maße in der That nicht eingetreten. Wahres Leben hat zwar auch in ihr die christliche Frömmigkeit nicht (indessen dies hatte sie eben auch damals schon nicht mehr in ihr, als die Reformation eintrat), aber die äußere christliche Sitte ist in ihr doch wenigstens ziemlich unangetastet geblieben. Ja, ja, dahin hat die Reformation die christliche Frömmigkeit gebracht: ein Gedanke, bei dem das Herz blutet, und dessen Stachel sich durch alle schöne Worte von Aufklärung und Tugend nicht abstumpfen läßt! So lautet die Anklage.

Wie nun, gibt es keine Rechtfertigung der Reformation gegen eine so schwere Anklage? Wie dem auch immer sei, in jedem Falle laßt uns wenigstens zugleich gerecht sein, indem wir verurtheilen. Das Eine wenigstens steht fest, daß die Reformation einstens, namentlich bei ihrem Beginn, die Blüthe einer Frömmigkeit hervortrieb, schön und lieblich wie aus dem Frühling des apostolischen Christenthums. Vor allem in den Reformatoren selbst. Vergegenwärtigen wir uns in der Kürze die eigenthümlichen Züge derselben. Ein Blick auf sie wird uns wohlthun auf jenen widrigen Anblick; und vielleicht gibt er uns zugleich Licht über den völligen Ungrund unsrer Anklage. Die christliche Frömmigkeit, welche die Reformation hervorrief, floß genau von eben daher als aus ihrer Quelle her, von wo die neue eigenthümliche christliche Erkenntniß ausging. Die Rechtfertigung in Christo durch den Glauben war die eigenthümliche Wurzel der evangelischen Frömmigkeit. Sie ging hervor aus einem unmittelbaren persönlichen Verhältniß des einzelnen Gläubigen zu Christo und zu Gott in ihm. Willst

du fromm werden, o Christ, — dies war der Sinn der Reformatoren, — so mußt du vor allem die Angelegenheit deiner Sünde und deiner Seligkeit selbst mit dem lebendigen Christus ins Reine bringen. Du mußt durch die eigene persönliche Erfahrung seiner Vergebung und Gnade gewiß werden. Kein andrer kann dies Geschäft für dich abthun, keine Kirche, kein Priester, kein Heiliger. Durch den eigenen Glauben mußt du den lebendigen Christus in dein eigenes Herz hinabziehen, daß er in dir wohne, lebe und regiere mit seiner Gerechtigkeit nnd Heiligkeit. O wie selige Frömmigkeit, die auf solchem Grunde ruht! Welche Lebendigkeit, Innigkeit, Wahrheit muß sie nicht haben? Wie muß sie nicht eine wahrhaft erleuchtete sein! Wir wollen diesen ersten eigenthümlichen Zug in dem Bilde der evangelischen Frömmigkeit ihre **Mündigkeit** nennen. Mit ihm hängt nun ein anderer genau zusammen: ihre **Freiheit**. Denn wenn das Wesen und die Quelle der evangelischen Frömmigkeit das angegebene ist: so ist nun fromm sein nichts anderes, als Christum, den du durch den Glauben in dich aufgenommen, in dir leben und walten lassen, durch seine Kraft den **ganzen** Menschen nach allen seinen Seiten hin göttlich erneuern lassen, — unbekümmert darum, welche Gestalt die Frömmigkeit erhalten werde. Da kann von keinem äußerlichen Modell die Rede sein, nach dem du sie formen müßtest. Fromm sein heißt für dich nichts anders, als dich von Christo wieder in dein eignes verlornes Urbild verklären lassen. Daher die Gestaltlosigkeit der evangelischen Frömmigkeit, — die reiche Mannigfaltigkeit ihrer Formen, die besonders auch an den verschiedenen Reformatoren uns in die Augen fällt. So viele einzelne gläubige Christen — heißt es hier, — so viele Weisen der christlichen Frömmigkeit. Damit ist denn aber auch schon der dritte eigenthümliche Zug der evangelischen Frömmigkeit, wie sie aus den Reformatoren hervorging, gegeben: **ihre Gemeinnützigkeit**. Sie weiß von nichts Absonderlichem, welches der Gegenstand der frommen Thätigkeit des Christen wäre. **Der fromme Christ ist ihr ja nichts weiter als der reine Mensch. So kann sie denn auch nicht meinen, daß der Christ anders in der Welt zu leben habe, als rein menschlich.** Das menschliche Leben mit seinen natürlichen Verhältnissen ist der Schauplatz, den sie seiner frommen Thätigkeit zuweist. Beides liegt ihr nothwendig gleich fern: beschauliche und unthätige Zurückgezogenheit aus dem menschlichen Leben und ein selbst gemachtes gesetzliches Wirken in Uebungen, die dem Leben der Menschen nicht zum Frommen dienen. **Vor allem der eigene Beruf ist ihr eigenthümlicher Wirkungs-**

kreis. In ihm bewegt sie sich am freudigsten und sichersten. Mit Einem Worte: die Reformation hat die christliche Frömmigkeit wahrhaft wieder ins Leben zurückgeführt.

Und indem wir uns so erquicken an dem Bilde jener alten evangelischen Frömmigkeit, deren Zeit vorüber ist, verwickelt sich für uns das Räthsel nur noch mehr, zu dem wir eben den Schlüssel suchen. Wie läßt sich denn die Frömmigkeit, die wir zuletzt beschrieben, getrennt denken von der Reformation? Sie ist ja, wie wir sehen, die nothwendige unmittelbare Folge der eigenthümlichen christlichen Erkenntniß, welche die Reformation ans Licht gebracht. Wo diese Erkenntniß fortlebt, muß auch sie fortbestehen. Wie ist es möglich, daß sie aus sich jenes Zerrbild von christlicher Frömmigkeit geboren, an das wir auch nicht gern wieder erinnern? Doch, eben hier, wo sich alles vollends zu verwirren scheint, löset sich auch der Knoten. Es ist wahr, die alte evangelische Frömmigkeit kann nicht aussterben, so weit der Boden der Reformation reicht; aber wohl kann für eine Weile neben ihr die wuchernde Pflanze jener Mißgestalt aufschießen. Ja noch mehr, es konnte nicht anders sein, als daß dies geschah. Denn jener Grundsatz von der Mündigkeit, Freiheit und Gemeinnützigkeit der christlichen Frömmigkeit konnte ja allerdings auch von dem ungöttlichen Sinn aufgegriffen werden; und dieser mußte dann die Mündigkeit in hochmüthige Dünkelhaftigkeit, in Selbstgenügsamkeit und Selbstgerechtigkeit verkehren, — die Freiheit in Frechheit und eigensinnige Willkür, — die Gemeinnützigkeit in ein Sich dahingehen lassen auf dem breiten Wege der Welt. Und daß sich der ungöttliche Sinn zunächst mit furchtbarer Uebermacht der evangelischen Frömmigkeit, ihre eigenen Waffen an sich reißend, gegenüberstellte: wie konnte das anders sein, da sie sich ja mitten in die Welt hinein begab, und so den Geist derselben zum Kampfe auf Tod und Leben aufrief? Doch sein Sieg und die betrübenden Erscheinungen der sogenannten Frömmigkeit, die sie ins Leben riefen, sind Wolkenbilder, die ein Mal wieder spurlos vorüberziehen. Eine Frömmigkeit, die, wie die alte evangelische, so tief im Innersten des Menschen und des menschlichen Lebens ihre Wurzeln geschlagen, kann nicht wieder herausgerissen werden. Nicht nur im Verborgenen treibt sie ihr Werk in dem Leben der Menschen, und durchdringt es, es reinigend und neu belebend; sondern zu ihrer Zeit bricht sie wieder hervor an die Oberfläche, und feiert auch dem irdischen Auge sichtbar ihren Sieg. Meint ihr nicht, meine Brüder, daß sich jetzt schon einzelne Vorzeichen eines solchen Sieges sehen lassen?

3.

So wären wir denn also auch in Ansehung der christlichen Frömmigkeit beruhigt. Aber diese Beruhigung scheint sofort wieder zu verschwinden, sobald wir unser Auge auf den dritten Hauptpunkt unsrer Betrachtungen richten: auf die christliche Gemeinschaft. Denn was ist die christliche Frömmigkeit ohne die christliche Gemeinschaft, aus der sie ihre Lebenssäfte zieht, in der sie sich fortwährend reinigt, aus der sie sich fortwährend wieder verjüngt? Und was ist nun die christliche Gemeinschaft durch die Reformation geworden? Haben wir denn noch eine Kirche? Eine Kirche gewiß nicht mehr. Die Reformation hat den großen, in sich wohlverbundenen Kirchenkörper gewaltsam aufgelöst in eine Vielheit christlicher Gemeinschaften, die sich feindselig gegenüber stehen. Sie hat den Leib des Herrn zerrissen! Und die neue Kirche, welche aus ihr hervorgegangen ist, ist sie wohl noch des Namens einer Kirche werth? Wo sind denn die inneren und die äußern Bande, die sie zusammenhalten? Wo ist denn in ihr Einheit des Glaubens und der Lehre, Einheit der Liebe und der Hoffnung? Und wo sind weiter ihre äußern Bande und Stützen? Sie, die reich war durch die Gaben der Frömmigkeit der Vorfahren, ist zu bitterer Armuth herabgesunken. Aus der Herrscherin ist sie zur Magd geworden. Von Jahr zu Jahr büßt sie ihre Selbständigkeit mehr ein, und geräth tiefer in die Knechtschaft der bürgerlichen Gesellschaft. Sie ist von menschlicher Gewalt beides, unterdrückt und verwaist. Ja wohl, meine Brüder, die Mauern unsers Zions stehen verwüstet da, und selbst unsre Gotteshäuser sind leer und verödet. Und wenn wir die Schuld davon auch nicht ganz ausschließlich der Reformation beimessen wollen, ein großer Theil derselben wenigstens fällt doch unvermeidlich ihr zur Last; denn sehet nur, die Kirche, von der wir durch die Reformation gegangen sind, sie besteht ja noch bis auf diese Stunde wirklich als Kirche fort, und frohlockt eben über den Verfall der unsrigen, als über einen unzweideutigen Beweis für ihre Wahrheit und Göttlichkeit.

Wollen wir ihr diesen Triumph lassen, meine Andächtigen? Nein, Gottlob, der Triumph kann und soll auf unsrer Seite bleiben? Was wir bisher angeführt sind freilich leider unbestreitbare Thatsachen; aber sie bilden doch nur die eine Seite der Sache. Sie hat aber auch noch eine andre Seite, von der betrachtet uns gerade das, was wir eben so schmerzlich beklagen mußten, zum höchsten Jubel stimmt. Was uns bisher als der Untergang der christlichen Gemeinschaft überhaupt erschien, das ist in Wahrheit

ihre Verklärung zur vollen Herrlichkeit. Zunächst, was war es denn, was die Reformatoren die Verbindung mit der alten christlichen Kirche aufgeben ließ? Etwa Geringschätzung der christlichen Gemeinschaft überhaupt? Gerade das Gegentheil hiervon; gerade eine neue, tiefere Einsicht in das Wesen und die Würde der christlichen Gemeinschaft, in ihre ganze Tiefe und Hoheit. Sie erkannten, daß die christliche Gemeinschaft ihrer Natur nach nichts Geringeres sei, als eine Gemeinschaft in Christo, — nicht etwa blos eine Verbindung durch und auf ein bestimmtes äußeres Bekenntniß von Christo, — sondern eine Verbindung, die aus der lebendigen inneren Lebensgemeinschaft aller Einzelnen mit Christo selbst hervorgehe. Eine Einsicht, die gleichfalls wieder ganz natürlich und unwillkürlich aus der Erkenntniß von der Rechtfertigung in Christo durch den Glauben floß. Mit diesem Bewußtsein nun konnten sie nicht mehr Befriedigung finden in einer Kirche, welche die christliche Gemeinschaft in die äußere kirchliche Gemeinschaft als solche setzte. Diese Gemeinschaft, so enge sie auch schien, war ihnen zu lose, sie suchten eine engere, innigere, wahrere. Nicht etwa aufgeben wollten sie die christliche Gemeinschaft überhaupt, sondern nur eine wahre suchen, die ihrem vollen christlichen Herzen genüge. Und wo suchten sie sie? Zunächst freilich innerlich, bei Christo selbst, der allein die Herzen der Seinigen durch die Einheit des Geistes verbinden kann. Aber sie meinten darum nicht, daß diese innerliche Gemeinschaft in Christo sich nicht auch äußerlich bethätigen könne, solle und müsse. Nur suchten sie freilich den Schauplatz für diese äußere Bethätigung nicht da, wo die bisherige Kirche ihn suchen zu müssen geglaubt hatte. Nicht wieder auf das äußere Gebäude einer Kirche richteten sie ihr Augenmerk. Ein solches hatten sie als ein zu engbegränztes Feld der christlichen Gemeinschaft fühlen gelernt. Die christliche Gemeinschaft sollte sich nicht weiter bethätigen als innerhalb der engen Gränzen der kirchlichen Verhältnisse? Diesen Gedanken ertrug das volle christliche Herz der Reformatoren nicht. Sie fühlten es, soweit überhaupt das Gebiet des gemeinsamen Lebens der Menschen reiche, so weit müsse auch das Gebiet der christlichen Gemeinschaft reichen. Fern davon, die christliche Gemeinschaft wieder in die engen Schranken einer kirchlichen Verbindung einengen zu wollen, steckten sie ihr nirgends einen bestimmten und besondern Schauplatz ab. Nicht eine neue Kirche, nein, die Welt selbst, das gesammte gemeinsame Leben der Menschen als solches sollte nach ihrem Sinne das Gebiet der christlichen Gemeinschaft bilden, — nicht die enge Kirche, sondern die weite Welt. Jedes Verhältniß menschlicher

Gemeinschaft sollte auch ein Verhältniß eigenthümlicher christlicher Gemeinschaft werden. Nirgends sollte es mehr eine besondere christliche Gemeinschaft geben, weil alle menschliche Gemeinschaft überhaupt eine christliche werden sollte. Erhabenes Ziel! Bei ihm kam denn freilich durch die Reformation keine solche äußere Verbindung der Christen zu Stande, die sich gleich dem Namen einer Kirche geltend machen konnte. Die Art von Kirche, die auch jetzt noch erwuchs, ist nur ein vorübergehender Nothbehelf, und als Kirche freilich höchst mangelhaft und unvollendet, wie wir eben bekennen mußten. Aber was schadet das? Ist doch dafür, — was gerade nur durch ihre Unvollkommenheit möglich wird, — die Welt (jene drei Scheffel Mehls, nach dem Gleichniß des Herrn) mit dem kleinen Sauerteige des Reiches Gottes recht eigentlich durch und durchknetet! Erhält doch gerade dadurch die christliche Gemeinschaft ihre wahre Ausbreitung und Allgemeinheit. Wird sie doch gerade dadurch wahrhaftig eine katholische, d. h. eine wirklich allgemeine! Ja, hiermit zugleich eine unüberwindliche, eine unzerstörbare. Denn es ist ja nichts mehr an ihr, was durch menschliche Gewalt zerstört werden könnte. Diese vermag ja nichts weiter zu zerstören, als die äußere Gestalt; eine solche hat aber die christliche Gemeinschaft nicht mehr als ihre besondere äußere Gestalt. Sie hat keine andere äußere Gestalt als das gemeinsame Leben der Menschen überhaupt. Nur wer dieses zu vernichten vermöchte, vermöchte auch sie zu zerstören. O meine Brüder, es ist etwas gar Hohes und Großes, was die Reformation in Ansehung der christlichen Gemeinschaft gewirkt hat. Aber es kann uns nunmehr auch nicht mehr befremden, wenn wir zunächst daran des Erstaunlichen nur erst gar wenig, und des Betrübenden so gar sehr viel sehen. Es tritt uns natürlich zunächst mehr nur die Zerstörung des Alten vor Augen, als der aus der Zerstörung emporsteigende neue Bau. Dieses Neue, die Gestaltung des gesammten gemeinsamen Lebens der Menschen zum Ausdruck und Mittel der christlichen Gemeinschaft, ist etwas so Großes, es ist das umfassendste und erhabenste Werk, das überhaupt nur das menschliche Denken erfassen kann: seine Schöpfung geht deshalb freilich nur äußerst langsam von statten. Seine Grundfesten bilden sich im Verborgenen unter den Trümmern der mehr und mehr verfallenden Kirche; und so lange wir nur noch diese Trümmer sehen, ist der Anblick freilich traurig. Aber, Gottlob, es treten schon jetzt hie und da die ersten Spuren des neuen Baues ans Licht hervor; und nicht mehr blos im Glauben, sondern zum Theil auch schon auf den Grund dessen hin, was wir mit Augen sehen, können

wir freudig rühmen: der Herr baut die Mauern Zions wieder, und eines Zions, mit dessen Herrlichkeit die des ersten nicht in Vergleich kommt!

Und auf diesem Punkte laßt uns unsre Betrachtung abbrechen: mit der klaren, wohlbegründeten Ueberzeugung, daß die Reformation nichts geringeres ist, als eine ganz neue Entwicklungsstufe des Reiches Gottes auf Erden; — nicht etwa bloß ein Abthun alter Mißbräuche. Hierin findet sie ihre wahre Rechtfertigung, hierauf vor allem soll sich unsre Hochhaltung derselben gründen. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir allen den Schmerz, den der Blick auf die Gegenwart in uns weckt, in fröhlichem Glauben an das endliche herrliche Ziel überwinden. Von diesem Gesichtspunkte aus wollen wir aber auch erkennen, wie weit wir noch im Rückstande sind mit der göttlichen Durchführung des Werks, das unsre Väter vor dreihundert Jahre begonnen haben, und wollen mit redlichem Ernste und rüstigem Muthe Hand an dasselbe legen, ein Jeder so viel an seinem Theil ist. Und „die Freundlichkeit des Herrn, unsers Gottes, wird über uns sein, und das Werk unsrer Hände fördern.“ Amen.

VII.

Die Unseligkeit des zwischen dem Gottesdienst und Weltdienst sich theilenden Herzen.*)

Text: Matth. 6, 24—34.

Niemand kann zwei Herren dienen. Entweder er wird einen hassen, und den den andern lieben; oder er wird einem anhangen, und den andern verachten. Ihr könnet nicht Gott dienen, und dem Mammon. Darum sage ich euch: Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet; auch nicht für euern Leib, was ihr anziehen werdet. Ist nicht das Leben mehr, denn die Speise? Und der Leib mehr, denn die Kleidung? Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie erndten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen, und euer himmlischer Vater nähret sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr, denn sie? Wer ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Und warum sorget ihr für die Klei-

*) Gehalten am 15. Sonntag nach Trinitatis, 1832.

bung? schauet die Lilien auf dem Felde, wie sie wachsen; sie arbeiten nicht, auch spinnen sie nicht. Ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herrlichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben Eine. So denn Gott das Gras auf dem Felde also kleidet, das doch heute stehet, und morgen in den Ofen geworfen wird; sollte er das nicht vielmehr euch thun? O ihr Kleingläubigen! Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? Nach solchem Allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß Alles bedürfet. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, und nach seiner Gerechtigkeit; so wird euch solches Alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen, denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Herr, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachten, so bist du doch, Gott, meines Herzens Trost und mein Theil (Ps. 73, 25. 26). Amen.

Dies Wort des Herrn ist an sich selbst einleuchtend, und bedarf für den Verständigen keines umständlichen Beweises: Man erwäge nur den vollen Sinn der Ausdrücke „Herr“ und „Diener“, und man wird nicht zweifeln können an seiner Richtigkeit. Aber es ist ein hartes Wort; es muthet uns zu, entweder Gott oder der Welt uns ganz hinzugeben, — und keines von beiden können wir über's Herz bringen. Denn die Welt hält uns allzufest, — und doch um uns ganz festzuhalten, ist sie wieder zu unbefriedigend, — ist Gott zu liebenswürdig, oder doch wenigstens zu furchtbar und zu unentbehrlich. Deßhalb *wollen* wir nicht an die Wahrheit jenes Wortes glauben; deßhalb machen wir nichtsdestoweniger immer wieder Versuche, den Dienst Gottes und den Dienst der Welt mit einander zu verbinden; und täuschen uns nur gar zu leicht darüber, reden uns ein, es sei uns das geglückt. Unsern Verstand zu überzeugen, reicht also hier nicht aus; er wird immer wieder von dem Herzen verleitet; es hilft nichts, das Herz muß gewonnen sein, es muß ihm die Lust verleidet werden an einer solchen Verbindung, — es muß zum Gefühl davon gekommen sein, daß unser Zustand, so lange wir beide Dienste miteinander zu verbinden bemüht sind, ein unseliger ist, von dem wir dringend Befreiung wünschen müssen. Und darauf, das Herz hiervon zu überführen, scheint auch die Art und Weise ganz berechnet, wie der Herr in unserm Texte von der Sache spricht.

Die Unseligkeit des zwischen Gottesdienst und Weltdienst sich theilenden Herzens.

Wir wollen

1. versuchen, uns von der Unseligkeit eines solchen Zustandes zu überzeugen, und sodann noch
2. in aller Kürze die Erwägungen mit einander anstellen, zu denen diese Ueberzeugung uns veranlaßt.

Du aber, o Herr, mußt selbst mitten unter uns sein, wenn unsre Worte kein leerer Schall sein sollen!

1.

Der Zustand, der die Folge des Versuchs ist, den Gottesdienst und den Weltdienst mit einander zu verbinden, ist nicht bei allen Herzen gleich; auch im Wesentlichen nicht. Es gibt kräftigere, entschiedenere, leidenschaftlichere, aber nichts desto weniger doch edlere, — und es gibt schwächliche, furchtsame, unentschiedene, leidenschaftslose und eben hiermit unedlere Charaktere. Bei beiden gestaltet sich ein verschiedener Zustand, wenn sie jene Verbindlichkeit bewerkstelligen werden; und auf beiderseitige Herzen und Zustände nimmt deßhalb unser Texteswort Rücksicht. Denn es stellt ein Entweder — Oder auf. Wir müssen also unsre Betrachtung auf zwei verschiedene Zustände hinwenden.

Die kräftigeren Charaktere können der Sache nach sich nicht theilen. Suchen sie mit ihrem Weltdienst den Gottesdienst zu verbinden, so ist das blos das rein Aeußerliche desselben, was sie annehmen, der Name und Schein, wie die Ordnung in der Welt es etwa mit sich bringt. Wenn solche Seelen sich überhaupt noch erst theilen wollen zwischen Gott und der Welt, so ist dies ein Zeichen, daß Gott ihnen gar nichts ist; denn wäre er ihnen irgend etwas, so wäre er ihnen bei der Gewalt ihrer Neigungen Alles. Wo ihre Neigung wirklich spricht, da ist es gar nicht in ihrer Art, sich zu theilen.

Den Zustand solcher Herzen beschreibt der Herr nun so: Sie lieben die Welt und hassen Gott. Denken wir dem im einzelnen nach.

Zuerst sie lieben. Ja, sie lieben wirklich; ihre Neigung ist so lebendig und kräftig, daß sie diesen Namen verdient. Sie stürzen sich mit der ganzen Gewalt der Leidenschaft dem Gegenstand ihrer Liebe in die Arme, geben sich ihm ganz hin. Ach, daß sie eben dadurch sich nicht ins Verderben stürzen! Und wer ist dieser Gegenstand ihrer Liebe? Die Welt. Nun, wird sie das unselig machen? Die Welt, dies schöne, herrliche, reiche, wunderbare Werk Gottes, — die äußere und die innere Schöpfung, Natur

und Geschichte? Ach nein, dies ist nicht die Welt, die sie lieben. Ihre Welt ist: Fleischeslust, Augenlust nnd hoffärtiges Wesen, — sinnlicher Genuß, irdisches Gut, irdische Macht, weltliche Ehre. — Und was ist diese Welt? Der Herr sagt es sehr bezeichnend: Mammon. Ein Götze, ein eitler, nichtiger Götze, ein unreiner Gräuel. O wie nichtig und vergänglich er in sich selbst ist, wie er in Staub, Asche und Rauch zusammenfällt! wie er aus dem innersten Lebensmark des menschlichen Geistes geht! Vernichtung, Verwesung — Das lieben sie? Entsetzlicher Gedanke! Daran hängen sie mit der ganzen Kraft ihrer Sehnsucht und Liebe! Sie pressen krampfhaft den kalten Tod an ihre warme Brust. Wir schaudern! — O die Unseligen; sie ahnen und glauben es jetzt nicht; aber sie werden enttäuscht werden, — wenn die Lust immer unersättlicher wird durch die Befriedigung, und zuletzt den Wurm verzehrt, den sie in ihrer Brust hegen; — wenn der Besitz immer tyrannischer den Besitzer in Besitz nimmt, und ihn zum Sklaven macht; — wenn die irdische Macht dahin sinkt oder zur unerschöpflichen Quelle des Argwohns und der Furcht wird; — wenn der Kranz der weltlichen Ehre allmälich dahin welkt, und auf dem Haupt eines glücklichen Nebenbuhlers verjüngt erblüht, und alle Qualen der Eifersucht erweckt; — wenn das leibliche und geistige Lebensmark immer mehr sich aufreibt, und nichts dem Herzen übrig bleibt, als leere, öde und kalte Nacht. Dann erfährt das zwischen Gott und die Welt sich theilende Herz was es heißt, die Welt lieben. Und das ist noch nicht das Entsetzlichste im Leben eines solchen Herzens!

Nicht allein für die Welt empfindet ein solches Herz; auch für Gott. Wie sollte es auch für ihn nichts empfinden: für seinen Schöpfer, Erhalter, den Lenker seiner Schicksale, — in dem es lebt, webt und ist, — den Allmächtigen, allgegenwärtig Nahen, — den Heiligen, — die höchste, reinste Liebe, — der sich in Christo. so tief zu uns herabgelassen, so innig uns verbunden, uns versöhnt, den Reichthum seiner Gnade über uns ausgegossen. Für ihn muß wohl ein so kräftig bewegtes Herz etwas empfinden. Aber was?

Haß, sagt der Herr ganz richtig. Liebe nicht, solche Herzen können nur das beides, lieben oder hassen (vgl. Jak. 4, 4). Der Apostel bestätigt es auch Röm. 8, 7: „Fleischlich gesinnet sein, ist eine Feindschaft wider Gott." Trauen wir der Versicherung des Herrn, und denken wir den furchtbaren Gedanken dieses Zustandes aus. Den hassen, der die Quelle unsers Seins ist, — den lebendigen, allgegenwärtig nahen, der uns verfolgt

wie unser eigner Schatten, — den Allmächtigen, der uns in jedem Augenblick zerschmettern kann, — den Heiligen, — den Gerechten, — den künftigen Richter, von dem das ewige Schicksal abhängt, — die höchste Liebe, die erbarmende, vergebende, großmüthigste, überschwänglich beseligende Liebe hassen! Furcht, Scham, Abscheu, Entsetzen vor sich selbst müßten sich mit einander streiten in einem solchen Herzen. — Wohl weiß ein solches Herz das lange Zeit selbst nicht; so lange Gott selbst ihn nicht lebendig und kräftig bezeugt. Aber es kommt die Stunde des Erwachens, und wäre es auch erst die des Todes. Dann gehen ihm die Augen auf, und alle Schrecken brechen dann herein; am allerfurchtbarsten, wenn das Erwachen erst in das letzte Stündlein fällt. Mit dem glühenden Haß im Herzen in die Hände des lebendigen Gottes fallen!

So beschreibt der Herr den Zustand. Ihr werdet mich des Uebertreibens beschuldigen, in dem Gesagten unser eignes Bild nicht wiedererkennen. Deßhalb ist nichts übertrieben; aber allerdings solche kräftige, leidenschaftlich glühende Charaktere sind selten, die Mehrzahl sind die halben Charaktere, und ihr Zustand, wenn sie Gottesdienst und Weltdienst mit einander verbinden wollen, gestaltet sich anders. Der Herr übergeht auch sie nicht. Sie hangen der Welt an, und verachten Gott. Ist ihr Zustand etwas Beneidenswerthes? Sehen wir zu.

Sie sind wirklich getheilt. Ihr Gottesdienst ist nicht blos etwas Aeußerliches. Nein, sie haben wirklich einen Zug zu Gott hin, — Züge der Furcht, der Liebe, der Hoffnung. Aber das alles sind nur halbe Züge. Und ebenso geht es ihnen auch mit der Welt. — Halbheit des Herzens ist der eigenthümliche Zug solcher Charaktere. Sie haben gar keine Liebe, hängen an nichts das ganze, volle Herz. Armer Mensch, wenn du gar nicht lieben kannst, gar nichts hast, dem du dich ganz hingibst! Was heißt dann das Leben noch? — Keine Liebe, aber desto mehr Sorge, Unruhe und Arbeit! Wie die Verbindung zwischen Weltdienst und Gottesdienst bewerkstelligt — für wen von beiden jedes Mal der Ausschlag gegeben werden soll, — wie beide mit einander versöhnt werden sollen: da ist kein Ende der Pein. — Kleinliche, arme, geplagte Seelen, wie müßt ihr unter euren endlosen Sorgen und Mühen über euch selbst erröthen! Und was wird ihnen nun zum Lohn dafür?

Von der Welt? Sie hangen ihr an. Kein bestimmterer Ausdruck hätte gewählt werden können. Sie hängen sich an die Welt, ohne ihrer wirklich habhaft werden zu können, ohne ihrer zu genießen; immer tritt

ihnen bei ihrem Genuß das böse Gewissen und die Furcht vor Gott in den Weg. Es käme auf einen letzten Schritt an, um zum Genuß des lang ersehnten Gutes zu gelangen; aber der wäre zu gottesvergessen, als daß sie ihn über sich gewinnen könnten; und darum ist alle Anstrengung vergeblich gewesen. Und auch die kleinsten Brosamen, die etwa abfallen, können sie nicht wahrhaft genießen; denn ihr Gewissen macht sie unruhig; und sie besorgen die göttliche Strafe. Und auch die Welt erkennt sie nicht an, sondern gebraucht sie nur. Sie sind Sklaven der Welt, ohne ihrer zu genießen. Aber dafür wird ihr Gottesdienst sie schadlos halten? — Ach nein; er vermehrt ihre Noth nur noch mehr. — Was haben sie für Genuß von ihrem Gott und Gottesdienst? Keinen! Was ist ihre Andacht und Gebet? Wie matt und unerquicklich, welchen Zwang müssen sie sich damit anthun? — Was ist ihr Glaube? welch' ein schwankendes Rohr! — Was ist ihre Tugend, was sind ihre guten Werke? Welch' gezwungenes, saft- und kraftloses, halbes Wesen, an dem sie selbst keine Freude haben können! — Was ist ihr Trost unter Leiden? Nur so viel, daß sie nicht verzweifeln können, nur langsam müssen sie sich nagen und peinigen lassen von dem Schmerz! — Was ist ihre Hoffnung auf die Ewigkeit? — Was ist überhaupt ihr Gott? Ein ferner, todter, ohnmächtiger, nachsichtiger, dem es nicht Ernst ist mit seiner Heiligkeit, ein kaltherziger; kurz, ein Gott, der nicht größer ist als ihr Herz. — Und hier erscheint der Ausdruck des Herrn in seiner ganzen bezeichnenden Eigenschaft: sie verachten Gott. Das ist die genaue Beschreibung der Stellung ihres Herzens gegen Gott. Hassen, nein, das wäre zu viel; aber verachten. Er steht vor ihrer Seele als so fern, daß er sie nicht erreichen kann, — als so gleichgültig, daß er um sie nicht sich kümmert, — als so ohnmächtig, daß er sie mit seinem Zorn nicht treffen kann, — als so unheilig, daß er mit ihrer Tugend zufrieden sein kann, — als so liebeleer, daß er nicht verlangt, von ihnen wiedergeliebt zu werden, oder daß er ihre sogenannte Liebe wirklich für Liebe nehmen kann. O unglücklich, wer auch so den Gedanken Gottes verloren hat, wem auch der allein Hohe und Erhabene so zusammengeschrumpft ist! Was hat der noch unter der Sonne, daran er sich erlaben und erquicken könnte?! O, wer selbst seinen Gott verachten muß, welchen Werth kann für den das Dasein noch haben? — Und um es nur zu dieser bittern Armuth zu bringen, welche Arbeit und Qual kostet das nicht! Immer muß ein solches Herz darauf hinarbeiten, sich Gott klein vorzustellen; denn er selbst, Gott, erweiset sich ihm fortwährend herrlich und drängt ihm das Gefühl

seiner Größe auf, — bei jedem Blick in die Natur und in die Geschichte, durch tausend Führungen und innere Züge des Geistes. Unselige Mühe, sich seinen Gott klein zu machen, unselige Qual mit kaltem Blute, mit bewußter Absicht alle erhabenen Gedanken und Empfindungen aus seiner Kindesbrust auszurotten, selbst sein eigenstes Lebensmark auszusaugen!

2.

Nun so ist das denn gewiß ein unseliger Zustand. Würden wir alle das lebendiger empfinden: so würden wir leicht und gern noch die Erwägungen unter einander anstellen, zu dem uns die gewonnene Ueberzeugung veranlaßt.

Ja, meine Brüder, — dies ist die erste Frage, die sich uns aufdrängt, — was soll das arme zwischen Gottesdienst und Weltdienst getheilte Herz beginnen, um erlöst zu werden aus diesem Elend? Gott allein dienen, den Weltdienst aufgeben? Aber es vermag ja nicht, eine solche Liebe in sich zu erwecken, die alle Weltliebe austriebe; es läßt ja im besten Falle die Furcht es nicht so ganz innig zu Gott herannahen. Und wenn dies gelänge: es kann sich ja doch nicht gänzlich losreißen vom Weltdienst. Es kann ja der Welt ein Mal nicht entbehren, es ist ja durch tausend Bedürfnisse an sie gekettet, ja selbst durch den eignen Beruf. Aufhören der Welt zu dienen, heißt aufhören in der Welt zu leben. — Nun wohl, armes hin- und hergezogenes Herz, du selbst kannst dich nicht erlösen von dem Leibe dieses Todes; aber Christus ist stärker als du; er kann es, er will es. Er will dich eine Liebe zu Gott lehren, die alle andre Liebe in dir überragt. Schaue ihn nur an, den Liebenswürdigsten, den eingebornen Sohn vom Vater voller Gnade und Wahrheit, und in seinem Angesicht das Herz des Vaters, — laß dich erweichen durch die Kraft der Gnade, die von ihm ausgeht, — zerschmelze in Thränen der Reue, — laß dich dann wieder aufrichten durch den Geist der Gnade zum freudigen, gewissen Glauben an die Vergebung des versöhnten Gottes, — erfüllen von dem Geist der Kindschaft, — laß dich taufen mit dem Feuer und dem heiligen Geiste eines neuen ewigen Lebens, — nimm nur hin das Pfand des ewigen Erbes: und dein Herz wird nicht mehr dir selbst angehören, sondern Gott. Und eben er macht dich auch frei von der Welt; innerlich von ihrer Liebe, äußerlich von ihrem Dienst. Er zeigt dir das, was dir die Welt ist, in seiner wahren Gestalt, als dem nichtigen, unreinen Götzen; — so daß du

nicht mehr mit deinem Herzen daran hangen kannst. Aber er nimmt dafür auch die Schuppen von deinen Augen, daß du eine Welt siehst, die du bisher nicht erkanntest, die wahre Welt, — mitten in dieser irdischen Vergänglichkeit, mitten unter diesem irdischen Treiben ein Reich göttlicher Zwecke. Er macht für dich die Welt zum Reiche Gottes, — und gibt dir die Zusicherung, daß dir in diesem Reiche Gottes alles zufallen soll, was du von der Welt bedarfst. „Trachtet am ersten" nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit und solches alles wird euch zufallen (Matth. 6, 36). Zwischen diesem Reiche Gottes und Gott kannst du dann wirklich dein Herz und deinen Dienst theilen, — du darfst es, — ja du sollst es schlechterdings; denn beides ist Eins, Gottesdienst und Dienst im Reiche Gottes, — und eben dadurch und auf keine andre Weise will Gott, daß du ihm dienest, — eben deshalb allein, daß du in seinem Reiche dienst. Ohne Qual und ohne Sorgen; dein himmlischer Vater sorgt für dich, wenn du seinem Reiche angehörst.

Nun wohl, meine Brüder, Christus macht frei von der Qual des zwischen Gottesdienst und Weltdienst getheilten Herzens. Hat er uns wirklich davon frei gemacht? Wir müssen das nach dem bisherigen leicht beurtheilen können. Ach, ich besorge, noch nicht alle, und keine so recht und ganz. O, wir alle fühlen uns noch so oft unzufrieden im Leben und mit demselben: rührt dies nicht eben daher, daß wir jene Frucht noch nicht besitzen; — entweder noch gar nicht, oder doch wenigstens noch nicht so recht? Nun, auf wem jene Qual noch mit ihrem ganzen Gewicht lastet: der gehe hin zu Christo, und lasse sie sich abnehmen. Einen andern Rath gibts da nicht. Er gehe aber eilig, ungesäumt. Wer aber schon an Christo ist, der mache sich doch seine Christenschule nicht muthwillig schwer und genußlos dadurch, daß er immer wieder noch ein Mal der Welt nachgibt und fröhnt. Er reinige doch täglich sein Herz immer mehr von aller unlauteren Liebe, — er lasse sich immer mehr hinnehmen von der Liebe Gottes in Christo, und lerne die Welt immer mehr von der Seite erkennen, nach der sie Gottes Werk und Reich ist. Es gibt redliche Gemüther, die Gott sichtlich lieben, — und dennoch nie völlig herauskommen aus der Qual des Kampfes zwischen Gottesdienst und Weltdienst. Sie können nun ein Mal nicht gänzlich heraus aus der Welt; aber jeder Gebrauch der Welt ängstet ihr Gewissen; und so kommt ihr Christenthum nicht zu seiner vollen Kraft und Freudigkeit. O, daß sie die Welt nicht blos von der Seite erkennen möchten, von der ihre Gestalt vergeht, sondern auch von

der andern, nach der sie das Reich Gottes ist; daß sie vor allen in der Welt, in der sie gerade drinnen stehen, in ihrem besondern Lebens- und Berufskreise, das Reich Gottes erblicken und anerkennen möchten, das Reich Gottes in der gesammten Führung ihres Lebens, in Freude und Leid. O, so wird das Christenthum leicht und selig; so schaffet es eine Frucht, die da bleibet bis in das ewige Leben. — Nun, meine Brüder, entschließen wir uns; — entschließen wir uns heute, wem wir dienen wollen, — aber ganz dienen wollen. Erwählen wir heute, wem wir dienen wollen: Gott oder der Welt. Erwählen wir das gute Theil; geloben wir von Herzen: „Ich und mein Haus wir wollen dem Herrn dienen" (Jos. 24, 15). Amen.

VIII.

Die Begebenheiten unter dem Kreuze des Herrn.*)

Text: Marc. 15, 24–41.

Und da sie ihn gekreuziget hatten, theilten sie seine Kleider, und warfen das Loos darum, welcher was überkäme. Und es war um die dritte Stunde, da sie ihn kreuzigten. Und es war oben über ihn geschrieben, was man ihm schuld gab, nämlich ein König der Juden. Und sie kreuzigten mit ihm zwei Mörder, einen zu seiner Rechten, und einen zur Linken. Da ward die Schrift erfüllet, die da sagt: Er ist unter die Uebelthäter gerechnet. Und die vorüber gingen, lästerten ihn, und schüttelten ihre Häupter, und sprachen: Pfui dich, wie fein zerbrichst du den Tempel, und bauest ihn in dreien Tagen. Hilf dir nun selber, und steig herab vom Kreuz. Desselben gleichen die Hohenpriester und verspotteten ihn unter einander, sammt den Schriftgelehrten, und sprachen: Er hat andern geholfen, und kann sich selber nicht helfen. Ist er Christus, und König in Israel, so steige er nun vom Kreuze, daß wir sehen, und glauben. Und die mit ihm gekreuziget waren, schmäheten ihn auch. Und nach der sechsten Stunde ward eine Finsterniß über das ganze Land, bis um die neunte Stunde. Und um die neunte Stunde rief Jesus laut, und sprach: Eli, Eli, lama asabathani? Das ist verdolmetschet, mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Und Etliche, die dabei standen, da sie das hörten, sprachen sie: Siehe, er ruft den Elias. Da lief Einer, und füllte einen Schwamm mit Essig, und steckte ihn auf ein Rohr, und tränkte ihn, und sprach: Halt, laßt sehen, ob Elias komme, und ihn herab nehme. Aber Jesus

---

*) Gehalten den 28. März 1834.

schrie laut, und verschied. Und der Vorhang im Tempel zerriß in zwei Stücke, von oben an bis unten aus. Der Hauptmann aber, der dabei stand, gegen ihm über, und sahe, daß er mit solchem Geschrei verschied, sprach er: Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen. Und es waren auch Weiber da, die von ferne solches schaueten, unter welchen war Maria Magdalena, und Maria, des kleinen Jakobi und Joses Mutter, und Salome; die ihm auch nachgefolgt, da er in Galiläa war, und gedient hatten, und viele Andere, die mit ihm hinauf gen Jerusalem gegangen waren.

Wir sind zum Gedächtniß der heiligsten Stunde der Weltgeschichte versammelt, um den sterbenden Christus, wie er nach dem großen Wort: „Es ist vollbracht“ sein Haupt neigt, und verscheidet. Das Werk, das in dieser Stunde vollbracht wurde, ist das größte, das heiligste, das jemals geschah, die Versöhnung der Sünde der Welt. Ach, wir fühlen sein Gewicht jetzt so selten in seiner ganzen Schwere. Wir werden's aber kennen lernen in der Stunde, da unser Gewissen mit seinem Schrecken erwacht. In der Stunde des Todes, am Tage des Gerichts, in der — seligen oder unseligen Ewigkeit — da werden wir es erst ganz verstehen lernen. Es ist die größte, die heldenmüthigste That, die je ein Mensch vollbracht, wenn wir auf das Wie derselben sehen, auf den furchtbaren Kampf des Erlösers. Das „es ist vollbracht“ ist ein Siegesruf, in den ein qualvoller Schmerzensseufzer klingt. Was sind dagegen alle hochgepriesenen Heldenthaten!

Bei diesem Einen großen Anblick des sterbenden Erlösers möchten wir da wohl von ihm wegblicken, und nach dem hinsehen, was um ihn her vorgeht? Oder kommt uns nicht neben diesem großen, erhabenen Sterbenden alles Andere so widrig, auch das Beste so kleinlich vor? Wie kleinlich, wie nichtssagend sieht uns nicht überhaupt das lange Leben dem einzigen Augenblicke des Todes gegenüber aus? und wie kleinlich, wie arm ist es uns nicht schon in ganz besonderem Maaße an dem Sterbebette frommer Christen erschienen, die des Todes der Gerechten sterben, und in deren letzte Augenblicke die Herrlichkeit der zukünftigen Welt schon einen Strahl ihres erhabenen Lichts hineinwarf? O, dann möchten wir am liebsten gar nicht mehr zurücksehen dürfen auf dieses eitle Leben. Und hier ist ein Sterbender ohne Gleichen, hier ist der erhabenste Tod, der, von dem aller Glanz des ewigen Lichts erst ausgeht, der jetzt auf dem Angesicht des Sterbenden sich wiederspiegelt. Wie sollten wir da Neigung haben von ihm hinwegzublicken auf seine Umgebungen hin, auf die Rotte seiner Feinde, auf seine Henkersknechte, auf das wankelmüthige, leichtsinnige, bethörte Volk, auf die furchtsamen Jünger?

Und dennoch dürfen wir unsern Blick auch davon nicht abwenden, was um das Kreuz des Herrn vorgeht. Denn einmal: wir haben ihn ja selbst mitgekreuzigt; die handelnden Personen sind ja unser eignes Abbild. Es mag uns wohl wehe thun, uns in ihnen wiederzuerkennen; aber es ist uns desto heilsamer. Und für's andre: was um das Kreuz Jesu her geschieht, ist nicht bloß Menschenwerk, auch Gott ist unter den Handelnden. Er selbst gibt Zeugniß von dem Sterbenden und von der Bedeutung seines Todes. Wer aber möchte den Blick abwenden, wo Gott aus seinem ewigen Heiligthum in die Weltgeschichte heraustritt? Und so laßt uns denn diesmal mit unsrer Andacht gerade bei demjenigen verweilen, was sich um das Kreuz des Herrn und unter demselben zutrug.

Die Begebenheiten unter dem Kreuze des Herrn.

Wir betrachten:

1. was die Menschen bei der Kreuzigung des Herrn thaten, und
2. was Gott bei derselben that.

1.

Die um das Kreuz Christi versammelten Menschen thun nicht alle einerlei. Richten wir den Blick zunächst auf diejenigen, welche das Kreuz am unmittelbarsten umgeben: die Kriegsknechte. Sorglose Sicherheit ist der bezeichnende Zug in ihrer Erscheinung. Sie haben eben eine schwere Arbeit beendet, drei Kreuzigungen; das scheinen sie nicht zu fühlen. Sie haben die Gekreuzigten zu hüten, das macht ihnen keine Sorge. Sie denken nur an den gemeinen Gewinn, den ihnen dieser furchtbare Auftritt bringen soll. Sie wollen ihn so hoch bringen als möglich. Sie berechnen weislich, ganz in die gemeinsten irdischen Interessen versunken; — in solcher Stunde! Der blinde Gott dieser blinden Welt soll entscheiden, der Zufall. Sie würfeln um den Mantel des Herrn. Aber es ist nicht der Zufall, der hier waltet, sondern die Vorsehung des lebendigen Gottes; — sie erfüllen mit ihrem gedankenlosen Treiben die alte Weissagung der Schrift. O Gott, welch' ein Bild!

O sehet zu, daß nicht auch unter uns solche sind! Denn auch in der Christenheit gibt es noch solche rohe, gefühllose Kriegsknechte um den Gekreuzigten her, — noch genug, die den Herrn immer wieder von Neuem kreuzigen mit ihrem Sündenleben, wiewohl sie seinen Namen führen. Und dabei sind sie doch ganz sicher und guter Dinge. Von ihnen ist's auch

recht wahr: „Sie wissen nicht, was sie thun.“ Auch sie sind, wie wir alle, zu Hütern unter dem Kreuze des Herrn bestellt, als Glieder seiner Kirche, darüber zu wachen, daß der gekreuzigte Christus nicht uns und den Unsrigen verloren gehe, was nur zu leicht geschieht. Aber diese Hut macht ihnen keine Sorge. Sie haben keine andern Sorgen als die um die Dinge dieser Welt. Darin leben sie mit zuversichtlicher Sicherheit. Sie machen sich schon auch zu thun mit dem, was Christi ist, nämlich insoweit sie davon äußeren Vortheil genießen können, die Vortheile, welche der Name Christ, die Mitgliedschaft seiner Kirche darbietet. Den Mantel Christi kennen sie wohl, und haben ihn unter den Händen, nämlich das Gewand, in welchem der Heiland jetzt unter den Menschen wandelt: sein Wort und Sacrament, die Heilsmittel, welche die Kirche darbietet. Aber der Gebrauch, den sie davon machen, ist eben so gedankenlos als sorglos. Nicht daß sie sich bemühten; der Segen davon soll von selbst kommen, sie lassen es darauf ankommen, was ein blinder Zufall ihnen davon zuwehen wird. Aber dennoch werden auch sie das Wort der Schrift wahrmachen, das Wort des Herrn: „Ich habe euch noch nie erkannt; weichet alle von mir, ihr Uebelthäter“ (Matth. 7, 23).

Richten wir den Blick auf den großen Haufen der Juden. Eine große Schaar geht bei dem Kreuze des Herrn vorbei, nicht als bloß müßige Zuschauer, sondern ihn lästernd und den Kopf schüttelnd. Es sind dies Leute natürlich von der allerverschiedensten Art, Leute aus allen Ständen des Volks, Hohe und Niedere, vom Hohenpriester bis zum Bettler, Gelehrte und Ungelehrte, Schriftgelehrte und Aelteste. Endlich schließt sich an die Reihe der Lästerer auch noch der eine der mit dem Herrn zugleich gekreuzigten Missethäter an. Gute und Böse in den Augen der Welt gehen bei dem Herrn vorüber, lästern und schmähen ihn. Wir wollen sie aber nicht alle in Eine Klasse werfen. Die Einen thun es aus Bosheit, die Andern aus Unwissenheit und Unverstand. Alle aber kommen darin überein, daß sie sich nicht finden können mit ihrem Verstande in die Erscheinung des Gekreuzigten, in seiner Niedrigkeit seine Göttlichkeit nicht erkennen können. Das Bild des Gekreuzigten ist ihnen eine reine Verwirrung, eine Nacht ohne Licht. Was sollen sie dazu sagen? Im besten Falle bloß den Kopf dazu schütteln, im schlimmeren an diesem Räthsel ihren Witz üben, — im schlimmsten lästern, — und bei dieser Erscheinung vorübergehen als einer solchen, die es nicht werth sei, daß ein Verständiger, der wie sie das rechte Licht habe, sich den Kopf über sie zerbreche. Blieben sie unter dem

Kreuze stehen, so könnte man ihnen das Räthsel lösen, wenigstens in ähnlicher Weise wie dem königlichen Hauptmann durch die Worte des Herrn. So aber können sie die Worte, die der Herr vom Kreuz herabspricht, auch wenn sie ihnen zufällig ins Ohr fallen, nicht verstehen, sondern nur verdrehen (V. 35. 36).

O, daß doch nicht auch unter uns noch immer ganz ähnliches unter dem Kreuz des Herrn geschähe! So viele gehen noch immer bloß vorüber vor diesem Kreuze als Zuschauer, — als ob man unter ihm ein bloßer Zuschauer sein könnte! — lästernd und den Kopf schüttelnd. Von den Lästerern kein Wort, in unserer Mitte kann keiner sein. Aber die den Kopf schütteln? Ihrer sind noch immer aus allen Klassen und Ständen; nicht etwa bloß unter den Hohen und Weisen. O, der Unglaube ist auf so entsetzliche Weise hineingedrungen in alle Klassen der Christenheit! Da kommt so mancher mit Zweifeln an das Kreuz des Herrn. Vielleicht nicht mit Zweifeln an Christo selbst, an dem Christenthum so im Allgemeinen, aber an Christo dem Gekreuzigten; daran, daß der Tod des Herrn so viel zu bedeuten habe. Nun, das ist doch wohl nichts so ganz bedenkliches? Allerdings. Schon deßhalb, weil man sich dadurch des Genusses aller der überschwenglichen Heilkräfte beraubt, die in dem Glauben an den Gekreuzigten liegen. Besonders aber: Hier sieht man, was jener so unschuldig aussehende Zweifel in Wahrheit auf sich hat. Die Zweifel, wie sie sich jetzt gestalten, dünken uns so ganz verwegen nicht. Nun aber sehen wir eben diese Gemüthsstellung unter veränderten Umständen ihre wahre Gestalt enthüllen. Was würde man bei ihr am Todestage des Herrn gethan haben? Das, was uns hier in unserer Textgeschichte so tief empört; man würde den Kopf geschüttelt haben um den Herrn, und ihm zugerufen haben: „Hilf Dir selber." — Und solche Seelen gehen auch jetzt noch nur vorüber unter dem Kreuz Christi. Wenn du zweifelst, warum bleibst du nicht aufmerksam darunter stehen, um zu untersuchen? Weil einem doch unheimlich zu Muthe ist unter dem Kreuze des Herrn. Man fühlt sich doch wegen seines Mißtrauens (man weiß nicht warum) gestraft durch den Blick des Herrn von seinem Kreuze herab; wenn er einem gleich noch nicht mit dem Blick begegnet, mit dem er einst vom Throne des Vaters herab seine Feinde anblicken wird. Man fühlt es doch, so dunkel einem auch das Ganze erscheint, daß eine gewaltige Stimme Gottes vom Kreuze herab an die Seele spricht, die nicht eher ruht, bis es in ihr zu einer Entscheidung gekommen ist, entweder für oder wider Gott. Dieser Entscheidung geht man lieber aus dem

Wege. Deßhalb geht man vorüber; klagt aber, zu seiner Rechtfertigung, über die Dunkelheit der Sache, darüber, daß einem das Kreuz Christi gar nicht die Gotteskraft sei, die davon gerühmt werde, daß man unter demselben gar kein freudiges Wohlbehagen empfinde. Man vernimmt ein Wort des Gekreuzigten halb und falsch, und klagt dann darüber, daß es Thorheit sei. — Vermessene Thorheit!

Doch sie gehen nicht alle vorbei bei Jesu Kreuz. Da steht auch ein Häuflein stille an demselben, mit weinenden Augen, und verläßt es nicht. Es ist das Häuflein der Freunde und Freundinnen des Gekreuzigten.

Sie standen von ferne und schauten. Sie waren Jesu nachgefolgt aus Galiläa und hatten ihm gedient, sie verließen ihn nicht. Aber die meisten stehen von ferne, einige ausgenommen, wie die Mutter Jesu und Johannes, die so nahe standen, daß der Herr zu ihnen reden konnte. Die meisten standen von ferne, theils aus Furcht vor den Juden, — theils aus Furcht vor dem Herzzereißenden des Anblickes der unmittelbaren Nähe. Ja, damit hing auch noch ein anderer Mangel zusammen. Auch ihrem Schmerz mochte wohl das Wort des Herrn (Luk. 23, 28) gelten: „Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern über euch selbst!"

Auch unter uns fehlt es wohl nicht an einem solchen Häuflein von Freunden und Freundinnen des Gekreuzigten, die weinend unter seinem Kreuze stehen. Aber die meisten treffen noch immer dieselben Vorwürfe. Sie weinen; aber auch nicht sowohl über ihn, der dem Kampfe und dem Tode entnommen ist, als über sich selbst, die ihm den Kampf und den Tod verursacht haben? Und stehen sie nicht auch meist immer noch von ferne? Auch aus Furcht: theils vor den Menschen (damit man ihnen nur nicht Uebertreibungen ihrer Liebe zu dem Gekreuzigten Schuld gebe, halten sie die freie Aeußerung derselben zurück), — theils vor dem zu tiefen Buß- und Demüthigungs-Schmerz, der sich ihrer in allzugroßer Nähe bemächtigen würde. O, das ist ja gerade der kostbarste Segen! Je dichter unter dem Kreuze, desto reichlicher wird man gesegnet. Gewiß, wenn es mit unserm Leben in Christo gar nicht fort will, wenn auch die Passionszeit uns nicht die gehoffte Förderung gebracht hat: die Schuld liegt daran, daß wir nur von ferne vor dem Kreuze Christi stehen, dem Gekreuzigten nicht nahe genug in's Auge und in's Herz sehen. Darum verliert jeder Blick, den er uns in's Herz thut, jedes Wort, das er zu uns redet, an seiner göttlichen Schärfe und Kraft; tausend andere Gegenstände mischen sich

in unsern Gesichtskreis ein, und schwächen unsere Aufmerksamkeit auf ihn. Je näher unter dem Kreuze, desto spürbarer ist seine segnende Hand, sind deren Wunder. Das sehen wir an dem begnadigten Schächer. Nur recht nahe hin! wir dürfen uns ja nicht scheuen vor ihm! Wir können ihn, den Gekreuzigten, ja in jedem Augenblicke nahe, ganz nahe haben, dürfen ja nicht erst eine weite Reise zu ihm hin machen.

Das thaten die Menschen unter Jesu Kreuz. Wie wenig von dem, was sich gebührte! wie viel des Entsetzlichen, Gräßlichen! Und was that Gott?

2.

Zerschmetterte er die Lästerer mit seinem Blitzstrahl? Nein. Auch ohne solche gerechte Strenge konnte er ein gewaltiges Zeugniß ablegen für diesen Gerechten, so daß die Menschen ohne Entschuldigung waren, wenn sie an ihm irre blieben. Er bot ihnen den Schlüssel zum Verständniß dessen dar, was sie mit Jesu geschehen sahen. Und ein gleiches Zeugniß legt er noch immer vor allen denen ab, welche dem Kreuze Christi irgendwie nahe kommen (nämlich im Geiste, denen da Christus der Gekreuzigte irgendwie nahe tritt, irgendwie lebendig wird).

Blicken wir auf die Verfinsterung der Sonne und das Erdbeben!

Gott ließ die drei Stunden lang, während der Herr am Kreuze hing, „eine Finsterniß kommen über das ganze Land; und die Sonne verlor ihren Schein.“ Er bezeichnete dadurch diese Stunde deutlich als eine Stunde der Finsterniß, in der die Mächte der Finsterniß in Bewegung seien, — als die Stunde des entscheidenden Kampfes beider Reiche, des Lichts und der Finsterniß, als eine furchtbar ernste Stunde, da es nicht Zeit sei, sicher zu spielen, oder ruchlos zu lästern und den Kopf zu schütteln. Er schien die Hand seiner Gnade und sein Licht eine Zeitlang abzuziehen von der Erde, und ließ sie sich erblicken in ihrem eigentlichen Zustande. Da konnte sie sich in ihrer eigenen Finsterniß und Nacht sehen. Er ließ die Erde erbeben und gab ein Vorspiel des jüngsten Tages. Genug, er unterließ nichts, um die Betrachtung des Gekreuzigten in die schaurig und heilig ernste Stimmung zu versetzen, die der Betrachtung eines solchen Gegenstandes angemessen ist.

Auf solch ein wunderbares Zeugniß Gottes hin ließ sich wohl leicht glauben! O, es wird auch uns noch immer gegeben, wenn der Gekreuzigte

im Geiste uns nahe tritt. Daß wir nur darauf merken wollten! Da verliert das uns sonst so freundlich anlachende Sinnenleben auch seinen Schein für uns. Da ahnen wir die Mächte der Finsterniß, die in demselben ihr Spiel treiben. Da empfinden wir, daß für den Kampf des Lichts und der Finsterniß in uns die entscheidende Stunde gekommen ist. Da sehen wir uns zum ersten Male, wie wir wirklich sind: die Schwärze unserer Sünde, unsere Finsterniß, unsere Ohnmacht. Da erbeben wir in den Grundpfeilern unseres Daseins; da erleben wir in uns ein Vorspiel des jüngsten Tages und Gerichts.

Merken wir auf das Zerreißen des Vorhangs!

Dieser Tag war schon ein Tag, da Himmel und Erde zusammengerollt wurden wie ein veraltet Gewand und eine neue Schöpfung begann. Wie im Anfange der Schöpfung Dunkel über der Erde lag, so auch heute, und eine neue Schöpfung, ein neuer Himmel und eine neue Erde gingen hervor; — eine neue geistige Schöpfung. Die Grenzscheide der alten Schöpfung, der Vorhang des Allerheiligsten zerriß in zwei Theile, von oben an bis unten aus. Der Eingang in das Allerheiligste Gottes, in die neue ewige Schöpfung that sich auf in dem Augenblicke, da Jesus verschied. — Der alte Bund wurde aufgehoben, der ein Bund der Vorbildung war und der Schatten der wahrhaftigen Güter, die da sollten geoffenbaret werden. Gott sprach verständlich, daß die ewige Versühnung der Sünde nun vollbracht sei durch den Tod dieses Gerechten, — daß die Zeit der Schatten und der Bilder vorüber — und die Zeit des Wesens und der Wahrheit angebrochen sei.

O, zeuget Gott nicht noch immer dasselbe in solchen Stunden mächtig durch seinen Geist? Empfinden wir dann nicht, oder ahnen wir es nicht wenigstens, — daß das Allerheiligste für uns geöffnet steht? Daß unsere Sünde versühnt ist und wir uns nur dürfen versöhnen lassen mit Gott? — aber auch daß das Alte alles vergangen ist, und alles neu werden muß, daß unser ganzes bisheriges Leben nur verworrener Traum und flüchtiger Schatten war; daß wir von nun an den Schatten fallen lassen und in das Wesen (der Erkenntniß und der Tugend) eindringen müssen?

Auch die Gräber thun sich auf!

Gott zeiget zugleich die Anfänge dieser neuen Schöpfung durch den Gekreuzigten, zeuget hierdurch davon, wie sie beschaffen ist, eine Schöpfung

der Auferstehung und des Lebens, deren alle Heilige der ersten Schöpfung geharrt. „Die Gräber thaten sich auf und es standen auf viele Leiber der Heiligen, die da schliefen und gingen aus den Gräbern, nach der Auferstehung Jesu, und kamen in die heilige Stadt, und erschienen vielen.“

Auch dieses Zeugniß fehlt noch immer nicht in solchen Stunden. Ja, man fühlt sie dann hervorbrechen, die Anfänge eines neuen Lebens, das sich als aus Gott, als unvergänglich zu erkennen gibt, — eines Lebens der Liebe (zu Gott und den Menschen) und der Erkenntniß. Dieses kann vergehen. Es wird immer wie Vorfrühling im Innersten, man sieht den Auferstehungsmorgen seines eigensten Wesens anbrechen.

O, meine Brüder, so Großes thut Gott noch immer unter dem Kreuze seines lieben Sohnes. Damals war sein Zeugniß nicht ganz vergeblich. Es machte wirklich Eindruck auf Vieler Herzen. „Der Hauptmann, der dabei stand, und die mit ihm waren, und Jesum bewahrten, da sie sahen, daß Jesus mit solchem Geschrei verschied, und sahen das Erdbeben, das da geschah, erschraken sie sehr, und der Hauptmann preisete Gott, und sprach: Wahrlich dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen! Und alles Volk, das dabei war und zusah, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust, und wandten wieder um.“ O, meine Andächtigen, lasset uns auch an unsere Brust schlagen, — aber nicht wieder umwenden, sondern stehen bleiben unter dem Kreuz, niederfallen und anbeten den, der jetzt erhaben ist zur Rechten der Majestät, und einst wieder kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten. Ja Er, „das Lamm, das erwürget ist, ist würdig, zu nehmen Kraft und Reichthum, und Weisheit und Stärke, und Ehre und Preis und Lob.“ Amen.

IX.

Die Frage nach dem größten Gebot.*)

Text: Matth. 22, 34–46.

Da aber die Pharisäer hörten, daß er den Sadducäern das Maul gestopft hatte, versammelten sie sich. Und einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn, und sprach: Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer bei einander waren, fragte sie Jesus, und sprach: Wie dünkt euch um Christo? Weß Sohn ist er? Sie sprachen: Davids. Er sprach zu ihnen: Wie nennt ihn denn David im Geist einen Herrn, da er sagt: Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße? So nun David ihn einen Herrn nennt, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und durfte auch Niemand von dem Tage an hinfort ihn fragen.

Diese beiden Fragen sind vielleicht die wichtigsten, praktisch bedeutungsvollsten, die wir überhaupt aufwerfen können, und so wenig sie auch einander zu berühren scheinen, in so engem Zusammenhang stehen sie doch mit einander. Sie beide, und noch dazu nach ihrer Beziehung auf einander, in einer Predigt zu betrachten, dazu würde die Zeit nicht ausreichen, wir beschränken uns deßhalb auf die eine derselben, und zwar auf die erste:

Die Frage nach dem größten Gebot.

Wir betrachten:
1. die Wichtigkeit derselben,
2. ihre Beantwortung.

1.

Die Frage selbst kann auf den ersten Blick ganz müßig erscheinen, als eine solche, mit der man nicht die edle und so kurze Zeit verbringen sollte, die zum Erfüllen der Gebote uns gegeben ist, ja sogar als eine bedenkliche. Sind denn nicht alle Gebote gleich? Was kann die Frage sonst

---

*) Gehalten den 18. September 1834.

bezwecken, als die Zurücksetzung der einen Klasse von Geboten gegen eine andere, während wir doch ausdrücklich auf die Befolgung aller gewiesen sind? Man denke nur an Schriftstellen wie 5. Mos. 29, 29: „Das Geheimniß des Herrn, unseres Gottes, ist offenbaret uns und unsern Kindern ewiglich, daß wir thun sollen alle Worte dieses Gesetzes", und Jak. 2, 10: „Denn so Jemand das ganze Gesetz hält und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig."

Dennoch können wir unserer Frage nicht ausweichen.

Schon vermöge der Einrichtung unseres Geistes nicht, nach welcher er in allen Dingen Einheit und Zusammenhang suchen muß. Wir sehen vor uns eine ausgebreitete Mannichfaltigkeit göttlicher Gebote, in dem geschriebenen Gesetz sowohl als in dem Gewissen, und eine unübersehliche Menge von Geboten, mit denen das Volk Israel belastet war. Diese Menge nimmt immer mehr zu, je länger wir uns mit den Geboten beschäftigen. Wir sehen uns unter solchen Umständen natürlich gedrungen, die Einheit aufzusuchen in ihrer Mannichfaltigkeit, ein Gebot, um das alle übrigen sich zu einem lebendigen Ganzen zusammenschließen, von dem sie alle als von ihrer gemeinsamen Wurzel ausgehen, in dem sie alle als in ihrem Mittelpunkt wieder zusammenlaufen. Unwillkürlich setzen wir bei dem göttlichen Gesetz Einheit, inneren Zusammenhang voraus, und das auch völlig mit Grund, da dasselbe ein Werk Gottes ist. Taugt doch schon kein menschliches Werk etwas, dem die innere Einheit abgeht! Eine innere Einheit in den göttlichen Geboten verlangen, heißt nichts anderes als: wir verlangen eine verständige Einsicht in das göttliche Gesetz. Ohne Einsicht zu handeln, ist überhaupt des Menschen unwürdig; am allerunwürdigsten aber ist es gerade in sittlichen Dingen. Eine bloß mechanische Verfahrungsweise ist nirgends unwürdiger als auf dem sittlichen Gebiet, auf dem Gebiet der Pflichterfüllung. Nur eine traurige Gedankenlosigkeit und eine ganz äußerliche Auffassung des göttlichen Gesetzes und der Pflichterfüllung kann uns unserer Frage überheben.

Tritt man nun näher hinzu, um an die Erfüllung der Gebote wirklich Hand anzulegen, so zeigt sich die Nothwendigkeit unserer Frage auch noch von anderer Seite her. Nur immer augenscheinlicher bei allem, was wir vornehmen, ist das Gelingen eines Werks auch dadurch bedingt, daß wir richtig zu unterscheiden wissen zwischen dem Wesentlichen der Sache und dem Unwesentlichen an ihr, zwischen der Hauptsache und dem Nebensächlichen. Es gibt bei allem Einen Punkt, in dem alles, was zur Sache ge-

hört, schon enthalten ist. Hat man diesen, so hat man alles übrige schon mit, verfehlt man ihn, so ist alle Mühe verloren. Ihn muß man kennen, sonst läuft man Gefahr die Hauptsache und die Nebensache zu verwechseln, über dieser jene zu versäumen, und so eigentlich ganz vergeblich zu arbeiten. So ist es bei jeder Kunst, bei jedem wissenschaftlichem Vornehmen, bei jeder Unternehmung auch im bürgerlichen Leben. Sollte es in sittlichen Dingen anders sein? Gerade hier gilt dieselbe Regel mehr als irgend sonst wo. Es liegt hier eine unübersehliche Menge sittlicher Forderungen vor uns. Kein Augenblick des Lebens verstreicht, in welchem uns nicht eine bestimmte Pflicht in Anspruch nimmt, und ehe wir ihr noch genügt, drängt sich uns schon wieder eine andere auf. Wollen wir allen einzelnen gleiches Recht zugestehen, so läßt uns die Bemühung um die Erfüllung der Einen Pflicht gar nicht zur Erfüllung der andern kommen, wir müssen über der einen die andere versäumen. Wir müssen nothwendig, wenigstens vorerst, die eine oder die andere Pflicht zurückstellen, um nur überhaupt zur Pflichterfüllung zu kommen. Welche soll dieses Loos treffen? Da sehen wir uns nothwendig gedrungen, zu unterscheiden zwischen dem Wesentlichen im Gesetz und dem, was demselben nur untergeordnet ist. Die Einsicht liegt ganz nahe: so lange wir die Pflichten als einzelne Pflichten ansehen und behandeln, ist eine auch nur einigermaßen vollständige Beachtung derselben etwas Unmögliches. Nur wenn sich eine Haupt- und Grundforderung in dem göttlichen Gesetz entdecken läßt, in welcher, als in dem Wesen aller besonderen Forderungen, diese hauptsächlich erfüllt werden, ist das Gelingen der Bemühungen und die Erfüllung der Gebote denkbar. Wir fragen daher nothgedrungen: Welches ist dieses Haupt- und Grundgebot im Gesetz? So lange uns die rechte und sichere Antwort auf diese Frage fehlt, ist unser ganzes sittliches Handeln nur ein unsicheres Umhertappen ohne Regel und Richtung. Wir gehen heute an diese Pflicht, morgen an jene, je nachdem uns heute diese, morgen jene vor allen andern wichtig erscheint, wenigstens für uns individuell. So bleibt unsere ganze Sittlichkeit ein armseliges Stück- und Flickwerk. Und das ist auch wirklich, laut der Erfahrung, der gewöhnliche Lauf der Dinge in der Welt. Es kann daher auch in dieser Beziehung nur Gedankenlosigkeit, unsittliche Sorglosigkeit und Lässigkeit sein, die sich unserer Frage zu überheben vermag.

Oder wenn Einer das Bisherige für keinen Uebelstand achten und sagen wollte: Man fange nur mit dem Einzelnen als solchem an; es mag

wohl zunächst etwas sehr Unvollständiges dabei herauskommen; aber unbesorgt, aus dem Einzelnen wird schon mit der Zeit ein Ganzes werden; nur Geduld und Ausdauer! — auch der täuschte sich, auch der könnte die Sache nie selbst versucht haben. Wie bei jedem Werk ist auch hier der richtige Anfang das halbe Gelingen des Werks; auch bei der Erfüllung des göttlichen Gesetzes kommt es auf die rechte Ordnung, auf den rechten Anfang an. Man entdeckt das in der Erfahrung bald. Je mehr wir uns mit der Sache bemühen, den innerlichen Sinn der Gebote in's Auge fassen, auf die Gesinnung bei ihrer Erfüllung das richtige Gewicht legen, desto mehr werden wir inne, daß die Erfüllung der einen Pflicht immer wieder die andere voraussetzt. Um ein guter Bürger, ein treuer Unterthan zu sein, muß man zuvor ein rechtschaffener, treuer Hausvater sein, — um dies zu sein, muß man wieder eine Menge anderer Tugenden besitzen, einer Menge anderer Pflichten bereits nachgekommen sein. Kurz die Erfüllung jeder einzelnen Pflicht setzt, strenge genommen, schon die sittliche Vollendung voraus. Es kommt also schlechterdings auf den richtigen Anfang bei der Erfüllung der Gebote an, sonst kommen wir zu gar nichts. Die Frage nach dem größten Gebot verwandelt sich demnach in die nach dem ersten Gebot; und wir setzen voraus, daß beide Fragen gleich bedeutend sind; — und das ganz mit Recht, denn der Anfang, und was recht sein soll, muß immer mit der Hauptsache gemacht werden. Also auch hier wieder ist unsere Frage für den Besonnenen und Ernsten unumgänglich. Und in der That, daß so Wenige das Bedürfniß derselben recht lebhaft fühlen, das ist ein trauriges Zeichen, wie so sehr allgemein es an dem rechten und ganzen sittlichen Ernst fehlt.

Die Verständigen und Ernsthaften haben dieselben immer sehr klar erkannt in ihrer Wichtigkeit. Schon die Meisten in Israel haben sie in ihrer Bedeutung gewürdigt. In dem Dienste eines aufrichtigen, richtigen sittlichen Strebens ist sie zu allen Zeiten aufgeworfen worden. Der Schriftgelehrte hat sie aufgeworfen in der Parallelstelle zu der unsrigen bei Marc. 12, 28—34, und im Interesse des sittlichen Skepticismus ist sie erhoben worden, freilich aber als eine Frage, die sich gar nicht beantworten lasse, und woraus also die Unmöglichkeit, den Forderungen der Sittlichkeit nachzukommen erhelle. Es ist dies ein sittlicher Skepticismus, welcher auch heute der Welt gar nicht fremd ist, — und im Interesse der Feindseligkeit gegen den Herrn (man denke an den Pharisäer in unserem Text, der den Herrn mit ihr „versucht") als ein Räthsel uns entgegentritt, an dessen Lösung

die Kunst des Herrn scheitern zu müssen scheint. Das thut sie indessen nicht.

2.

Es gibt allerlei Antworten auf diese Frage. Schon die Meister in Israel geben solche. Dem einen war das Gebot der Beschneidung, dem andern das Sabbathsgebot das vornehmste. Die menschliche und weltliche Weisheit unserer Tage kennt auch solche Antworten. Die einen sagen: Rechtschaffenheit, — die andern: Menschenliebe ist das Beste, was sie dann näher insbesondere von der Wohlthätigkeit verstehen; noch andere endlich geben der Gewissenhaftigkeit den Vorzug. Aber wie jene jüdischen Antworten die verständigen Schriftgelehrten nicht befriedigten, so können auch die jetzigen die Verständigen nicht befriedigen. Das so bezeichnete größte Gebot leistet nicht, was es nach unsern Ausführungen im ersten Theile leisten muß. Es bildet keinen Einheits- oder Mittelpunkt, um welchen sich die Forderungen des göttlichen Gesetzes wirklich organisch anschließen. Wie viele bleiben da übrig, die hier gar keinen Anknüpfungspunkt finden, sowohl im geschriebenen Gesetz, als im Gesetz des Gewissens! Das göttliche Gesetz ist viel reicher in seinen Forderungen. Jene Antworten treffen nicht das Wesen, die Hauptsache, auf welche das Gesetz hinstrebt. Das greift viel tiefer und reicht viel weiter; es dringt namentlich auf die Gesinnung, das geschriebene sowohl als das natürliche Gesetz. Jene Antworten enthalten nichts, womit man so anfangen könnte, daß man dadurch befähigt würde zur Erfüllung aller übrigen Forderungen des Gesetzes. Ihr sagt: Aber doch die Gewissenhaftigkeit! Das Gewissen verlangt ja eben eine Regel, nach der es unter seinen zahllosen Forderungen einen Unterschied machen könne. Und diese Regel steht über der Gewissenhaftigkeit. Dennoch liegt die rechte Antwort so nahe? Israel las sie mit dürren Worten im Gesetz; jeden Nachdenkenden treibt die eigene Erfahrung unwillkürlich zu ihr hin. Aber die Menschen haben sie zu allen Zeiten gerne nicht gesehen, gerne umgangen, weil unser altes Herz ein großes Interesse dabei hat, gerade die Forderung in den Hintergrund zu schieben, welche diese Antwort als die Grund- und Hauptforderung heraushebt. Der Herr gibt sie: Das größte Gebot ist wirklich auch das erste Gebot, das, welches in dem geschriebenen Gesetz auch der Ordnung nach an der Spitze aller Gebote steht: „Du sollst lieben den Herrn, deinen Gott, über

Alles." Das andere aber ist dem gleich: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst."

Die Gottesliebe, welche ihrer Natur nach rechte Bruderliebe ist, und sich als solche erweist, ist das größte Gebot. Gott lieben heißt: er soll der erste und der letzte Gegenstand unserer Liebe sein, auf den sie sich richtet mit unserer ganzen denkenden Thätigkeit, — mit der ganzen Kraft unserer Empfindung, — mit der ganzen Kraft unseres Willens und unserer That. Ueber eine solche, d. h. eine so ernste Gottesliebe geht keine Forderung mehr. Und zwar soll sie nicht eine müßige sein, sondern, wie die Liebe Gottes selbst, eine kräftige und thätige, und näher: sie soll mit dieser ihrer Thätigkeit, weil sie es nicht unmittelbar auf Gott selbst kann, sich auf den Gegenstand der Thätigkeit der Liebe Gottes, auf den Menschen, den Nächsten richten. So fallen beide Gebote wirklich zusammen.

Die Richtigkeit dieser Antwort leuchtet ein, wie denn auch dem Schriftgelehrten bei Marcus. Das vornehmste Gebot entspricht den obigen drei Forderungen. Es bildet eben darum die Einheit aller einzelnen Gebote, in ihm gehen sie wirklich vollständig zusammen, auf lebendige Weise, nicht bloß bleiben sie neben den übrigen stehen. Keins bleibt draußen. Die Liebe und zwar diese Liebe, ist wirklich das Eine, in welchem die Erfüllung aller Gebote mit gegeben ist, das Wesen der Gesetzeserfüllung nach Römer 13, 8: „Wer den Andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt." „Die Liebe ist das Band der Vollkommenheit" (Kol. 3, 14). Diese Liebe ist die wesentliche Erfüllung aller Gebote; denn jedes einzelne Gebot ist nur ein eigenthümlich bestimmter Ausdruck dieses Einen allgemeinen und Grundgebots. Dieses Gebot ist wirklich das Erste, mit dem angefangen werden muß. Aus diesem Quell allein kann die wirkliche Erfüllung jedes einzelnen Gebotes fließen, auch nur eines einzigen: daraus, daß man in seinem Sinn und Willen Eins ist mit dem Gesetzgeber selbst, und zwar eben durch die Liebe. Diese Liebe ist aber auch ein so reichlich strömender Quell, daß aus ihr die Erfüllung aller einzelnen Gebote wirklich fließen kann, ja mit Nothwendigkeit fließen muß, — so daß der Anfang zugleich schon das Gelingen selber ist. Wer mit dem Gesetzgeber Eins ist durch die Liebe, dessen Handeln ist nichts als der vollständige Ausdruck des Willens des Gesetzgebers, wie er selbst eben im Gesetz ausgesprochen hat.

Unbezweifelbar richtig ist die Antwort des Herrn, welche zugleich die der gesammten göttlichen Offenbarung ist (V. 20). Aber die Ausführung. Da treten nun freilich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten auch dem

redlichsten Willen entgegen. Gott lieben ist die Grundforderung, erst diese Liebe ist die Bedingung der Menschenliebe. Aber nun Gott lieben, so lieben zu können, wie er es fordert, dazu gehört ein naher und ein gnädiger Gott, vor dem man sich nicht entsetzen darf. Hat der irdische und sündige Mensch Den? Wie macht er sich Den? O, nicht umsonst hat der Herr die weitere Frage angeknüpft: „Was dünket euch um Christus?" Ist er euch wirklich Einer, in dem ihr Gott habt, in dem Gott mit euch ist? Wohl uns in diesem Falle! Gott hat sich uns selbst als naher und gnädiger Gott gegeben in Christo! Wie viel das bedeuten will, muß jeder empfinden, dem es ernst ist mit der Frage nach dem größten Gebot. Schließen wir mit einer Wahrheit, die wir unserm Gewissen vorhalten wollen: Wem es wirklich Ernst ist mit der Frage nach dem größten Gebot, dem ist es auch nicht minder ernst mit der Frage: Was dünket euch um Christus? Amen.

X.

Das Zeugniß des römischen Hauptmanns für den sterbenden Erlöser.*)

Text: Marc. 15, 39.

Der Hauptmann aber, der dabei stand, gegen ihm über, und sah, daß er mit solchem Geschrei verschied, sprach er: Wahrlich, dieser Mensch ist Gottes Sohn gewesen.

Der Segen der Charfreitagsfeier beruht hauptsächlich auf der Erneuerung des starken Eindrucks von dem Tode des Heilands. Dieser Eindruck, daß es etwas auf sich habe mit diesem Tode, ja, daß daran alles hange, sollte den Christen durch sein ganzes Leben begleiten, sich immer verstärkend. Aber es ist nicht so laut der Erfahrung. Er wird durch den gewöhnlichen Lauf des Lebens nur allzusehr abgeschwächt. Darum ist eine Erneuerung

---

*) Gehalten am Charfreitag, den 17. April 1835.

desselben so sehr Bedürfniß, und sie läßt sich gerade von der Charfreitagsfeier erwarten, bei der wir uns wieder lebendig mitten hineinstellen in die große Geschichte des Todes des Herrn.

Läßt sich hiervon aber auch wirklich ein solcher Eindruck voraussetzen? Scheint diese Feier nicht vielmehr ungeeignet, einen solchen hervorzubringen? Der Anblick des gekreuzigten Heilandes scheint ja nicht ein Mal auf die unmittelbaren Zuschauer einen solchen erschütternden Eindruck gemacht zu haben. Um sein Kreuz herum sehen wir ja nur: die große Volksmasse als bloße müßige, neugierige Beschauer, — die rohen Kriegsknechte würfelnd und spottend, — die Schriftgelehrten und Hohenpriester höhnend und lästernd — den einen der gekreuzigten Schächer lästernd. Und auch die Seinigen ergreift das Schauspiel nicht so, daß es ihre Scheu überwände. Sie stehen von ferne und schweigen. Niemand scheint wahrhaft erschüttert zu werden, so daß die leblose Natur ergriffen werden und reden muß an der Stelle der Menschen, die da schweigen, durch Verfinsterung der Sonne und Erdbeben.

Wie wollen wir nun für uns davon einen starken Eindruck erwarten, daß wir uns in jene Geschichte hineinversetzen?

Dennoch ist's nicht ganz so, wie es den Anschein hat. Nicht auf alle verfehlte jenes Schauspiel einen starken, erschütternden Eindruck: nicht auf den reuigen und gläubigen Schächer, nicht auf den römischen Hauptmann. An dem letzteren namentlich können wir uns die Macht des Eindrucks recht anschaulich machen, welchen der Anblick des gekreuzigten Erlösers seiner Natur nach auf ein unbefangenes Gemüth ausübt. In dieser Absicht laßt uns das Zeugniß betrachten, welches er für den sterbenden Erlöser ablegt. Wir betrachten

Das Zeugniß des römischen Hauptmanns für den sterbenden Erlöser

1. an sich, und beherzigen
2. die Bedeutung desselben für uns.

1.

Das Bekenntniß, welches der römische Hauptmann vor dem sterbenden Erlöser ablegt, ist ein großes an sich betrachtet. Es lautet mit Hinzuziehung von Luc. 23, 47 vollständig: „Fürwahr, dieser ist ein frommer Mensch und Gottes Sohn gewesen." Wahrlich viel gesagt unter dem Kreuze

eines Hingerichteten. Nicht blos ein frommer Mensch, sondern auch Gottes Sohn!

Es ist noch größer in dem Munde eines Römerhauptmannes, der aller Wahrscheinlichkeit nach sonst nichts von Jesu wußte, sich früher um ihn nicht bekümmert hatte und nun die Bewegungen, welche die Erscheinung des Herrn unter dem ihm ganz fremden und gewiß von ihm verachteten Volke der Juden hervorgebracht hatte, zum erstenmale wahrnahm. Jenes Urtheil war bei ihm blos das Ergebniß seiner Beobachtung des Herrn während seines Hangens am Kreuz. Und da können wir sehen, welchen Eindruck dieser Auftritt auf ein offenes und unbefangenes Gemüth zu machen vermochte.

Die Umstände des Hauptmanns scheinen nun aber für die Beobachtung des Heilandes die allerungünstigsten. Er sah den Heiland jetzt zum ersten Male, in seiner allertiefsten Erniedrigung, und nur in ihr. Er hatte nicht seine mächtige Prophetenrede vernommen, und nichts gesehen von seinen Wundern. Er vernahm nur von ihm, daß er ein Volksverführer war. Er hörte zwar wenige vereinzelte Worte von ihm, aber wie unverständlich konnten diese ihm leicht erscheinen, als ein bloßer Wirrwarr. Er sah wohl Zeichen, die geschahen, aber diese waren ganz im Allgemeinen von zweideutiger Auslegung für oder wider Jesum. Die Juden deuteten sie wider Jesum. Das hätte er auch gekonnt. Die eigentlich schlagenden Zeichen sah er nicht, das sich Aufthun der Gräber und das Zerreißen des Vorhangs. Und dennoch jenes Bekenntniß!

Was brachte denn nun in dem Hauptmann jenen Eindruck hervor und jene Ueberzeugung? Wie kam er dazu?

Im Allgemeinen: er hatte offene Augen für das was geschah, und beobachtete ohne vorgefaßte Meinung von Christo, ohne Vorurtheile in Betreff des Messias, wie sie die Juden hatten. Hier haben wir also den Eindruck des Todes Jesu auf ein wahrhaft unbefangenes Gemüth vor uns.

Was den näheren Verlauf betrifft, so kam der Hauptmann auf eine scheinbar ganz zufällige Weise in Berührung mit Jesu. Er mußte sich veranlaßt fühlen, sich irgend ein Urtheil über ihn zu bilden. Das schien sehr leicht, war es aber doch nicht. Was man von Jesu hörte, aus dem Munde solcher noch dazu, die ihm billig eine Autorität sein mußten, damit stimmte der Eindruck gar nicht zusammen, den er von der Person Jesu erhielt. Die Jesu schuldgegebene Prätension, daß er der „Sohn Gottes" sein wolle, mußte sein Befremden noch erhöhen. Was sollte nun der Hauptmann thun? Er konnte das Räthsel getrost auf sich beruhen lassen, wie Pilatus; war

er doch kein Jude; was ging ihn die ganze Sache an? Das that er aber nicht, und er konnte es auf die Länge wenigstens nicht thun, wenn er ein menschlich fühlendes Herz hatte. Der Hauptmann, wie er in der Geschichte erscheint, *der* konnte das nicht. Für einen Leidenden, der so leidet wie Jesus, muß ein menschliches Herz Theilnahme empfinden. Der Hauptmann, nach seiner ganzen Gemüthsart, mußte der Lösung des Räthsels nachgehen.

Aber wie? Durch Beobachtung. Er blieb nicht nur dabei stehen, er stellte sich dem Heilande „*gegenüber*". Er hatte ein tapferes Herz, vor dem genannten Anblick nicht zurückzubeben. Warum? Er hatte ein gutes Gewissen gegen Jesum. Die Schriftgelehrten und Hohenpriester hätten das nicht gekonnt. Wir werden wohl aus eigener Erfahrung wissen, was das gute Gewissen bei der Sache thut.

Und auf was für Gedanken leitete ihn nun seine Beobachtung? Was nahm er wahr? Zunächst an dem Erlöser selber, einem ebenso standhaft als still und geduldig Leidenden, der unter den entsetzlichsten leiblichen Schmerzen und den empörendsten Reizungen seiner Feinde unberührt bleibt von jeder Leidenschaft, von jedem Unmuth und jeder Erbitterung, wie von jeder Furcht. Einen Dulder, der für seine Mörder bittet, — das Bewußtsein seiner Hoheit in der tiefsten Erniedrigung sicher festhält, und sich mit ihm tröstend herabneigt zu dem mitgekreuzigten Schächer, — der in Liebe für die Mutter sorgt, und mit so zarter Liebe, — der mitten im furchtbarsten Schmerz betet, und **seinen** Gott anruft, — und also bei dem „es ist vollbracht" vorzugsweise an den Willen seines himmlischen Vaters denken muß. In diesen scheinbar wunderlichen einzelnen Ausrufungen liegt eine sittliche Reinheit und Kraft, die ihn staunen macht und allen befremdenden Schein entfernt. Sodann, was nahm er wahr an den Umgebungen Jesu? Empörende Rohheit und Fühllosigkeit seiner Feinde, die ihn schauern ließ. Wie hob dieser Contrast nicht das Bild Jesu noch mehr! Wie vortheilhaft nahm sich neben solchen Unmenschen nicht das Häuflein der Freunde Jesu aus!

Dazu kommen nun noch die äußeren Zeichen: Finsterniß und Erdbeben.

Das alles mußte einen mächtigen Kampf hervorrufen in der Seele des Hauptmanns, aber den Ausschlag gab es noch nicht. Was gab denn diesen? Nach unsrem Text: „*Da er sah, daß er mit solchem Geschrei verschied.*" Mit welchem? „*Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist.*" Also noch einmal der unerwartete, wider den Naturlauf schnelle Tod des Herrn, und dann ganz besonders die vollkom-

mene Ruhe der Seele, mit der er sein Leben aushauchte, er, der solcher Verbrechen angeklagt war, welche den Frieden und alle Ruhe unter den Menschen am meisten stören. Da stand es ihm fest: Dieser ist ein frommer Mensch gewesen.

Nichts kann auch natürlicher sein als dieser Schluß. Aber an ihn knüpft sich nun auch sofort der andre Schluß: und Gottes Sohn. Ist das erklärlich? Hängt das beides so nahe zusammen? Ihr seht es hier thatsächlich, wie nahe es zusammenhängt. Es erklärt sich aber auch vollkommen. Er wußte ja für wen der Heiland sich selbst gegeben hatte; wenn er dieß nicht war, konnte er dann, selbst bei der höchsten sonstigen Tugend, noch ein frommer Mensch sein? oder war er dann nicht vielmehr ein Gotteslästerer? Aber selbst wenn der Hauptmann kein Wort vernommen hätte von Jesu Anspruch auf die Gottessohnschaft, er würde dennoch hinzugesetzt haben: und Gottes Sohn. Die vollendete Heiligkeit, die er hier sah, die konnte kein Erzeugniß der Menschheit sein, der Menschheit, die er jetzt gerade in ihrer ganz enthüllten Blöße sah, die jetzt den entsetzlichen Frevel, der in ihr schlummert, ans Tageslicht hervorgeboren, der konnte er es nicht zutrauen, daß sie aus ihrem Schooß einen solchen Heiligen zu erzeugen vermöge.

2.

Dies ist der Eindruck, den der Anblick des sterbenden Heilandes auf den römischen Hauptmann machte. Denselben Eindruck soll er nun auch auf uns machen. Also welchen? Wir sollen einen tiefen Eindruck empfangen von der vollendeten Heiligkeit des Erlösers. Das ist eine Zumuthung, der sich keiner von Euch entziehen kann. Ich rede hier gar nicht von dem Versöhner, von dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt; nur von einem sittlichen Eindruck, von einem sittlichen Urtheil, das ihr alle als nothwendig anerkennen müßt und auch wirklich anerkennt. Wenn ein solches schon bei dem römischen Hauptmann natürlich war, wie viel mehr bei uns, denen es in so vielfacher Hinsicht unvergleichlich erleichtert ist. Es ist hier nur von demjenigen die Rede, worüber alle einverstanden sind, die sich Christen nennen.

Aber ist dies nicht viel zu wenig gefordert, zumal am Charfreitag? Ist es für sich allein nicht genug, nun so müßt ihr wenigstens dieser Forderung entsprechen, ohne Entschuldigung. Aber ach, wenn uns das wenig

dünkt — der tiefe Eindruck von der vollendeten Heiligkeit Jesu — es ist auf jeden Fall die nothwendige Voraussetzung zu allem Weiteren. Ohne diesen Eindruck ist ja kein Glaube an Jesum möglich, kein Vertrauen auf ihn (und seine Versöhnung), keine Liebe zu ihm, oder sie würde geradezu gefährlich sein. Es ist so wie bei dem Hauptmann: ohne diesen Eindruck sind wirklich alle übrigen Ueberzeugungsgründe, namentlich auch die Zeichen nichts; er ist erst die Grundlage, auf der sie ruhen.

Aber auch an sich ist er etwas unendlich Großes, Gewaltiges. Wir halten ihn in der Regel für etwas sehr Geringes, für einen so schwachen Anfang; er ist aber der allmächtige Anfang einer ganz neuen Schöpfung im Menschen. Er reißt bald weiter fort: der reine, vollendete Heilige kann nicht das Erzeugniß der sündigen Menschheit, er kann nur der Sohn Gottes sein. Dieser Schluß ist so zuverlässig, daß, wenn wir in Christo nicht den Sohn Gottes erkennen oder wenigstens schwanken in unsrem Glauben an ihn als solchen, der Grund davon wohl immer mit darin liegt, daß wir von seiner Heiligkeit nicht den recht kräftigen Eindruck empfangen haben. Dem vollendeten Heiligen gegenüber erwacht unser Gewissen, wir bekommen ein ganz anders redendes Gewissen, sein Anblick ist uns der Schlüssel zur Erkenntniß der Sünde, zur Selbsterkenntniß, zur Buße. Und nun sehen wir in dem vollendeten Heiligen auch den Versöhner der Sünde. Denn nicht für eigene Schuld kann er gelitten haben, sondern nur für fremde, für die Sünde der Welt. — Nun fassen wir Hoffnung der Vergebung der Sünde, denn hier tritt uns eine Liebe Gottes entgegen, der auch seines eingebornen Sohnes nicht geschont hat, sondern ihn für uns dahingegeben. Mit dem vollendeten Heiligen thut sich vor unsern Blicken eine Zukunft auf, die in uns das kühnste Vertrauen erweckt. Denn hier ist eine neue göttliche Schöpfung in der Menschheit. Hier ist ein Punkt, von dem aus ein neues Leben in der Menschheit beginnt, — an den sich anschließend jeder aus dem Leben der Sünde heraus eingehen kann in ein göttliches Leben. Hier ist das Alte alles vergangen, auch unsre Sünde und Schuld, — und Alles neu geworden, auch neu vor Gottes Augen.

So ist es denn in der That etwas unendlich Großes, wenn wir jenen Eindruck als die Frucht des heutigen Tages bei uns suchen. Und wenn es uns dennoch gering erschiene, woher kann das kommen als daher, daß ein solcher wahrhaftiger Eindruck von der vollendeten Heiligkeit des Erlösers, und zumal des sterbenden Erlösers, doch etwas gar seltenes ist, und das,

was wir gewöhnlich dafür nehmen, noch gar nicht diesen Namen verdient? Ja gewiß so ist's. Betrachten wir unsre Ueberzeugung von der vollendeten Heiligkeit Jesu. Sie ist oft nur zu genauer Noth eine Ueberzeugung. Vielen erscheint der Heiland nur zu genauer Noth sittlich rein, wenn sie es auch nicht wagen auszusprechen. So vieles scheint ihnen doch bedenklich an ihm, worein sie sich nicht recht finden können. Eine solche Ueberzeugung von der Heiligkeit Jesu kann dann freilich auch nicht große Dinge thun. Die Sache erklärt sich auch leicht. Wir tragen wohl alle in unserer Seele von Natur eine Vorstellung von der sittlichen Vollendung; aber das ist noch nicht die volle, wahrhaft reine. Diese kennen wir nicht von Natur, sondern nur durch denjenigen, in dem allein sie Wirklichkeit geworden ist, an dem allein wir sie schauen, durch den Erlöser. Daher kommt uns beim ersten Anblick sein Bild fremd und befremdend vor. Erst durch seine Anschauung muß uns die reine, volle Vorstellung der vollendeten Heiligkeit aufgehen in der Seele, als etwas Neues, — wie ein Blitz uns in die Seele leuchten. Dann, wenn dies geschieht, fühlen wir die ganze Allgewalt dieses Eindrucks, und daß uns in ihm zugleich das Höchste gegeben ist. O so müsse es uns auch heute ergehen, dem Kreuze des Erlösers gegenüber; ein solcher Eindruck müsse sich heute in uns erneuern, oder auch zum ersten Mal in uns entstehen, dann werden wir vor dem Heiligen Gottes am Kreuz niederfallen und ihn anbeten, und zu ihm sprechen: Mein Herr und mein Gott! Ja Du trugst unsre Sünden und ludest auf Dich unsre Schmerzen. Die Strafe lag auf Dir, auf daß wir Frieden hätten und durch Deine Wunden sind wir geheilet. Amen.

XI.

Die Passionsstimmung des Christen.*)

Text: Röm. 5, 1–10.

Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, durch unsern Herrn Jesum Christ. Durch welchen wir auch einen Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darinnen wir stehen; und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsale; dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet; Geduld aber bringet Erfahrung; Erfahrung aber bringet Hoffnung; Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. Denn auch Christus, da wir noch schwach waren, nach der Zeit, ist für uns Gottlose gestorben. Nun stirbt kaum Jemand um des Rechtes willen; um etwas Gutes willen dürfte vielleicht Jemand sterben. Darum preiset Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. So werden wir je vielmehr durch ihn behalten werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht geworden sind. Denn so wir Gott versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren; vielmehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnet sind.

Warum ist wohl dieser Text für einen Sonntag der Passionszeit angeordnet? Gewiß nicht blos wegen Vers 6, sondern weil er im Ganzen eine Stimmung ausspricht, welche gerade in der Passionszeit dem Christen vorzugsweise geläufig ist, ja, sich ganz von selbst in ihm macht. Freilich jetzt nicht mehr mit der Leichtigkeit, wie sonst, wo auch das bürgerliche Leben in der Passionszeit eine andere Gestalt annahm. Aber es ist uns doch wenigstens noch die Erinnerung daran geblieben. Und so betrachten wir denn

Die Passionsstimmung des Christen.

Wir geben

1. die Beschreibung, und erwägen
2. die Bedingung, unter welcher allein sie in uns zu Stande kommen kann.

1.

Die Passionszeit ist eine stille Zeit, der Lärm und das Toben des Lebens hört für eine Weile auf, wir kommen zu uns selbst, kehren ein Mal

---

*) Gehalten am Sonntag Lätare, den 29. März 1835.

in unser Inneres ein. Eine solche Zeit ist sie nicht nur für den Christen, sondern auch sogar für den Weltmenschen. Er muß ein Mal eingehen in sein Inneres, so ungern er es auch thut. Was findet er nun darin? Sich selbst? Nein, er hat sich selbst verloren durch das beständige Leben für den Schein. Immer ein andrer scheinen als er ist, darin besteht ja sein eigentliches Leben, sein Lebensgenuß. Oder hat er Gott? Wer sich selbst nicht besitzt, kann auch Gott nicht besitzen. Das Gottesbewußtsein ist bei ihm so tief verschüttet, daß es selbst in der stillsten Stunde nicht hervorbricht. Wenn die Welt aus der Seele entfernt ist, ist in ihr nichts mehr zurückgeblieben als Oede und Langeweile. Es mag allenfalls der Gedanke „Gott“ noch in der Seele sein, aber er hat weder Halt noch Gehalt, er schwebt haltungslos, die Seele kann sich nicht auf ihn stützen, — noch weniger hat sie den Gott, den sie denkt. — Oder es wacht das Gottesbewußtsein wirklich mächtig auf. Es ist ja eine Veranlassung dazu da in der Passionszeit: die Erinnerung an die Sünde. In dieser Oede und Leere des Innern trifft vielleicht der Blitz des Gedankens an Gott das Gewissen. Jetzt wird es lebendig in der Seele des Weltmenschen; aber dieses Leben ist ja nur das Leben der Todesqual.

Anders ergeht es dem Christen, wenn er in sein Inneres eingeht. Er findet sich selbst. Freilich kein erfreuliches Bild. Aber er findet sich nicht allein: er findet sich mit Gott, mit einem Gott, der ihm gewiß ist wie sein eigenes Dasein, und vor dem er sich nicht fürchten darf; mit dem er versöhnt ist durch Christum, durch sein Leiden und Sterben, mit dem er Frieden hat durch Jesum Christum. Sein Gewissen ist lebendig, das Bewußtsein Gottes ist lebendig, und dennoch verbreitet es nicht Schrecken, sondern Friede. Ja nicht blos Friede, auch Zugang zu diesem Gott, zu seiner Gnade. Diesen Gott hat er, er theilt ihm sein Leben mit, und gerade je stiller es um ihn her ist, je tiefer er in sein Inneres zurückkehrt, desto mehr wird er inne, daß er in Gott lebt, daß seine eigentlichen geistigen Lebenskräfte aus dem Leben Gottes selber her ihm zufließen. Er lebet, webet und ist durch Christum in Gott, dem versöhnten Vater.

Die Passionszeit ist die Zeit, wo die Freuden und Genüsse dieser Welt verstummen. Das Leben der Welt steht freudenleer da. Das sieht auch der Weltmensch; und was empfindet er dabei? Er muß wohl endlich ein Mal in der Stunde ruhiger Einkehr in sich selbst zu empfinden anfangen, woran er ja ohnehin so unaufhörlich erinnert wird, die Vergänglichkeit aller irdischen Freude und Lust. Er mag sich nicht

damit trösten, daß die Zeit der Lust bald wieder anhebt; die Lust lebt immer wieder auf, aber er selber stirbt ihr immer mehr ab. Was er Lebensgenuß nennt, dazu wird er immer unfähiger, je länger er lebt. Die Freuden der Sinne werden ihm ungenießbarer mit der Abstumpfung der Sinne selber; der Genuß seiner Eitelkeit sich angebetet zu sehen, schwächt sich immer mehr ab, je weniger er der Welt selber mehr anbieten kann zu ihrer Ergötzung, je mehr das Alter seine Liebenswürdigkeit in Häßlichkeit verwandelt, sein Geistreichthum in Stumpfsinn und langweilige Geschwätzigkeit. Seine Ehrsucht findet immer weniger Befriedigung, je untüchtiger er selber wird Einfluß auszuüben auf das Wohlergehen Andrer. Kurz, der Blick in die Zukunft zeigt ihm nichts Anderes als ein langsames, aber gewisses der Freude Absterben, — und am Schlusse des Ganzen ein dunkles Land, von dem ihm nur Eins gewiß ist, daß es von dem, was er Freude und Genuß nennt, dort nichts gibt.

O wie empfindet der Christ so ganz anders! „Er rühmet sich der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll.“ Hoffnung ist die Grundstimmung seines Gemüthes bei diesen Betrachtungen. Die Gegenwart bietet auch ihm keine irdischen Genüsse. Die Vergänglichkeit aller irdischen Freude tritt auch ihm lebendig vor die Seele; aber dieser Gedanke erfüllt seine Seele mit Entzücken! Was sieht er denn vergehen? Das, was ihm eine Last ist, weil ein Hinderniß seines wahren Lebens, des vollen Genusses des Besitzes Gottes. Und was bleibt ihm? Das, was unabhängig ist von allem Bestehen und Vergehen des Irdischen: sein Verhalten zu Gott. Dieses kann nicht vergehen, sondern es muß vielmehr immer mehr zu seiner vollen Wirklichkeit gelangen. Es muß einst ein Zustand für ihn eintreten, der diesem seinem Verhalten vollkommen entspricht; wer aber Gott wirklich hat, mit Gott Eins ist, für den ist kein Zustand wahrhaft angemessen als der der Heiligkeit Gottes selbst. Gott, seine Liebe und Macht, kann sich nicht verläugnen; er muß die, welche wirklich die Seinigen sind, in einen Zustand versetzen, in welchem sie seine ganze Liebe, Heiligkeit und Seligkeit empfinden können. Ist es doch so schon mit einem irdischen Vater seinen Kindern gegenüber. Und der Weg zu diesem Ziele ist eben das Vergehen des Irdischen mit aller seiner Herrlichkeit. Je mehr diese schwindet, desto näher rückt die Offenbarung der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Das Irdische macht Raum dem Himmlischen. Aber diese Freude, scheint es, kann gestört werden durch die dritte Empfindung, welche die Passionszeit in uns erweckt.

Die Passionszeit erinnert unwillkürlich besonders lebhaft an die Leiden und Trübsale dieses irdischen Lebens. Christi Leiden sind ein Spiegel der Geschichte des menschlichen Lebens überhaupt.

Auch der Weltmensch empfindet diese Erinnerung, selbst wenn die Geschichte der Leiden des Herrn gar nicht vor sein Auge träte. Die das Gefühl derselben übertäubenden Freuden und Genüsse schweigen jetzt, darum hört er desto deutlicher das Seufzen um sich her. Die künstlichen Freuden, mit denen er sich das Leben ausgeputzt, sind für eine Zeit lang abgestreift; er sieht jetzt das nackte Leben, das Leben, wie es an sich ist. Was ist davon übrig geblieben? Arbeit, Sorge, Entbehrung, Schmerz. Das ist, was ihm davon übrig bleibt. Er kennt nur zweierlich im Leben: Genuß und Entbehrung des Genusses; was ihm nicht Genuß ist, ist ihm Qual, Pein. Und so sieht er nun jetzt, was das Leben eigentlich ist: daß der Kern, das eigentliche Wesen desselben die Leiden bilden, der Genuß aber nur künstlich an die Oberfläche desselben geheftet ist, und unvermeidlich über kurz oder lang abfällt. Das heißt ihm leben, und dies empfinden heißt verzweifeln.

Nicht so der Christ. Die Leiden des Lebens entgehen auch ihm nicht; aber sie schlagen seine Freudigkeit nicht nieder. Er rühmet sich selber der Trübsale. Er sieht an Christo was sie sind, der Weg zur Herrlichkeit. Das ist eine Grundüberzeugung des Christen, die auf seiner eigenen Erfahrung beruht, daß er nur in einem Leben mit so vielen Trübsalen innerlich vollendet werden kann (V. 3. 4), eben weil das Christenthum wesentlich ist ein Absterben des alten Menschen. Nicht an und für sich zwar sind die Leiden sichtlich förderlich, sie verderben eben so oft als sie bessern; aber für den Christen sind sie es, und die volle Erfahrung der unüberwindlichen Kraft seines Glaubens, des neuen Lebens, das er in Christo empfangen hat, macht er nur unter Leiden.

2.

Ihr werdet zum großen Theil beiderlei Stimmungen nicht als die eurigen erkennen. Möge keiner hier sein, der die Stimmung des Weltmenschen in seiner Brust findet! Aber es wird gewiß auch solche geben, welche jene christliche Passionsstimmung in sich vermissen. Sie werden sich darauf berufen, daß es ihnen selbst bei allem guten Willen nicht gelingt, sich in eine solche Stimmung zu versetzen. Sehr wahr. Es wird eine

Bedingung dabei vorausgesetzt, aber freilich keine andre als die des Christenthums überhaupt, im vollen Sinne des Wortes.

Im Anfange unsres Textes wird diese Stimmung abgeleitet aus der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum. Also aus etwas Besonderem, was mit dem Menschen vorgegangen, und wobei zweierlei in's Spiel gekommen ist: seine Sünde und der Glaube an Christum, und so daß aus der Beziehung beider auf einander Vergebung für ihn hervorgegangen ist. Habt ihr so etwas erlebt: daß das Gefühl eurer Sünde lebendig war, und der Glaube an Christum euch wirklich Ruhe gewährte? Sonst dürft ihr euch nicht wundern, wenn ihr jene Passionsstimmung in euch nicht erzeugen könnt.

Doch den Punkt, auf den es bei der Rechtfertigung für unsre Betrachtung gerade wesentlich ankommt, hebt der Text ausdrücklich heraus. Er beschreibt sie Vers 5 als ein „Ausgegossensein der Liebe Gottes in unsre Herzen, durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist." Daher erklärt sich jene Stimmung. Es ist also von der Liebe Gottes in Christo die Rede. Aber nicht etwa blos von ihrer Anerkennung mit dem Verstande. In der That muß bei ruhiger Ueberlegung jeder Verständige anerkennen, daß, vorausgesetzt daß es sich mit Christo so verhält, wie die Schrift es beschreibt, Gott uns in Christo überschwänglich geliebt hat (Vers 6). Aber diese Anerkenntniß ist noch nicht die wirkliche Empfindung dieser Liebe Gottes, am wenigsten als einer Liebe Gottes gegen uns insbesondere. In diese Empfindung geht sie in der Rechtfertigung über, — und zwar in eine Empfindung, welche zugleich die Bürgschaft in sich trägt, nicht eine trügerische, schwärmerische zu sein, weil sie nichts Andres ist als der natürliche Pulsschlag einer neuen Lebenskraft, die in uns gekommen ist, des heiligen Geistes, der uns gegeben ist.

Ja, wo diese Gewißheit der Liebe Gottes und das neue Verhalten zu ihm auf ihrem Grunde stattfindet: da ruft die Passionszeit jene Empfindung ganz natürlich hervor.

Wollen wir diese Empfindung uns nicht wünschen? Wenn auch die österliche allgemeine Feier der Passionszeit jemals aufgehört hat: besondre Passionszeiten fehlen doch für keinen im Leben! Nun für alle solche Zeiten, und für das ganze Leben überhaupt, gibt es ein Kleinod: die volle Gewißheit der Liebe Gottes zu uns, den tiefen Eindruck von dieser Liebe. Das haben wir vor allem zu suchen. Das ist keine Schwärmerei. Wer an einen Gott glaubt, kann verständiger Weise nicht

eher ruhen, als bis er seiner Liebe gewiß ist. Und diese Gewißheit wird er nur durch den Glauben an Christum erlangen. Dieses Suchens wollen wir uns vor Niemand schämen. Und Gott läßt sein Herz gerne finden. Das verleihe er uns Allen in Christo Jesu! Amen.

XII.

Welchen Segen sollen wir von der Kirchenvereinigung genießen?*)

Text: Ps. 46.

Ein Lied der Kinder Korah, von der Jugend, vorzusingen. Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen, Sela. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben; Gott hilft ihr frühe. Die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen: das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela. Kommt her, und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuret in aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz, Sela.

Das heutige Fest, ein Gedenktag, wendet unsern Blick zurück auf die Vergangenheit. Der Blick auf die Vergangenheit nun ruft in uns immer eine gemischte Stimmung hervor, gemischt mit den Empfindungen des Dankes und der Beschämung. Machen wir es uns deutlich an dem Rückblick auf unsere eigene Vergangenheit. Auch das ärmste Leben, wie reich ist es an Wundern der göttlichen Güte! In der Gegenwart bemerken wir das selten recht. Jeder einzelne Tag für sich genommen dünkt uns eitel Mühe und Sorge zu sein. Aber wenn wir einen größeren Abschnitt unsers Lebens übersehen, welch' ein anderes Ansehen gewinnt da das Einzelne!

---

*) Gehalten am Reformationsfest 1835.

Da rückt alles Einzelne zusammen zu einer zusammenhängenden Führung der göttlichen Liebe, in der das Einzelne erst sein rechtes Licht gewinnt, — einer Führung nicht zwar immer zu irdischem Glück hin, aber zur Gestaltung in das Bild Gottes selbst. (Auch von dem Standpunkt der blos weltlichen Betrachtungen aus reden wir ja immer von der Vergangenheit als von goldenen Tagen.) Da erfüllt uns Dank. Aber mit ihm verknüpft sich bald Beschämung. Wir sehen, wie viel Gott gethan hat für unser Glück, und dabei müssen wir zugleich erkennen, wie wenig wir selbst für dasselbe gethan, wie wenig wir jene göttliche Gnade erkannt und benutzt haben! Wie reiche Elemente der Glückseligkeit hatte Gott an unserm Lebenswege niedergelegt, und wie wenig haben wir sie geachtet, wie vielfältig sie verderbt! Wie schön und reich könnte unser Leben jetzt sein, da es so arm und bleich ist?

Diese gemischte Stimmung bemächtigt sich unser nun auch an kirchlichen Gedenktagen wie der heutige. Gedenkfeste sind allerdings zunächst Dankfeste. Sie sind dem wirklich dankbaren Herzen ein unwillkürliches Bedürfniß, zumal wo es eine göttliche Wohlthat gilt, die wir mit einem größeren oder kleineren Kreise Anderer gemeinsam theilen. So in unserm eignen Leben, namentlich im häuslichen; in der bürgerlichen Gemeinschaft, vor allem in der kirchlichen. Wir wollen und müssen da Gott gemeinsam danken. Solche Feste machen sich da ganz unwillkürlich. Aber sie haben doch auch noch eine zweite Seite. Sie müssen, wenn sie einen größeren Kreis angehen, angeordnet werden. Warum? weil wir sonst den Dank so leicht vergessen würden. Sie sind so eine beschämende Mahnung an unsre Vergeßlichkeit in Ansehung empfangener göttlicher Wohlthaten. Sie sollen dem leichten Erkalten unsrer Dankbarkeit vorbeugen. Sie sollen uns auffordern zur Selbstprüfung, wie wir jene göttlichen Wohlthaten angewendet haben; und diese Selbstprüfung wird immer zu unsrer Beschämung ausfallen. Diese doppelte Empfindung wird und soll uns auch an dem heutigen Feste bewegen.

Welcher von diesen beiden Empfindungen wollen wir nun aber heute vor der andern Raum geben, dem freudigen Dank oder der Beschämung? Dem Dank? indem wir uns die Größe der göttlichen Wohlthat der Kirchenverbesserung lebhaft vergegenwärtigen? Aber wir werden das nicht können, ohne daß dies zu allererst wehmüthige Scham in uns erweckt. Erst durch diese Scham hindurch werden wir zum Gefühl des Danks dringen können. Halten wir uns aber das Beschämende vor, was der heutige Tag uns

predigt, beginnen wir damit, — o, so wird, je mehr wir der Demüthigung Raum geben, desto mehr auch der Dank nicht ausbleiben. In diesem Sinne, und um eine solche Stimmung in uns zu nähren, ist der Gegenstand gewählt, der unsre jetzige andächtige Betrachtung beschäftigen soll. Denn durch die Beschämung zum Dank hindurchzudringen vermögen wir an dem heutigen Feste nicht besser, als durch die mit Selbstprüfung verknüpfte Erwägung der Frage: welchen Segen sollen wir von der Kirchenverbesserung genießen? Unsere Texteswortе lauten: „Gott ist unsere Zuversicht und Stärke, eine Hülfe in den großen Nöthen, die uns getroffen haben. Darum fürchten wir uns nicht, wenn gleich die Welt unterginge, und die Berge mitten ins Meer sänken; wenn gleich das Meer wüthete und wallete, und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brünnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind. Gott ist bei ihr darinnen, darum wird sie wohl bleiben; Gott hilft ihr frühe. Die Heiden müssen verzagen, und die Königreiche fallen; das Erdreich muß vergehen, wenn er sich hören läßt. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz. Kommt her, und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solches Zerstören anrichtet, der den Kriegen steuret in aller Welt; der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, und Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, ich will Ehre einlegen auf Erden. Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz."

Auch in diesem Psalm die doppelte Empfindung. Der freudige Preis Gottes herrscht darin zwar vor; aber daneben doch auch die Erinnerung an die menschliche Verkehrtheit, die sich dem Herrn auch in seinen herrlichsten Offenbarungen widersetzt. „Seid stille, und erkennet, daß Ich Gott bin" (V. 11). Und ebenso, indem die wunderbare Hilfe Gottes in der Beschützung seiner heiligen Stadt gepriesen wird, wird diese selbst gerade von der besondern Seite bezeichnet, in wiefern in ihr die Brünnlein Gottes fließen (V. 5), die Mittel der Gnade und des Heils. Und so werden wir denn also auch durch unsern Text darauf hingewiesen, das wunderbare Werk der göttlichen Gnade, dessen Gedächtniß wir heute feiern, der Kirchenverbesserung, gerade in den Beziehungen ins Auge zu fassen, in denen sie uns eine Quelle des Segens sein soll. Wir denken dabei nicht sowohl an den Segen, den sie der Christenheit im Allgemeinen, namentlich der evangelischen Christenheit bringen soll, sondern an den Segen, den sie den Einzelnen, uns als einzelnen Gliedern dieser evangelischen Christenheit bringen soll.

Welchen Segen sollen wir von der Kirchenverbesserung genießen?

Wir beschränken uns auf einige Hauptpunkte, auf diejenigen, deren Wichtigkeit für unser ganzes Leben uns auch besonders unmittelbar fühlbar sein muß:

1. Gewißheit der Vergebung unserer Sünden,
2. Versöhnung unserer Frömmigkeit mit dem Leben, und
3. Vereinbarung unsers christlichen Glaubens mit unbeschränkt fortschreitender Geistesbildung.

Ein dreifacher Schmuck, dessen der evangelische Christ sich als seines ausschließlichen Eigenthums rühmen kann.

1.

Wir fangen mit dem unvergleichlich wichtigsten an.

1. Was war es, was die Reformation zunächst herbeiführte? Was machte Luthern zum Reformator? Sein Suchen nach Gewißheit der Vergebung seiner Sünden. Das trieb ihn ins Kloster, das in die sauersten Uebungen der Mönchsfrömmigkeit, das in die Beschäftigung mit den Schriften der erleuchtetsten Lehrer der alten Kirche, das endlich in die heilige Schrift. Und fand er was er suchte? Ja, in der Erkenntniß der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum allein (nicht durch irgend eigene menschliche Werke und Verdienste). Hier fand er den Frieden seiner Seele. Und von dieser Erkenntniß aus ging ihm nun ein neues Licht auf über das damalige Christenthum, in Lehre und Uebung. Sein ganzes Leben erhielt nun eine neue Wendung von diesem neuen Gesichtspunkt aus, der sich ihm eröffnet hatte. Nun schloß sich ihm die ganze Schrift auf; nun erkannte er den Aberglauben als Aberglauben; nun ergriff ihn der Geist kühner, in Gott freudiger Zuversicht, und keine Macht der Erde fürchtend verkündigte er die Wahrheit des reinen Evangeliums und übernahm den Kampf für sie. Dieselbe Erkenntniß war es, die ihm seine Kampfgenossen zuführte. Und fortan sollte nun dieses das Kleinod der erneuerten Christengemeinschaft sein, daß in ihr keiner wäre, der nicht von früh an den graden untrüglichen Weg zur göttlichen Sündenvergebung kannte und zeigte.

Ist dem nun wirklich so unter uns? Können wir uns alle freudig rühmen, der Vergebung unsrer Sünden bei Gott zweifellos gewiß zu sein?

Wollte Gott, es wäre dem so! Aber das ist unter uns eine gar seltene Sache geworden. Und warum das? Bedürfen wir etwa dieser Gewißheit nicht ebenso wie einst Luther? Haben wir keine Sünden? Etwa nur Fehler, Schwachheiten, die sich selbst entschuldigen? O, sehen wir in unser Gewissen! Wer hat nicht irgend eine That in seinem Leben, die das Tageslicht scheut, die sich vor einem menschlichen Gericht nicht rechtfertigen könnte, geschweige denn vor dem göttlichen? Brennt uns das nicht? Beunruhigt uns das nicht! Wir suchen es zu vergessen. Das können wir nicht! Es ist mit Flammenzügen in unser Gewissen eingegraben. So suchen wir nicht daran zu denken. Ja, und eben darum dürfen wir niemals zu uns selbst kommen, — nie in uns selbst uns sammeln, — nie ernstlich an Gott denken, zu ihm uns nahen, — nie innig beten, — nie wirklich leben; müssen ein Schauspiel treiben unser Lebenlang vor uns und andern. Und dennoch kommen Stunden, wo wir daran denken müssen, wir mögen es auch noch so wenig wollen. Wenigstens so oft wir des Todes gedenken, an den uns alles um uns her erinnert. Wir bleiben unser Lebelang in Furcht. Heißt das Leben? O, was würde unser Leben sein, wenn wir dieser Pein enthoben wären? Ja, wir bedürfen Alle, Alle der Vergebung der Sünden. Schämen wir uns nicht einander, dies einzugestehen, statt einander gegenseitig in der Selbsttäuschung zu unterstützen. Nur solcher Scham hätten wir uns zu schämen.

Und woher kommt es nun, daß wir von diesem Segen der Reformation so wenig mehr genießen? Läßt sich etwa heut zu Tage auf dem von den Reformatoren wieder geöffneten Wege die Gewißheit der Sündenvergebung nicht mehr finden? Gottlob, wir haben auch jetzt noch Zeugnisse für diesen Weg. Aber auch noch immer allein auf ihm läßt diese Rechtfertigung sich finden. Nein, die Mittel fehlen uns nicht. Wenn es uns aber mit denselben Mitteln, welche den Reformatoren zu Gebote standen, nicht gelingt, dieselbe zu erlangen, woran anders kann dies liegen, als an dem Mangel des Ernstes und der Aufrichtigkeit unsers Suchens, der in Luthers Seele so groß war. Und das eben wirft ein so bedenkliches Licht auf unsern Zustand.

2.

Mit der klaren Einsicht in die Rechtfertigungslehre ging nun den Reformatoren überhaupt ein ganz neuer Gesichtskreis auf, auch ein ganz neuer

Gesichtspunkt für das Verhalten der christlichen Frömmigkeit zum Leben: die christliche Frömmigkeit versöhnte sich mit dem Leben der menschlichen Gemeinschaft.

Zunächst vor der Reformation waren beide nichts weniger als in freundlichem Einverständniß. Das Leben der menschlichen Gemeinschaft erschloß gerade damals immer mehr die Fülle der in ihm liegenden Verhältnisse und Aufgaben. Aber die Frömmigkeit zog den Blick des Menschen davon ab. Sie sah verächtlich darauf hin; die natürlichen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft (das häusliche, das bürgerliche, der bürgerliche Beruf) wurden als zweideutiger Natur, und als nur der untersten Stufe der christlichen Frömmigkeit angemessen betrachtet. Die Frömmigkeit rief ihre eigentlichen Geweihten ins Kloster oder in den Kirchendienst. Sie legte Forderungen genug auf, aber lauter solche, die dem Leben der Menschen in der Gemeinschaft selbst nicht zu Gute kamen, eine unübersehliche Masse äußerer, von Menschen willkürlich erfundener Weisen und Uebungen der Frömmigkeit, die für das Leben völlig unfruchtbar waren, wohl aber als ein schweres Joch auf den Menschen lasteten, und ihnen alle Freudigkeit und Kraft für das Leben benahmen. Und dies erweckte auch auf der Seite des Lebens Unwillen wider die Frömmigkeit; der Staat zerfiel mit der Kirche in immer ärgern Zwist.

Wie anders stellte sich dies vor dem Blick der Reformatoren, als sich das ursprüngliche Christenthum in der Schrift ihnen wieder darstellte und der lebendige Sinn für dasselbe in ihnen wieder aufging! Was man als die Weise, in der die christliche Frömmigkeit sich zu bethätigen habe, betrachtete, erkannten sie als willkürliche bloß menschliche Satzungen, und thaten es ab. Dagegen zeigte sich ihrem nun unbefangener gewordenen Auge sofort das eigentliche Feld für die christliche Frömmigkeit: eben der Kreis des Lebens der Gemeinschaft der Menschen mit ihren mannigfaltigen Abtheilungen, der Kreis des häuslichen und des bürgerlichen Lebens und Berufs. Sie brachten die Reformatoren zu Ehren. Hier der eigentliche Schauplatz für die Erbauung des Reiches Gottes. Die bürgerliche Ordnung der Dinge erschien ihnen nicht mehr als etwas bloß weltliches, sondern als eine göttliche Ordnung, als eine von Gott geordnete und für die Entwicklung des Reiches Gottes nothwendige Anstalt. Und als in der damaligen mächtigen Bewegung der Gemüther auch solche aufstanden, welche die bürgerliche Ordnung als eine bloß menschliche verachteten, und sich über dieselbe hinwegsetzten (besonders die Wiedertäufer), da bekämpften die Reformatoren

sie aus ganzer Macht. Ja, von einer solchen Aussöhnung aus ließ sich für die Zukunft eine schöne, wahrhaft christliche Entwicklung des Lebens der menschlichen Gemeinschaft hoffen.

Ist dies nun erfolgt? Ist unter uns die Frömmigkeit wirklich ausgesöhnt mit dem Leben? Im Allgemeinen ist allerdings in dieser Beziehung die Wirksamkeit der Reformation nicht zu verkennen. So viel wir auch zu Klagen gerechte Ursache haben mögen, — es ist doch augenscheinlich in der protestantischen Christenheit das Leben in der Gemeinschaft der Menschen glücklicher geordnet, gesunder als in dem katholisch gebliebenen Theile der Christenheit. Und woher sonst wollen wir diese Thatsache herleiten als von der Aussöhnung der christlichen Frömmigkeit mit dem Leben in der Reformation? Aber wenn wir nun auf die Einzelnen sehen, besteht eine wahre Versöhnung zwischen der christlichen Frömmigkeit und unserm Leben? Vielleicht, daß unter uns auch die christliche Frömmigkeit mit dem Leben noch in irgend einem Maße überworfen ist; allein das mag hier in Frage bleiben; das aber ist Thatsache, daß jetzt (umgekehrt wie zunächst vor der Reformation) das Leben überworfen ist mit der christlichen Frömmigkeit. Jetzt bedarf das Leben mit der Frömmigkeit ausgesöhnt zu werden. Wir finden aus unserm Leben so schwer einen Zugang zur christlichen Frömmigkeit; wir können in ihm so gar nicht einen eigenthümlichen Ort für sie finden, der leer wäre, wo sie fehlt. Wenn wir die Frömmigkeit hochhalten, so erscheint sie gewöhnlich nur als ein bloßes Anhängsel zu unserm eigentlichen Leben. Den Meisten ist sie etwas das eigentliche Leben beengendes, wohl gar störendes, — wenn es gut kommt wenigstens doch für dasselbe überflüssiges. Wir gestehen uns das nicht immer ein (und das ist ein fröhliches Zeichen der besseren Wendung, welche die Zeit im Allgemeinen genommen hat); aber wenn wir aufrichtig wären, müßten wir doch sagen, daß dem wirklich so ist. Und diese Entfremdung des Lebens von der Frömmigkeit findet nicht etwa bloß in den sogenannten gebildeten Ständen statt; nein, auch in den niedern ist das Bewußtsein um den innigen Zusammenhang zwischen der Frömmigkeit und dem häuslichen und Berufs-Leben im Allgemeinen abhanden gekommen. Man vergegenwärtige sich nur die Seltenheit häuslicher Andacht; — das Vorurtheil, der Frömmigkeit gehören einige Stunden des Sonntags; die Thatsache, daß sie die übrige Zeit der Woche im Winkel steht.

Woher kann das kommen? Als die Reformatoren die wahre, reine, christliche Frömmigkeit wieder zu Gesicht bekamen, da war ihnen auch sofort

die enge Beziehung derselben zum menschlichen Leben klar und kräftig bewußt, — daß die christliche Frömmigkeit ohne das Leben in der menschlichen Gesellschaft nichts sei, und das Leben in der menschlichen Gesellschaft nichts ohne die christliche Frömmigkeit. Wie nun, ist also vielleicht die unter uns gewöhnlich gangbare Frömmigkeit (denn wir besitzen ja solche noch), eben nicht die reine und wahrhaft christliche? Sonst müßte es uns ja doch ebenso gehen wie den Reformatoren! Und in der That was ist die Frömmigkeit, wie sie unter uns gewöhnlich sich findet? Sogenannte natürliche Religiosität, ohne die eigenthümliche christliche Färbung. Entweder eine kalte Moralität ohne Glauben, ohne Liebe zu Gott, ohne Gebet, ohne Selbstverläugnung, eine spröde Rechtlichkeit mit Tugendstolz, — oder eine kraftlose Empfindelei, von der man freilich auch nur taube Früchte im Leben sehen kann. Ja, eine solche Frömmigkeit taugt wirklich nicht für das Leben, bei ihr darf jene Entfremdung uns nicht wundern.

3.

Der letzte Hauptpunkt ist eigentlich nur eine besondere Seite dessen, was wir eben besprochen: die Vereinbarung unsers christlichen Glaubens mit unbeschränkt fortschreitender Geistesbildung; denn die Geistesbildung ist ja nur eine besondere Seite des Lebens in der menschlichen Gesellschaft.

Die Zeit der Reformation war die Zeit einer tiefen Entzweiung der menschlichen Geistesbildung mit der christlichen. Grade in diese Zeit fiel bekanntlich das Erwachen einer mächtigen Regsamkeit in allen Gebieten des menschlichen Forschens und Wissens. Aber die Ergebnisse desselben wollten sich nicht zusammenreimen lassen mit dem Christenthum in der Gestalt, wie es damals vorlag. Ein tiefer Unglaube griff weit um sich mit allen seinen unseligen Folgen. Was half da? Die Reformation. Das Uebel hatte nicht im Christenthum selbst seinen Grund, sondern nur darin, daß die Auffassung desselben sich verknöchert hatte in einem starren Buchstaben, der für die unterdeß so sehr veränderte Zeit nicht mehr sprach. Es kam darauf an, daß der Geist des Christenthums aus diesem seinem Grabe befreit würde, um sich wieder einen neuen Leib zu bauen aus dem Stoff, den die nun gewordene Zeit darbot. Das Christenthum mußte in seiner reinen, ursprünglichen Gestalt wieder hervorgezogen, sein Geist lebendig wieder aufgefaßt werden. Dies gelang durch Gottes Gnade den Reformatoren; sie lebten sich wieder hinein in das Christenthum, und wurden daher seines Geistes mächtig. Und nun dieser wieder frei geworden, bewährte er sich

auch sofort wieder als das, was er von Anfang an gewesen war, als der allein wahrhaft kräftige Anstoß zur glücklichen Entwicklung des Geisteslebens. Eben die Reformation ist dieser Anstoß geworden für die gesammte neuere Zeit. Das liegt in der Geschichte offenkundig vor.

Wie nun, hat dieser Segen der Reformation sich erhalten, sich immer ausgebreiteter fortgepflanzt? Im Allgemeinen haben wir dies schon freudig anerkannt. Wenn es eine Zeitlang so schien, als wollte es die entgegengesetzte Wendung nehmen, so widerlegen unsere Tage diesen Schein glänzend. Im Allgemeinen strebt jetzt die Geistesbildung, überall wo wir sie auf ihren Höhepunkten sehen, aus eigenem freien Triebe zu dem Christenthume hin, um sich mit ihm, als ihrer eigentlichen Lebenskraft, zu durchdringen. Aber wenn wir nun auf die Einzelnen sehen, auf uns selbst, wie steht es da in dieser Beziehung? Betrübend genug. Ist es nicht auch noch gar zu gewöhnlich unter uns, daß uns christlicher Glaube und höhere Geistesbildung als ein Gegensatz erscheinen? Glauben nicht die Gebildeten zum großen Theil eben wegen ihrer Bildung über das Christenthum hinaus zu sein? Und selbst die dies nicht eigentlich glauben, schämen sie sich nicht gar oft der Aeußerungen ihres christlichen Glaubens, besorgend, sie möchten durch dieselben als Ungebildete erscheinen? Wandelt nicht selbst die wirklich gläubigen Christen in dieser Beziehung mitunter eine Schüchternheit an? Und das nicht bloß in den gebildeten Ständen; auch bis in die niedrigsten Klassen der Gesellschaft hinab hat sich dieser Wahn verbreitet. Auch da will man seine Bildung und Aufklärung beweisen, dadurch, daß man ungläubig ist, über den einfältigen Christenglauben lächelt und spöttelt. O, woher ist das bei uns so? Woher hat in dieser Beziehung die Reformation ihre eigenthümliche Kraft an uns verläugnet? Warum gelang es den Reformatoren die innigste Eintracht zu stiften zwischen ihrer frei sich entwickelnden Geistesbildung, und uns nicht? Sie suchten die Geistesbildung auf einem Wege, der sie ein sicheres Kennzeichen gewinnen ließ zur Unterscheidung zwischen Wahrheit und Schein unter allem, was sich für Geistesbildung ausgab. Die Geistesbildung war ihnen nichts Vereinzeltes, nicht getrennt und trennbar von Herzensbildung, Herzensreinigung. Sie war ihnen Bildung des ganzen Menschen, und zwar als Menschen, in seiner Beziehung zu Gott. Sie hielten hier durchaus den sittlichen Gesichtspunkt fest; eine Geistesbildung ohne Heiligung des Herzens und des Lebens war ihnen ein Unding. Und hatten sie darin nicht Recht? Wollen wir dreist und ungescheut behaupten, daß eine solche Geistesbildung kein

Unding sei? Aber dennoch bedenken wir gewöhnlich diesen Weg nicht, und darum kommen wir auch zu einem ganz anderen Ziel. Alle unsere Geistesbildung sollte Hand in Hand gehen mit der Heiligung unseres eigenen Herzens und Lebens, mit ihr beginnen und auf ihren Grundlagen sich erbauen. Das wäre das Naturgemäße. Wir müssen uns wohl schämen, daß auch schon das Bewußtsein um diese Nothwendigkeit unter uns so selten geworden ist! Dann würden wir durch die Rechtfertigung durch den Glauben an Christum hindurch in unsere Geistesbildung eingeführt werden, — und so, in ein lebendiges Verhalten zu Christo hingestellt, die Spreu von dem rechten Weizen der Geistesbildung leicht unterscheiden, während wir jetzt unsere eigentliche Freude so oft gerade an der Spreu haben.

So stehen wir denn am Schluß unserer Betrachtung allerdings beschämt da. Aber zugleich haben wir auch das Gefühl, wie Großes uns dargeboten ist durch die Reformation und eben darum sind wir so beschämt. Und so muß unsere Schaam durch Gottes Gnade sich denn eigentlich in Dank verwandeln. Denn welche Wahl läßt sie uns übrig, als jenes Große desto ernstlicher zu ergreifen? Es ist wohl etwas Großes und Herrliches um ein menschliches Dasein, in dem die Vergebung der Sünden eine unerschütterliche Gewißheit ist, in dem die Frömmigkeit innig ausgesöhnt ist mit dem Leben, und die freie Entwicklung des Geistes das Band der Freundschaft mit der Frömmigkeit und dem einfältigen Glauben nur immer enger knüpft! Ein solches Dasein muß durch Gottes Gnade das unsrige werden! Amen.

XIII.

Die Bangigkeit des Erlösers beim Eintritt in seine Leidensstunde.*)

Text: Joh. 12. 27.

Jetzt ist meine Seele betrübt. Und was soll ich sagen? Vater, hilf mir aus dieser Stunde. Doch darum bin ich in diese Stunde gekommen.

Unser Text versetzt uns in den Zeitpunkt unmittelbar nach der Begebenheit, deren Erinnerung dem heutigen Sonntag gewidmet ist, des letzten feierlichen Einzugs Jesu in Jerusalem. Ein bedeutungsvoller Wendepunkt in der Geschichte des Herrn! Welche Stimmung er in ihm hervorgerufen habe, muß uns eine anziehende Frage sein. In unserm Text können wir recht in dem Herzen des Herrn selber die Antwort darauf lesen. Aber sie ist eine ganz andere, als wir erwarten möchten. Der Herr schaut nicht rückwärts, sondern vorwärts, und da heißt es: „Meine Seele ist betrübt“, — unruhig bewegt, bange. Wenn dem Herrn bange gewesen ist, das ist ein Großes; darüber dürfen wir nicht flüchtig hingehen. So lasset uns denn betrachten:

Die Bangigkeit des Erlösers beim Eintritt in seine Leidensstunde.

1.

Diese Bangigkeit des Erlösers, die hier auf so unübertrefflich anschauliche Weise geschildert wird, muß uns auf den ersten Blick befremden. Gerade jetzt nach der feierlichen Huldigung des Volkes, bei dem Hinzutritt der Griechen, der Erstlinge der ihm huldigenden Heidenwelt, jetzt wo er selber anhebt: „Die Stunde ist gekommen, daß des Menschensohn verklärt werde“ (V. 23), hat er doch anscheinend keine Veranlassung zur Bangigkeit.

Aber freilich neben diesem Bilde seiner Herrlichkeit tritt der furchtbare Wechsel in ein desto grelleres Licht, der ihm zunächst bevorsteht. Er weiß gar wohl, auf welchem Weg er zur Herrlichkeit eingehen soll. Er weiß: „Es sei denn daß das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibet es allein; wenn es aber erstirbt, so bringet es viel Frucht.“

---

*) Gehalten am Palmsonntag, den 27. März 1836.

Also auf dem Wege des Sterbens sollte er die allgemeine Anerkennung erlangen. Das hatte er schon immer gewußt und mit Bangigkeit daran gedacht (Luk. 12, 49. 50).

Aber eben daß dies ihm bange machen konnte, bleibt doch noch immer räthselhaft: für ihn, für den alle Leiden den eigentlichen Stachel nicht hatten, die Sünde, — der in seinem Tode eben nur den Heimgang zum Vater sah, die Erhebung zu göttlicher Herrlichkeit, — der eben seine Leidensstunde die Stunde seiner Verklärung nannte, für ihn war immerhin kein Grund zur Bangigkeit vorhanden.

Wir könnten uns hier auf die allgemeine Antwort zurückziehen, daß der Erlöser Mensch war, und also auch Leiden und Tod auf menschliche Weise empfinden mußte. Wir könnten fragen: Wenn denn der Erlöser durch Leiden zu seiner Herrlichkeit eingehen mußte; wenn denn die Sünde nur durch einen leidenden Erlöser versöhnt werden konnte (wie uns dies anderweit feststeht): wäre dann das Leiden für ihn wirklich Leiden gewesen, wenn er nicht seinen schweren Druck empfunden, wenn es ihm nicht bange gemacht hätte?

Aber wir wollen bestimmter antworten. Was dem Erlöser so bange machte, waren nicht die Leiden als solche, sondern die schwindelnde Höhe der sittlichen Aufgabe, welche ihm unter diesen Leiden gestellt war, welche er gerade durch sein Leiden lösen sollte. Durch Leiden sollte er vollendet werden (Hebr. 2, 10); sein sittlicher Charakter sollte durch sie seine volle Vollendung erhalten. Dadurch wurde das Leiden für ihn zu einer ungeheuren Arbeit.

Seine Aufgabe war nunmehr vor Allem die Vollendung der Offenbarung seines himmlischen Vaters, seiner Heiligkeit und Liebe in ihrer ganzen strahlenden Herrlichkeit, die Verklärung seines Vaters und seines Namens (Joh. 17, 4). Der specifisch göttliche Zug in dem Bilde des Erlösers bedurfte noch der letzten vollendenden Ausführung, um unverkennbar wahr zu sein, — das konnte nur unter dieser schwersten Probe geschehen. Und wodurch bestand er diese Probe näher? Erstens durch die Vollendung seines unverrückten Gehorsams, nicht etwa eines bloß äußerlichen, sondern eines von der innersten Bewegung seiner Seele begleiteten Gehorsams gegen seinen himmlischen Vater (Hebr. 5, 8). Nach der andern Seite durch Mitgefühl mit der sündigen Menschheit in reiner kräftiger Liebe zu ihr. Auch dieses Mitgefühl sollte jetzt seine vollständige Höhe erreichen. Welche Aufgabe! Und unter welchen Bedingungen sollte sie

vollführt werden? Unter dem Gefühl des Verlassenseins von Gott, im unmittelbaren Ringen mit dem Fürsten der Finsterniß (Joh. 14, 30. 31). In solchem Zustande sollte er der schlechthin kräftige Spiegel Gottes sein, schlechthin in Gehorsam sich hingeben, ohne durch das selige Gefühl seiner Gemeinschaft und Liebe unterstützt zu werden. Im Angesicht der ihren ganzen Haß über ihn ausschüttenden Menschheit sollte er selbst die Treulosigkeit und Schwachheit der Seinigen tragen und ein solches Mitgefühl vollkräftiger Liebe fühlen! — Gehorsam durch bloßes *Leiden*, wie in diesem Falle, ist aber der allerinnerlichste, der zusammenfällt mit der vollständigen, schlechthin wahren und willigen, Selbstverläugnung an Gott. Ja, vollständige Selbstverläugnung an Gott aus voller Liebe zu der sündigen Menschheit im vollen Gefühl der Fluchwürdigkeit und Unseligkeit der Sünde: das war der *ungeheure Inhalt der großen That*, die der Heiland jetzt noch zu vollbringen hatte.

Und daß er dieselbe schlechthin vollständig, daß er sie *makellos* vollbrachte, daran hing die ganze Erlösung; sein ganzes Werk war vergeblich, wenn diese letzte Arbeit nicht vollständig gelang.

Wenn den Heiland vor dieser Aufgabe nicht Bangigkeit ergriffen hätte, sie glücklich zu vollbringen, so hätte er sie gar nicht vollbracht, weil gar nicht erkannt, gar nicht gehabt; sie wäre bei ihm gar nicht diese vollständige Selbstverläugnung an Gott gewesen, durch welche das irdische Gefäß zerbrochen und in dem nun ganz in Gott aufgegangenen Menschen das reine, wahre Bild Gottes zum Anblick kommen sollte. Diese Bangigkeit war also bei dem Herrn die unerläßliche Bedingung seiner völligen Ergebung.

Aber sie war bei ihm auch schon *diese selbst*. Weit entfernt, sich über diese Arbeit zu beschweren, sucht er vielmehr in ihr seinen eigentlichen Beruf und seinen eigensten Willen. Er betet aus dem gepreßten Herzen, und unmittelbar schlägt die Bangigkeit um in die höchste Freudigkeit. Der Vater antwortet ihm. Seine Bangigkeit ist in ihm *die angespannteste Thätigkeit*.

2.

Haben auch *wir* diese Bangigkeit mit dem Heiland zu theilen? Auch wir sind ja in diesem irdischen Zeitlaufe, aller Freude desselben ungeachtet, in unserer Leidensstunde, auch wir Christen, ja gerade als Christen; — unser

Ostern kommt erst im Reiche der Herrlichkeit. Und uns mögen unsere Sünden doch wohl bange machen! Wir fühlen doch wohl thatsächlich genug ihren Schmerz peinlich, kennen doch wohl die Gefahren, welche sie uns bringen, wenn auch die Kraft des Herrn mit uns ist.

Bangigkeit ist wohl auch unsere Stimmung. Aber ist unsere Bangigkeit auch schon jene Bangigkeit des Heilandes: die Bangigkeit nicht wegen der Leiden als solcher, sondern wegen der Größe der in ihnen uns gestellten sittlichen Aufgabe? Haben wir auch eine ähnliche Aufgabe zu vollbringen, wie Er, in diesem unserm Passionsleben? Allerdings, aber freilich nur als Christen.

Wir haben eine uns schwindeln machende Aufgabe, wie sie nur dem kühnsten Künstler sich stellen kann. Unser Beruf ist der Künstlerberuf. Wie sollen ein Kunstwerk zu Stande bringen in diesem Leben, ein sittliches Kunstwerk. Nichts Geringeres ist unsere Lebensaufgabe. Der Stoff, der uns dazu gegeben ist, ist diese unsterbliche Seele, dies wunderbarste Werk der Hände Gottes, mit ihrem unerschöpflichen Reichthum innerer noch so unvollständig genährter Kräfte und Anlagen, — und die ganze Mannigfaltigkeit von Beziehungen, in denen wir zur Welt stehen, die mit dem Ausdruck „unser Leben" zusammengefaßt sind. Das Urbild, welches wir in diesem Stoff ausprägen sollen, ist das Bild Gottes, nach welchem unsere Seele geschaffen worden, wie wir es in Christo schauen. Dieses Bild Gottes haben wir auszuprägen in einer Mannigfaltigkeit engerer einzelner Kreise unseres Daseins: — in unserem innern Leben, — im Familienleben, im Berufsleben, im geselligen Leben, im Staatsleben —, die aber alle wieder zur vollsten Einheit eines lebendigen Ganzen zusammengehen müssen.

Diese Aufgabe stellt sich für Jeden, auf welcher Stufe der menschlichen Gesellschaft und Bildung er auch stehe. Je höher er in beiden Beziehungen steht, desto schwieriger, weil complicirter, wird sie. Wer möchte sich nicht schämen, diese Aufgabe abzulehnen? Und doch ist der Gedanke an sie den Menschen so wenig geläufig. Ein Zeichen, wie wenig sie in Christo leben! Denn freilich erst in Christo stellt sich diese Aufgabe. Erst in ihm wird das Urbild wieder auf klare, fest haltbare Weise gewonnen. Außer ihm müssen wir verzweifeln an der Möglichkeit einer künstlerischen Gestaltung unseres Lebens; da geht alles in Trümmern auseinander. Aber in ihm geht sie uns auch nothwendig auf. O unselig, wen dieser Gedanke nicht beseelt! Erst durch die Gestaltung zu einem solchen

sittlichen Kunstwerk erhält unser Leben wahre, d. h. sittliche, Einheit und somit überhaupt Wahrheit.

Aber wenn die Aufgabe sich uns so stellt: soll uns da nicht bange werden? Ein Kunstwerk! Dazu muß unser ganzes Leben aus dem Ganzen sein.

Da ist kein Augenblick gleichgültig, wie wir uns denn in diesem Leben keinen sittlich gleichgültigen und leeren Augenblick denken können. In einem Kunstwerk ist nichts willkürlich und zufällig, darf kein Zug fehlen, kein Zug, auch der kleinste nicht, der in der ausgesprochenen Harmonie mit dem Ganzen steht. Und das sollen wir nun bilden — aus welchem Stoffe? Aus dieser, durch die Sünde zerrütteten, menschlichen Natur, aus diesem durch die Sünde verdorbenen menschlichen Leben! Aus diesem Leben mit allen seinen Freuden, Leiden, Sorgen, Unruhen, Geräusch! — Ja, da mag uns wohl bange werden! Dadurch werden uns auch die Leiden erst zu einem rechten Gegenstande der Bangigkeit. Denn wenn man meint, sich in ihnen ruhig gehen lassen zu dürfen, wie ihr Strom einen treibt, da tragen sie sich zuletzt wohl. Und ebenso auch mit den Freuden. Glaubt man sich ihnen unbedenklich hingeben zu dürfen, so lebt sich's leicht.

Fürchten wir uns aber nicht vor dieser Bangigkeit, die dem Christen so oft von der Welt vorgeworfen wird (und es gibt allerdings auch eine falsche Peinlichkeit, Aengstlichkeit)! Sie ist zugleich nach der andern Seite hin das Erhebendste, Begeisterndste. Was wäre das Leben, ohne eine solche Aufgabe! Wie bei dem Erlöser schlägt sie unmittelbar um in Freudigkeit. Gerade sie spannt die sittliche Thätigkeit an wie nichts Anderes. Sie drängt uns dicht hin zu Gott, vorzüglich im Gebet, und in seiner Nähe entzündet sie uns zu freudiger Arbeit. Wir sind gar wohl zufrieden mit diesem Loos. Durch Christum überwinden wir sie.

Wohlan denn, so wollen wir dem Erlöser seine Bangigkeit nachempfinden; so wollen wir unsere Seelen immerdar in unsern Händen tragen; denn wir haben ein großes Werk zu vollbringen, auch der niedrigste von uns. Ernsten, gemäßigten, behutsamen Schrittes wollen wir durch dieses Leben wandeln, aber deßhalb doch freudig, und im Gefühl des Adels unseres Berufs, das Haupt aufgehoben nach oben, von wo unsere Erlösung kommt. Amen.

XIV.

Worauf die erschütternde Kraft des Eindrucks beruht, welchen die Geschichte des Todes Jesu auf das unbefangene Gemüth hervorbringt.*)

Text: Luk. 23, 48.

Und alles Volk, das dabei war und zusahe, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust, und wandten wieder um.

Das Lamm, das erwürget ist, ist würdig zu nehmen Kraft, und Reichthum, und Weisheit, und Stärke, und Ehre, und Preis, und Lob! (Offenb. 5, 12).

In diesen Lobgesang der himmlischen Gemeinde stimmen wir in diese Stunde gewiß Alle ein. Wir theilen Alle das Gefühl, daß es eine unendlich große Stunde ist, die wir jetzt feiern. Auch die sonst Unempfindlichen ergreift heute ein Gefühl von der überschwänglichen Größe des Todes des Erlösers. Heute empfinden sie es einmal wieder, daß es doch eine eigenthümliche Bedeutung hat, ein Christ zu sein.

Nichts erscheint auch natürlicher. Die Begebenheit, die wir in dieser Stunde feiern, ist ja die größte, die ein menschlicher Gedanke umfassen kann: der Tod des Erlösers zur Erlösung der Welt. Der Sterbende ist der Sohn Gottes, sein Tod die Versöhnung der Welt, er ist das, worauf unser ganzes Verhalten zu Gott beruht, unser ganzes Heil in Zeit und Ewigkeit.

Doch nein, dies kann der eigentliche Grund nicht sein. Wie Vielen sind doch diese Ueberzeugungen von dem Tode des Herrn nichts weniger als klar und gewiß, und dennoch empfangen sie einen solchen erschütternden Eindruck am Charfreitag. Kindern, welche die Geschichte von dem Tode des Herrn zum ersten Mal vernehmen, geht es eben so, und auch den unmittelbaren Zeugen des Todes des Herrn, wiewohl jede dogmatische Beziehung desselben ihnen ganz fremd war. Nein, was jene gewaltige Wirkung zuletzt und ursprünglich hervorbringt, ist die Geschichte des Todes Jesu

*) Gehalten am Charfreitag, den 1. April 1836.

an sich, diese so einfache Geschichte. Darum sahen auch die Apostel in ihr die eigentliche Hauptkraft ihrer ganzen apostolischen Predigt. So auch bei uns, indem die Geschichte des Todes Jesu am Charfreitage wieder in ihrer Lebendigkeit und Anschaulichkeit uns vor die Seele tritt. Aber wir machen uns dies zu selten klar. Wir schreiben wohl jene Eindrücke lieber auf das Nachklingen religiöser Vorstellungen, die uns in unsrer Kindheit eingepflanzt worden, die wir aber längst aufgegeben haben, und darum halten wir nun auch jene Eindrücke nicht fest; sie gehen uns nicht nach, wie sie sonst wohl müßten, wenn wir klar erkennten, daß sie rein von der einfachen Geschichte des Todes Jesu selbst herrührten, abgesehen von jeder besonderen Dogmatik. Und gerade diese Einsicht ist so wichtig. Lasset uns jetzt versuchen, uns dies klar zu machen an den Worten unseres Textes: „Und alles Volk, das dabei war und zusah, da sie sahen, was da geschah, schlugen sie an ihre Brust und wandten wieder um."

Dies der sinnvolle Ausdruck des erschütternden Eindrucks, den die Todesgeschichte des Herrn auf ihre unmittelbaren Zuschauer machte, auf die, welche so lange unergriffen zuschauten.

Worauf beruht denn nun die erschütternde Kraft des Eindrucks, welchen die Geschichte des Todes Jesu auf das unbefangene Gemüth hervorbringt? Wir versuchen

1. die Beantwortung dieser Frage, und machen
2. die Anwendung.

1.

Wir sehen einen sterbenden, einen des gewaltsamen Todes der Missethäter sterbenden. Das mag erschüttern; doch wie oft ist das erlebt worden, ohne daß es eine Umwälzung in dem sittlichen Bewußtsein der Menschheit hervorgebracht hätte!

Einen Sterbenden, der den Tod auf schlechthin sündlose, heilige Weise leidet, seiner selbst völlig mächtig, und seiner Sache unerschütterlich gewiß, schlechthin geduldig, ohne Zeichen des Grolls, mit lauter Zeichen ungetrübter Liebe: das ist freilich nie gesehen worden, das muß erschüttern, doch es ruft zunächst nur die Frage hervor: Wie kommt ein solcher zum Tode der Missethäter?

Um begangener Sünde willen? Nein, „Niemand kann ihn einer Sünde zeihen." Nun wie denn?

Denke zurück an die Zeit, da er zuerst auftrat: wie wurde er da so freudig begrüßt! Was ist nun der Inhalt seines Lebens gewesen? Er hat gelehrt als der da Gewalt hat, wohlgethan Allen, die sich an ihn wendeten, mit Wundern getröstet die betrübten Herzen, sich als den Messias bezeichnet, in welchem alle Verheißungen Gottes Ja und Amen seien. Es erschien in ihm und wandelte in ihm auf Erden die reine Heiligkeit als reine Liebe, und diese ausgerüstet mit göttlicher Macht. Dies ist sein Leben: dafür empfängt er den Lohn der Missethäter, — und das im Volke Gottes!

Und von wem? Von dem Auswurf desselben? Von der Gewalt der verruchtesten Frevler in demselben? Nein, von den Häuptern, von den geistlichen Vätern des Volks, die wir uns doch nicht als eigentliche Bösewichter denken dürfen, — doch nicht das ganze Collegium derselben, siehe auch Apostelg. 3, 17, wo Petrus behauptet, daß sie „aus Unwissenheit" gehandelt hätten. Er leidet den Tod unter lauter Zustimmung des Volks, — unter Zagen seiner eingeschüchterten Jünger, von denen Einer ihn selbst verrathen.

Furchtbare That! und doch wieder (und das ist das Allerfurchtbarste daran) wie so sehr natürlich ist dabei alles zugegangen! Die Entwicklung dieser Geschichte läßt sich Schritt für Schritt verfolgen. Die Häupter Israels verstanden ihn nicht, und sie konnten es nicht von ihrem Standpunkte aus. Was sie für Gottes Rath hielten, wollte er nicht, und was er wollte, verstanden sie nicht, wollten sie nicht verstehen. Sie fühlten, wie das bisherige Wesen ihres ganzen Volkes, ihrer ganzen Verfassung, sich mit ihm nicht reime, mit ihm nicht zusammenbestehen könne. Er gab ihrem Sinne nicht nach, und ihrer beider Sinn war stracks wider einander. Einer von ihnen beiden mußte fallen. Sie wollten nicht von sich selber lassen, er wollte sich ihnen nicht als Werkzeug hingeben. Jeder, zu Christo in ein solches Verhältniß gestellt, würde mit ihm in dieselbe Collision der Interessen gerathen sein, und ebenso auf Tod und Leben mit ihm gerungen haben. Er gab in gar nichts nach dem sündigen, selbstsüchtigen, genußsüchtigen, eitlen Sinne des Menschen; Allen, die sich nicht rein lossagen wollten von der Sünde, mußte ein solcher Heiliger Gottes mit seiner reinen und mächtigen Liebe eine ewige Qual sein (Joh. 3, 19—21).

Welch ein grauenvolles Licht geht hier der Menschheit auf über sich selbst. Das ist also in ihr das nothwendige Loos der reinen, allmächtigen Heiligkeit und Liebe, daß sie von ihr ausgeworfen werden! Und das in ihrem edelsten Kerne, in dem Volke Gottes selbst. In diesem ungeheuern Frevel

kommt die Menschheit zum Bewußtsein in sich selbst, wie ja oft ein großer Frevel einen Menschen, ja ein ganzes Volk zur Besinnung bringt. Dahin führt die Sünde, die so nichts bedeutend aussieht, mit der man so sicher scherzen zu können meint.

Hier muß die Menschheit an sich selbst verzweifeln. Hier bleibt kein Erbarmen Gottes mehr übrig, das nur zum desto entsetzlicheren Gericht in die Menschheit hineingeschienen hat. Und doch schlägt diese Verzweiflung nothwendig wieder um in selige Hoffnung und Vertrauen. Die That des höchsten Frevels schlägt um zu einem überschwänglichen Heil der Menschen, welches alle Sünde und alles Elend verschlingt.

Wunderbar! Jenen Leidenden stört die sich ganz entblößende Sünde der Menschheit nicht darin, diese mit der reinsten und kräftigsten Liebe zu umfassen. Er hält an ihr fest mit einer durch jede Unthat, die er erfährt, nur immer höher sich steigernden Liebe. Ihr Haß ist nicht vermögend, ihn in seiner reinen Liebe und Heiligkeit wankend zu machen. Und was bedeutet doch diese ganze Geschichte? Was will doch dieser Jesus in der Welt, die ihn zu verfolgen und tödten kam? Er liebt sie fort: so muß er sie doch noch für empfänglich halten für seine Liebe. Noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Gibt es eine menschliche Liebe, die durch alle Frevel sich nicht überwinden und irre machen läßt, so gibt es auch für eine solche Menschheit noch eine Liebe Gottes. Denn die Heiligkeit ist ja bei Jesu in so engem Bunde mit der Liebe, daß auch bei Gott von Seiten seiner Heiligkeit nicht ein Hinderniß zu erwarten steht. Darum darf auch der Verworfenste noch nicht verzweifeln.

Ja, eben die Liebe Gottes selbst ist es, die hier hervorbricht durch das Dunkel. Das ist keine bloß menschliche Liebe, die Liebe dieses Jesus. Dieser Jesus ist nicht von dieser Welt. In einer solchen Menschheit kann ein Solcher nicht bestehen. Das ist ein Widerspruch. Er kann nicht von ihr sein, denn sie wirft ihn von sich aus. Er steht in einem Gegensatz zu ihr. Grade der Untergang Jesu ist der evidenteste Beweis seiner göttlichen Sendung und Abkunft. Es ist die Liebe und Huld Gottes selber, die sich in diesem Jesus zur gefallenen Menschheit herabneigt, und diese That des höchstens Frevels ist durch Gottes Rathschluß die Vollziehung ewigen Heils, die Vollendung der Erlösung selber.

Dahin muß sich der ruhig betrachtende Sinn entscheiden, hier ist nicht Zufall. Die wunderbaren Naturereignisse bei seinem Tode sagen: Gott ist hier. Dazu kommt die auffallende Analogie des Geschehenen mit den dunklen

Weissagungen von einem leidenden und durch seine Leiden siegenden Messias. Dieser höchste Frevel ist die Erlösung der Welt. Die Menschheit hat durch diese Sünde das Maß ihrer Sünden erfüllt. Eben an ihr bricht sich die Macht der Sünde, indem sie in ihrer wahren Gestalt ans Licht des Bewußtseins kommt, und mit ihr zugleich eine solche göttliche ermuthigende Liebe. Es erweist sich thatsächlich schon das Dasein einer Erlösung.

2.

So viel liegt in jener einfachen Begebenheit. Wir können in der Anwendung davon jetzt kurz sein. Abgesehen von aller Dogmatik muß der ruhige Beobachter das von uns Entwickelte darin lesen. Und vollends jetzt spricht die Geschichte dies noch unvergleichlich lauter, nachdem sich ihre Folgen 1800 Jahre lang entwickelt und sie ausgelegt haben. Das ist es, was heute unsere innere Bewegung sagen will. Dieser mächtigste aller Gegensätze, machen wir ihn uns klar, muß entscheidend für unser ganzes Leben werden.

Und wie wollten wir diese Stimmung wieder verfliegen lassen mit dem heutigen Tage? Gehört sie sich nicht für den Christen immer? Ist sie nicht die eigenthümlich christliche überhaupt, dieser tiefste Schmerz und diese freudigste Zuversicht mit einander verbunden? Ist sie nicht eine selige Stimmung, die alleinige, bei der wir wirklich Friede finden? Bei uns selbst nur Sünde, und dennoch bei Gott nur Liebe und unvergängliches Heil. Amen.

XV.

Warum es Christen natürlich ist, für den Himmel zu leben.*)

Text: Colosser 3, 2–4.

Trachtet nach dem, das droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist. Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott. Wenn aber Christus, euer Leben, sich offenbaren wird, dann werdet ihr auch offenbar werden mit ihm in der Herrlichkeit.

Der heutige Tag erklärt die Wahl unsers Textes, die Abendmahlsfeier und die Theilnahme unsrer Versammlung an derselben. Sie sind für die Feiernden ein Ruf nach oben, eine Erweckung zum himmlischen Sinne. Und doch sind die Uebrigen auch mit gemeint. Aber diese Aufforderung zu himmlischem Leben und Wandel dünkt noch immer so Viele eine ungereimte, weil unausführbare. So lange man auf Erden lebt, sagen sie, ist es eine thörichte Zumuthung, für den Himmel zu leben. Man kann nicht von der Erde los; und wenn man es auch könnte, so könnte man doch nicht an den Himmel heran. Der Himmel ist nun einmal ein jenseitiges, das man wohl allenfalls mit Träumen zu erreichen sich einbilden kann, aber damit nicht wirklich erreicht. Die Richtung auf die Dinge dieser Erde aufgebend, gibt man überhaupt jeden wirklichen Gegenstand der Thätigkeit auf. Man bleibt als müßiger Zuschauer stehen bei dem Treiben dieses irdischen Lebens, und das wäre doch gewiß auch verkehrt. Es bleibt also nichts übrig, als daß man gerade die Dinge dieser Erde recht scharf in's Auge faßt, die Zwecke dieses irdischen Treibens sich aneignet, seine Gesetze auffaßt, in seine Richtungen eingeht, auf die möglichste Vervollkommnung der Zustände dieses irdischen Lebens hinarbeitet, es möglichst benutzt und genießt. Dies sei, sagt man, die eigentlich tüchtige Gesinnung, wie sie hier nöthig ist. In unsern Tagen vorzugsweise ist dieser Sinn überaus verbreitet und mächtig. Mit ihm steht die heilige Schrift im geraden Widerspruch. Sie betrachtet das Himmlischgesinntsein, das Leben für den Himmel, als etwas dem Christen ganz Natürliches, was sich ganz von selbst verstehe (Phil. 3, 20); so auch in unsrem Text.

*) Gehalten am Sonntag Trinitatis, den 25. September 1836.

Warum ist es nun dem Christen natürlich, für den Himmel zu leben?

Wir beginnen
1. mit der Beantwortung dieser Frage, und fügen
2. noch einige Worte der Anwendung bei.

1.

Die Antwort enthält Vers 3 unsres Textes: Weil man gestorben und zu einem neuen Leben auferstanden ist, welches mit Christo in Gott verborgen ist.

Er ist gestorben. Das ist's, was die Welt sagt: wer für den Himmel leben wolle, müsse gestorben sein. Er müsse dem Interesse dieses seines irdischen Lebens abgestorben, von ihm unabhängig geworden sein, das Band zwischen ihm und diesem irdischen Leben, von dem er in aller Weise abhängig sei, müsse gelöst sein, wie die Dinge in Wirklichkeit liegen. Das gehe aber nur an durch den Tod, der uns die Gewalt des Irdischen wirklich entzöge. Und nicht nur müßten uns die irdischen Dinge vergangen sein, um ihnen abgestorben zu sein; sondern dieses ihnen Absterben sei gar nicht anders zu denken, als durch unsern Tod; unser eigenstes Ich müßte untergehen. Denn dieses sei so in die irdischen Dinge und Interessen hinein verflochten, von frühester Kindheit an, mit seinen Wünschen, Sorgen, Hoffnungen, Gedanken, Bestrebungen, Genüssen, daß es eben mit diesen auf das Irdische sich beziehenden Gedanken, Bestrebungen u. s. w. Eins geworden und nur das künstlich in einander geschürzte Gewebe ihrer einzelnen Fäden sei. So lange dieses Ich nicht aufhöre, sei keine Möglichkeit eines Aufhörens des Lebens für diese Erde zu denken. Das ist die Meinung.

Wohl uns, wenn uns zugestanden wird, daß das Leben des natürlichen Menschen wirklich so aufgeht in dem irdischen Treiben. Es ist wirklich so. Diese erdrückende Macht des Irdischen, auch wo ein Mal das Höhere im Menschen die Flügel erheben will, ist wirklich vorhanden. Der natürliche Mensch hängt mit seiner ganzen Seele am Irdischen, auch wenn er dasselbe mehr vergeistigt. Auch das Sittliche wird von dem natürlichen Menschen eigentlich nur in sofern und in so weit geschätzt, als es die Bedingung eines leidlich irdischen Zustandes des Menschen in der Gesellschaft ist. In seiner ganzen Wahrheit finden wir das Bild freilich nicht mehr in der christlichen Welt, sondern nur in der nichtchristlichen; doch zeugt auch das Leben der Kunst noch deutlich genug davon.

Aber der Christ ist ja nun eben wirklich gestorben. Diese Bedingung hat er ja erfüllt. Er ist gestorben mit Christo, durch das Verhältniß, in welches er zu Christo getreten ist. Allein **kann** Christus uns sterben machen? Kann er uns von den irdischen Dingen los lösen und von unsrem eignen Ich, das mit ihm so tief verflochten ist? Kann er es dahin bringen, daß wir unser ganzes bisheriges Leben abbrechen und fallen lassen, die Stätigkeit desselben abbrechen, — daß wir unser eignes Ich aufgeben?

Er kann es wirklich; ja er kann nicht anders als dies bewirken. Wir wollen hier gar nicht davon reden, was die Allmacht seiner Gnade vermag, sondern nur von demjenigen, was nach der allgemein bekannten Geschichte unsres geistigen Lebens geschehen kann und geschehen muß. Die Wirkung der Anschauung Christi, wo sie wirklich statt hat im Glauben, **muß** die sein, daß wir sterben im angegebenen Sinne. Für den Christen ist dieses Gestorbensein gar nichts Wunderbares, Unerwartetes. In Christo tritt uns das Bild des menschlichen Daseins in seiner Wahrheit und Schönheit rein und kräftig ins Auge, das des Einzelnen und das der Gemeinschaft. Die nothwendige Folge davon ist eine neue Beurtheilung der Wirklichkeit. Wir müssen sie erkennen als im geraden Widerspruch mit ihrer eigentlichen Natur. Unser Ich, wie es geworden ist aus diesem irdischen Treiben, erscheint uns als ein unwürdiger Widerspruch gegen die menschliche Natur. Werden wir es denn nicht verneinen, sammt dem menschlichen Leben überhaupt, wie es in der Wirklichkeit vorhanden ist? Zumal, da uns zugleich die Möglichkeit zugesichert und eröffnet wird, aus jenem früheren Dasein wirklich heraus zu treten und in die der seinigen entgegengesetzte Richtung einzugehen!

Er ist zu einem neuen Leben auferstanden.

Das Gestorbensein reicht noch nicht hin. Um auch dem Himmel **leben** zu können, muß man nicht im Tode geblieben, muß man wirklich zu einem neuen Leben auferstanden sein. Die Todten vermögen nicht zu leben, also auch nicht für den Himmel. Das Abgebrochensein des früheren Lebens reicht nicht hin, es muß auch ein wirklich neues Leben aus dem früheren hervorgegangen sein. Und ein neuer Schauplatz der Lebensthätigkeit muß uns wirklich gegeben sein, eine neue Welt, nachdem das Irdische nicht mehr unsre Welt ist; eine neue Welt, die uns wirklich erreichbar ist (nicht eine geträumte), für die wir wirklich leben, das heißt, wirklich thätig sein können. Und welches könnte doch diese sein, so lange wir hier auf Erden wandeln?

Christus hat dies alles: ein neues Leben, und eine neue Welt, das Reich Christi, mitten auf dieser Erde. Der gestorbene Christ lebt wieder, doch nun nicht mehr er, sondern Christus in ihm (Gal. 2, 20), mit dem er auferstanden ist; — und doch auch gerade wieder Er selber; denn gerade in Christo hat er erst sein wahres Leben gefunden. Er hat sich selbst Christo ganz hingegeben, und damit eben sein wahres Ich erlangt, die wahre Lebendigkeit seines Daseins; seine wahre Person ist nun wirklich in ihre vollen Rechte eingetreten. An Christo hat sie einen unvergänglichen Quell der Lebenskraft gefunden. Und ebenso auch ein wirklich neues Feld für seine Thätigkeit: in sich selbst und aus sich selbst. Sich selber umzubilden zur Aehnlichkeit mit Christo, in seine Form sein eigenes ganzes Leben hinein zu bilden, das ist nun seine Ziel; — außer sich hat er das Reich, das Christus auf Erden gegründet hat, ein Reich, das nicht von dieser Erde ist, und doch alles, was die Erde wirklich Wahres, Würdiges besitzt, in sich aufgenommen hat, — den ganzen Zusammenhang der geschichtlichen Wirkungen in der Welt.

Und ist denn das etwa wieder wunderbar? Daß Christus in dem Christen auflebt? Daß der ihn geschaut, sich ganz an ihn hingibt? daß seine Anschauung durch den Glauben die mächtigste Liebe erzeugt? Er ist ja der Liebenswürdigste, und der, dem wir alles verdanken. Er ist ja im Besitze einer Liebe, die allein die ächte Liebe des Herzens wird! Daß das neue Licht, das in die Brust hineinscheint, dort eine befruchtende Kraft ausübt, kann uns das Wunder nehmen? Zumal da es das Urbild der menschlichen Natur selbst ist und der Schlüssel zu ihr! Und daß nun auf diesen Christus die ganze Thätigkeit des Gläubigen sich hinrichtet, daß er sich selber in dieses sein Urbild umzugestalten strebt, was gibt es da sich zu verwundern? Ist das nicht immer das Werk der Liebe, daß der Liebende sich dem Geliebten verähnlichen will? Und daß darauf alle seine Arbeit an seiner Person sich beschränkt? Ist es sonach wunderbar, daß Alles, was der Christ Liebenswürdiges, Gutes, Wahres kennt, auch für ihn mit diesem Christus zusammenhängt und einzig und allein an diesem hängt? Und daß die Thätigkeit für das Reich Christi die ganze Thätigkeit des Gläubigen in Anspruch nimmt, sollte das wunderbar sein? Der Gläubige sieht ja wie von Christo, und von ihm allein, in der Menschheit, geschichtlich wirklich ein neues würdiges, wahrhaft menschliches Leben ausgeht, und wie alles würdige Leben geschichtlich allein von ihm ausgeht. Wie sollte er sich nicht mit aller seiner Thätigkeit an das Werk Christi in der Menschheit anschließen?

Das neue Leben des Christen ist ein Leben mit Christo in Gott. Doch das Leben in und für Christus, so würdig es auch in sich selber sein mag, ist es denn nun auch schon ein Leben im Himmel und für den Himmel?

Allerdings. Was heißt Himmel? — Gott. Ein Leben in Gott und für Gott ist ein Leben im Himmel und für den Himmel. Und so ist's bei dem Christen. Sein Erlöser ist ihm der eingeborene Sohn Gottes, der da sitzet zur Rechten Gottes, das Ebenbild des Vaters. Er erkennt mit seinem innersten Bewußtsein in ihm Gott. Seine Gemeinschaft mit Christo ist Gemeinschaft mit Gott, also mit dem Himmel: als Gemeinschaft der Gesinnung und als Gemeinschaft der Thätigkeit. So weit er in Christo ist, ist er seiner Gesinnung sich bewußt als einer göttlichen, himmlischen. Ungeachtet seine Thätigkeit sich auf Erden bewegt, weiß er, daß sie eine Thätigkeit aus Gott, aus dem Himmel ist. Die Erde ist ihm das Reich Christi. Dieses aber (denn Christus regiert es vom Throne des Himmels herab) ist ihm das Reich Gottes, das Himmelreich. Sein Thun ist für den Christen eine Thätigkeit für den Himmel. Sein Leben und Wirken, dies weiß er, schließt sich wirklich an das eigenthümliche Werk Gottes in der Menschheit an. Seine Werke sind in Gott gethan; sie folgen ihm nach. Sein für den Himmel leben ist also nicht ein müßiges Schwärmen, sondern eine rege Thätigkeit auf Erden.

Freilich ist sein Leben in Gott noch ein verborgenes. Nicht bloß vor der Welt, sondern oft auch für den Christen selbst, für seine Empfindung. Aber er weiß im Glauben, daß sein eigentliches Leben in Gott im Himmel ruht, und dort sicher geborgen ist (Joh. 10, 29). Wie senkt er sich da ein in Gott mit allem Sinnen seines Gemüths, und in den Himmel bei allem Stürmen des wüsten, unbefriedigenden Wesens dieser Welt, bei allen Anfällen der Sünde! Und die Verborgenheit wird nicht aufhören. Er weiß, sein wahres Leben in Gott wird einst auch offenbar werden, als das, was es ist, in seiner Herrlichkeit (Col. 3, 4). Auf diese Zeit harret er geduldig, aber zweifellos.

2.

Eine ernste Betrachtung! Die Rede gilt also nicht mehr, daß es eine ungehörige Forderung an uns sei, daß wir für den Himmel leben sollen. Vielmehr, wenn wir wirklich Christen sind, können wir gar nicht anders als für den Himmel leben. Wir müssen uns also wohl ernstlich fragen:

Lebe ich für den Himmel? Denn dies besagt nicht weniger als: Bin ich ein Christ? Und ob wir dies sind oder nicht, ist uns doch wohl nicht gleichgültig. Und wenn wir uns diese Frage nun vorlegen: Lebe ich für den Himmel? so zerlegen wir sie uns nach Anleitung unsres Textes in folgende besondere Fragen:

Vor Allem die Frage: Bin ich gestorben? Wohl sind wir Alle schon ein Mal gestorben, in der Taufe mit Christo begraben in den Tod. Aber bei wem wäre nicht nochmals der alte Mensch wieder aufgelebt? Wer von uns wäre in der Taufgnade verharrt? Also, es hat bei uns eines nochmaligen Sterbens bedurft. Ist nun ein solches Sterben mit uns vorgegangen? Ein Vorgang so schmerzlich wie das Sterben, unter solchem innersten Kampf und Ringen? Ein Vorgang, unter welchem wir Andere geworden sind, in welchem unser Ich, unser Selbst gebrochen wurde?

Ferner fragen wir: Was ist unser Leben? Ist es Christus, was in uns lebt? Wenn nicht mehr unser Ich, dann gewiß nichts Anderes als Christus. Es ist eine große, ernste Sache um dieses Wort „unser Leben". Unser Empfinden, Denken, Sinnen, unsre Wünsche, Sorgen, Freuden, Genüsse, Bestrebungen, — das alles setzt sich an unser eigenstes Selbst an, und wird eine Lebensatmosphäre, die hinfort zu uns selbst gehört, eine Macht über uns, der wir uns nicht entziehen können. Wir nehmen an diesem Inbegriff unsrer Lebensäußerungen einen Himmel oder eine Hölle mit hinüber in die Ewigkeit. Hier ist nicht zu scherzen.

Dieses unser Leben ist jetzt noch verborgen vor den Augen der Menschen, zum Theil auch vor unsern Augen. Aber wir dürfen darüber nicht in Unwissenheit und Ungewißheit bleiben. Wir müssen wissen, in was wir unsre ersten Lebenswurzeln geschlagen haben. Haben wir uns mit unsrem eigentlichen Leben in Gott hinein gelebt, oder in die Welt und in uns selber hinein? Wehe uns, wenn wir unsre Lebenswurzeln in die vergängliche Welt hinein geschlagen haben, in die von Gott abgewandte Welt des Reichs der Finsterniß! Einst wird unser jetzt verborgenes Leben vor allen Augen offenbar werden; o, daß es dann nicht zu unsrem Entsetzen offenbar werde! Selig aber, wenn es dann offenbar wird, daß wir in Gott und für den Himmel gelebt! Daß dem so sein möge, dafür sorgen wir denn! Noch ist es Zeit. Laßt uns das Alle wohl bedenken. Amen.

XVI.

Wie sich auch in dem Leiden des Erlösers seine Königswürde offenbart.*)

Text: Luk. 1, 26—28.

Und im sechsten Monat ward der Engel Gabriel gesandt von Gott in eine Stadt in Galiläa, die heißt Nazareth, zu einer Jungfrau, die vertrauet war einem Manne, mit Namen Joseph, vom Hause Davids; und die Jungfrau hieß Maria. Und der Engel kam zu ihr hinein und sprach: Gegrüßet seist du Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern.

Ein schroffer Gegensatz zwischen dem Inhalt des Textes und den Bildern, welche sonst in dieser Zeit unsere Andacht beschäftigen, tritt uns vor Augen. Im Text wird der Erlöser angekündigt als erhabener König auf dem Throne Israels: „Der wird groß sein und ein Sohn des Höchsten genannt werden; und Gott der Herr wird ihm den Stuhl des Vaters David geben; und er wird König sein über das Haus Jakobs ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende sein.“ In diesen Wochen sind wir dagegen ihn in tiefster Erniedrigung, in niedrigster Knechtsgestalt zu sehen gewohnt.

Doch dieser Gegensatz erscheint nur auf den ersten flüchtigen Blick so scharf. Bei genauerer Betrachtung des leidenden Erlösers blickt durch die Knechtsgestalt die königliche Hoheit deutlich hindurch, ja, wir sehen sie gerade hier in einer eigenthümlichen Herrlichkeit sich offenbaren. So laßt uns denn sehen

Wie sich auch in dem Leiden des Erlösers seine Königswürde offenbart.

1.

Er hält unter dem Leiden das Bewußtsein um seine Königswürde unerschütterlich fest.

Fangen wir mit dem Geringsten an. Es kann uns das Leiden des Erlösers wenigstens in keinem Fall irre machen an seiner Königswürde,

---

*) Gehalten am Tage Mariä Verkündigung, den 19. März 1837.

denn es hat ihn selber nicht im entferntesten in dem Bewußtsein um dieselbe irre gemacht.

Er hatte ja keine andere Wendung seines irdischen Geschicks erwartet. Nie hatte er ein irdisches, äußeres Königreich angestrebt. Nie hat er eine Huldigung, die man ihm als irdischen König darbringen wollte, angenommen. Auch der letzte Einzug in Jerusalem war so eingerichtet, daß er jeden Gedanken an ein irdisches Königthum ausschloß. Sein Reich war nicht von dieser Welt, darüber hatte er von Anfang an das klarste Bewußtsein. Der große, bis dahin unerhörte Gedanke eines geistigen Reichs war es, der ihn erfüllte: eines Reichs, das nicht durch äußere Macht herrscht, sondern durch sittliche Mächte allein, vor Allem durch die Macht der Wahrheit. „Ich bin dazu geboren", sagt er, „und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit zeugen soll. Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme" (Joh. 18, 36. 37). Diese Herrschaft aber, in den Augen der Welt eine eingebildete (Joh. 18, 38), stand ihm lebendig fest in seinem Bewußtsein als ein wahrhaftes Königthum.

Und die Gründung dieses geistigen Königreichs hatte er sich auf keine andere Weise vorgestellt als die war, welche jetzt eintrat. Von Anfang an hatte er diese Leiden vorausgesehen und den Seinen vorausverkündigt. „Sehet", hatte er zu den Zwölfen gesagt, „wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn, denn er wird überantwortet werden den Heiden, und wird verspottet und geschmähet und verspeiet werden; und sie werden ihn geißeln und tödten" (Luk. 18, 31—33). Aber er hatte sein Leiden auch von Anfang an gerade als den Eingang zur Herrlichkeit dieses Königthums betrachtet.

Da sie nun wirklich über ihn hereinbrachen, irreten sie ihn durchaus nicht. Keine Beschimpfung, keine Schmähung seiner Königswürde: vor dem hohem Rath, vor Pilatus, vor den Kriegsknechten, vor Herodes, vor den Lästerern unter dem Kreuz vermochte ihn an derselben irre zu machen. Er bekennt seine Königswürde unerschütterlich vor Pilatus, — und handelt in dem Bewußtsein seiner königlichen Machtvollkommenheit gegen den gläubigen Schächer.

Gerade hierin sehen wir in dem Erlöser ein wahrhaft königliches Selbstbewußtsein.

Was will es nicht sagen, das Bewußtsein seiner königlichen Würde festzuhalten unter der sich so häufenden Schmach! Den Glauben an dieselbe

sich nicht entwinden zu lassen unter der ausgesuchtesten Verspottung. War doch damals diese seine Königswürde für Jesus selbst noch ein Gegenstand des Glaubens.

Daß ein solches Bewußtsein in ihm feststand auf die nüchternste, durchaus nicht schwärmerische Weise, ergiebt sich ebenfalls aus der Betrachtung der Thatsachen. Das Urtheil Anderer über uns hat einen gar starken Einfluß auf unser eigenes Urtheil über uns selbst. Bei Verschiedenen wohl verschiedentlich. Herabsetzung kann uns nur noch mehr versteifen in unserer Einbildung von uns selbst. Aber hier sehen wir ein Selbstbewußtsein, das in gar keiner Weise beeinflußt und getrübt wird von der Schmach, die von außen kommt, weder nach der Seite der Verzagtheit, noch nach der des Trotzes hin.

Auch das scheinbare Mißlingen seines Werks machte den Erlöser nicht irre in seinem königlichem Bewußtsein. War jemals ein Mensch in der Lage, an der Wahrheit und Tugend, an allem Göttlichen im menschlichen Leben zu verzweifeln, das Adelsbewußtsein des Menschenlebens ganz wegzuwerfen, so war es Jesus. Aber er hält, der bittersten Erfahrung menschlicher Selbstwegwerfung ungeachtet, das höchste Selbstbewußtsein unentwindbar fest.

Hier zeigt sich ein wirklich königlicher Geist. Die äußeren Verhältnisse haben keine Macht über das Bewußtsein Jesu. Er trägt in sich selbst die Herrschaft über alle äußeren Mächte, und diese Herrschaft ist das höchste Königthum und das Siegel unbedingter Selbständigkeit.

So sind wir denn von selbst bei dem zweiten Punkte angelangt.

2.

Er offenbart gerade in seinem Leiden die geistige Hoheit, vermöge welcher er auf die höchste Königswürde Anspruch hat.

Es ist ein ungeheurer Anspruch, den Jesus macht: der geistige König der gesammten Menschheit zu sein.

Geistig herrschen — welche Hoheit, im Vergleich mit der äußeren Herrschaft, gehört dazu! Ueber die Gemüther, die Gedanken, die Empfindungen, die Liebe des Herzens zu herrschen, und das nicht nur in einem Einzelnen, oder in einem bestimmten Kreise, sondern in dem gesammten Umfange der Menschheit, welche Hoheit! Die gesammte geistige

Entwickelung der Menschheit beherrschen: Völker, Einzelwesen, Lebensalter, Bildungsstufen, Zeiten, Geistesrichtungen, so daß keine gehemmt, sondern jede wahrhaft gefördert wird, jede wahrhaft zu ihrem Recht kommt, und nichts destoweniger wahrhaft beherrscht wird, — und das bei dem unübersehlichen Reichthum, den Gott in die menschliche Natur gelegt hat: welche Hoheit! Ihr Zusammenwirken beherrschen, und dieses in einer mit der, der Herrschaft entsprechenden in entgegengesetztester Richtung begriffenen Welt, und zwar in den allerhärtesten Gegensätzen, nicht etwa bei bloßer Verschiedenheit der Meinungen, sondern innerhalb des Gegensatzes zwischen der Lust an der Sünde und der reinen Heiligkeit: — welch' ein hoher Geist gehört dazu!

Was befähigt denn nun Jesus zu einem solchen Königthum? Die Kräfte, durch welche eine geistige Herrschaft ausgeübt werden kann, sind es allein. Die Erkenntniß, d. h. der geistige Besitz der Wahrheit, die Heiligkeit und die Liebe. Wo die geistige Herrschaft die ganze Menschheit umfassen soll, da reichen diese Mächte nur dann aus, wenn sie auf unbedingte Weise gegeben sind. Eine Erkenntniß der Wahrheit, die Alles umfaßt und beherrscht — sie kann nur die volle, unbedingte Gotteserkenntniß sein, denn in ihr ist alle übrige Erkenntniß wirklich mitgegeben, und nur in ihr. Eine Heiligkeit, die für jede sittliche Entwickelung das Urbild ist, sie kann nur die Heiligkeit Gottes selbst sein. Eine Liebe, die Alles umfaßt und doch auch von Allen erfaßt werden kann, sie kann nur die Liebe sein, welche Gott selbst hat.

Nun sehet ihr diese Hoheit gerade in dem leidenden Jesu. So vollendet zeigt sie sich nach allen drei Seiten hin in seinem ganzen Leben sonst nicht. Eine Gotteserkenntniß, der Gott so gewiß ist, daß auch im Zustande des Verlassenseins von Gott er ihr unbedingt gewiß ist; eine Heiligkeit, die mit dem Willen Gottes Eins ist, wie in seinem Seelenkampfe zu Gethsemane, die vollständige Selbstbeherrschung unter der versuchendsten Situation, ohne jede Trübung des sittlichen Gleichgewichts; eine Liebe, die Alles umfaßt, Freund und Feind, Gute und Böse, die durch nichts, auch nicht durch den ausgekünsteltsten Haß zu überwinden ist, und Alles überwindet — diese hat Jesus erst in seinem Leiden bewährt, und damit seine vollendete Hoheit.

Diesen Eindruck von der geistigen Hoheit des Herrn unter seinem Leiden haben auch schon unter den unmittelbaren Zeugen desselben die unbefangenen Gemüther empfangen. Ich erinnere nur an das Zeugniß

des römischen Hauptmanns. Der trete auf, der sich nicht huldigend beugen müßte vor dem hohen Sinne, der uns aus dem leidenden und sterbenden Erlöser anschaut, so geistig groß er auch immer wäre, aus allen Zeiten! Die Offenbarung einer solchen Hoheit mußte schon selbst die Gründung eines ihr entsprechend hohen Königreiches sein. Und sie war es wirklich; wenn auch damals noch verborgen vor dem menschlichen Auge. Sie erwies sich aber bald vor aller Augen.

3.

Er legt gerade durch sein Leiden und Sterben den sicheren Grund zu seinem Königreich.

Er zerstörte das ihm entgegenstehende Reich des Fürsten dieser Welt durch seinen Tod. An dem Tode des Erlösers, an diesem höchsten Frevel brach sich selbst die Macht des Fürsten dieser Welt, und darum auch die Macht der Sünde in dem Bewußtsein des Sünders. Der Tod des Erlösers gab dem Reiche des Satans den Todesstoß. „Nachdem nun die Kinder Fleisch und Blut haben, ist er es gleichermaßen theilhaftig geworden, auf daß er durch den Tod die Macht nähme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und erlösete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein müssen" (Hebr. 2, 14. 15).

Und er gründete gerade durch seinen Tod sein eigenes Reich.

Die Grundlage desselben, die Wurzel, aus der es herauswuchs, ist ein neues eigenthümliches Leben, und die Gemeinschaft in demselben. Dieses eigenthümliche Leben geht aus von der Vergebung der Sünde und der mit ihr gegebenen Gotteskindschaft. Diese Vergebung der Sünde ist die Frucht des Leidens und Sterbens des Erlösers, der durch sein Blut die Sünde der Welt versühnt hat. Wo Vergebung der Sünde ist, da gibt es wirklich ein neues Leben. Und dieses ist nun auch wirklich ein Band der Gemeinschaft, das Alle, allen Unterschiedes ungeachtet, umfaßt; denn in ihrem Verhalten zu Gott als Sünder sind sie alle unter einander gleich. Die Theilhaber dieses neuen Lebens haben wirklich etwas an einander zu lieben. Und diese Liebe selbst, sie ist erst durch den Tod des Heilandes in der Welt kund geworden; von ihm, diesem Tode allein geht wahre, reine Liebe aus. Diese Gemeinschaft stiftende Kraft seines Todes hat der Erlöser selbst bestimmt erkannt, wenn er sagt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, daß das Weizenkorn in die Erde falle und

ersterbe, so bleibet es allein; wo es aber erstirbt, so bringet es viel Frucht" (Joh. 12, 24). „Und ich, wenn ich erhöhet werde von der Erde, so will ich sie alle zu mir ziehen" (Joh. 12, 32). Und Johannes spricht es als thatsächlich bewahrheitet aus: „Und nicht für das Volk allein, sondern daß er auch die Kinder Gottes, die zerstreuten, zusammenbrächte" (Joh. 11, 52).

Er selbst aber stieg gerade durch Leiden und Tod hinan auf den Thron seines Reichs zur Rechten des Vaters, wo er empfing alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Durch Leiden und Tod mußte er vollendet werden und zur Herrlichkeit eingehen. Nun kann er regieren, mit einer durch nichts begrenzten Macht. Und er hat es gethan und thut's.

Ja, das Wort der Weissagung ist erfüllt worden, gerade durch seine Liebe und seinen Tod (Phil. 2, 8—11). Und mit aller Creatur huldigen auch wir ihm. Amen.

XVII.

Daß der Glaube an Christum uns von dem Irdischen erlöst und mit dem Geist der Freudigkeit und der Rüstigkeit für das irdische Leben erfüllt.*)

Text: Hebr. 13, 14—17.

Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir. So lasset uns nun opfern, durch ihn, das Lobopfer Gott allezeit; das ist, die Frucht der Lippen, die seinen Namen bekennen. Wohlzuthun, und mitzutheilen vergesset nicht; denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Gehorchet euren Lehrern, und folget ihnen; denn sie wachen über eure Seelen, als die da Rechenschaft dafür geben sollen; auf daß sie das mit Freuden thun, und nicht mit Seufzen, denn das ist euch nicht gut.

Wir hören hier eine Reihe von Ermahnungen, die aus einer längeren Kette herausgenommen ist. Sie fließen dem Ermahnenden alle ab aus dem Bewußtsein um die unvergleichliche Herrlichkeit des Glaubens an den Er=

*) Gehalten am 24. Sonntag nach Trinitatis, den 5. November 1837.

löser, das er in den elf ersten Hauptstücken unseres Briefes und namentlich in dem elften in den Lesern zu erwecken bemüht gewesen ist. Dieser Glaube ist ihm selbst lebendig bewußt als eine unerschöpfliche Quelle heiliger Erweckungen, und indem er diese ausspricht, zeugt jede wieder eine neue, knüpft sich ihm eine an die andere. Dabei ist nichts Befremdliches. Aber wenn wir nun die in unserm Text zusammengefaßten näher ansehen, so scheint hier ganz Widersprechendes, sich gegenseitig Ausschließendes vereinigt zu sein. Der Apostel beginnt mit einer Aufforderung, zu Christo hinauszugehen außer dem Lager und ihm seine Schmach wegzutragen, weil wir ja als Christen hier keine bleibende Statt haben, sondern die zukünftige suchen, — also mit einer Ermahnung, wie es Christen gezieme, losgelöst von allem Irdischen, in Knechtsgestalt, verachtet und verscheucht wie ihr Herr und Meister, als Fremdlinge und Pilgrime durch dieses irdische Leben zu wandeln. Und unmittelbar darauf folgt die Ermunterung, durch Christum Gott allezeit ein Lobopfer darzubringen mit dem Bekenntniß des Mundes und mit Werken thätiger Liebe, — also zu einem allezeit freudigen und rüstig thätigen Wandel mitten in diesem irdischen Leben. Kann dies beides zusammenbestehen? Können so entgegengesetzt scheinende Stimmungen beide aus Einer Quelle fließen, dem Glauben an den Erlöser? Es ist dies die Ueberzeugung unseres Verfassers, und es ist wirklich so. Der Glaube an Christum hat diese doppelte Wirkung, daß er uns zugleich von dem Irdischen loslöst, und mit dem Geist der Freudigkeit und der Rüstigkeit für das irdische Leben erfüllt. Möchte doch in uns Allen diese Ueberzeugung lebendig sein! Wie wichtig ist sie für uns doch, zumal in einer Zeit, in der man es im Allgemeinen dem lebendigen Christenthum so wenig zutraut, daß es für das wirkliche Leben, wie es nun ein Mal hier auf Erden ist, tauge! Versuchen wir es denn, diese Ueberzeugung in dieser Stunde von Neuem zu beleben und zu zeigen:

Daß der Glaube an Christum uns zugleich von dem Irdischen loslöst, und mit dem Geist der Freudigkeit und der Rüstigkeit für das irdische Leben erfüllt.

Die beiden Haupttheile unserer Betrachtung sind hiermit schon angegeben.

1.

Der Glaube an den Erlöser löst unser Herz los von dem Irdischen: von der irdischen Lust und von dem irdischen Schmerz und

der Sorge — denn an diesen doppelten Banden hält das Irdische uns gefangen.

Frei zu sein von dem Irdischen in diesem Sinne, das hat der Herr entschieden von Allen gefordert, welche die Seinigen sein wollen. „Wer nicht absagt Allem, das er hat, kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 33). „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folget mir nach, der ist mein nicht werth“ (Matth. 10, 38). Er kennt nur den schmalen Weg und die enge Pforte (Matth. 7, 13. 14). Selbst die engsten und zartesten Bande irdischer Verhältnisse schont er nicht: „So Jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Kinder, Brüder, Schwestern, auch dazu sein eignes Leben, der kann nicht mein Jünger sein“ (Luk. 14, 33). Ebenso weist er die irdische Sorge zurück: „Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet, auch nicht für euren Leib, was ihr anziehen werdet . . . . Nach solchem allem trachten die Heiden. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen“ (Matth. 6, 25—33). Wie der Herr, so auch sein Apostel Johannes: „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist. So Jemand die Welt lieb hat, in dem ist nicht die Liebe des Vaters. Denn Alles, was in der Welt ist, nämlich des Fleisches Lust und der Augen Lust und hoffärtiges Wesen, ist nicht vom Vater, sondern von der Welt. Und die Welt vergehet mit ihrer Lust“ (1. Joh. 2, 15—17). Desgleichen Paulus (1. Cor. 7, 29—31): „Die da Weiber haben, seien, als hätten sie keine“ u. s. w.; (Coloss. 3, 2. 3): „Trachtet nach dem, was droben ist, nicht nach dem, das auf Erden ist. Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott“; (Phil. 3, 20): „Unser Wandel ist im Himmel“; (Phil. 4, 6): „Sorget nichts, sondern in allen Dingen lasset eure Bitten im Gebet und Flehen mit Danksagung vor Gott kund werden“; (1. Petr. 5, 7): „Alle eure Sorge werfet auf Ihn, denn Er sorget für euch“. Und in unserm Texte die Aufforderung, zu Christo hinauszugehen außerhalb des Lagers und seine Schmach zu tragen, hier keine Statt zu suchen. Und das Christenthum hat auch durch die That bewiesen, daß die Kraft zu einer solchen Verläugnung des Irdischen ihm innewohnt. Gleich bei seinem Eintritt in die Welt in seinen ersten Bekennern — in den Märtyrern — späterhin im Großen in manchen Erscheinungen, die, wenn sie auch Verirrungen waren, doch Wirkungen einer bewundernswürdigen Kraft der Verläugnung des Irdischen waren. Aber auch jetzt noch immer hat es diese Wirkung überall da, wo es im Menschen

Glaube an Christum wird, wo der geschichtliche Christus **Wirklichkeit** gewinnt und Leben für uns und in uns. Dieser Glaube an Christum löst uns der Natur nach nothwendig los von dem Irdischen.

Es geschieht dies ein Mal schon durch die Erkenntniß und das Gefühl der Sünde, die **er** in uns wirkt. Und zwar mit Nothwendigkeit wirkt. Die Verkündung Christi beginnt mit dem Zurufe: „Thut Buße!" Der erste Eindruck, welchen der Anblick der reinen Heiligkeit in Christo giebt, ist tiefe Schaam über unsere eigene Unreinigkeit. Und wenn man nun vollends erst durch seine Heiligkeit hinschaut in seine erbarmende Liebe und das gnädige Vaterherz Gottes: wie wirft das erst zu Boden! Es ist hier auch nicht bloß die natürliche Wirkung solcher Erwägungen, sondern es ist eine höhere Macht dabei mit geschäftig, der h. Geist; er straft uns um die Sünde. Und wenn er uns aus der Buße zum wirklichen Glauben an den Erlöser führt, so ist dieser Glaube wiederum der Glaube an den, „der um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsere Gerechtigkeit willen auferwecket worden ist" (Röm. 4, 25). Jetzt erst kommt die **rechte** Erkenntniß der Sünde.

Diese Empfindung der Sünde nur macht uns los von dem Irdischen. Sie vergällt uns die **Lust** der Welt. Man achtet jetzt gering, was einem sonst groß und wichtig erschien. Man ist eben nüchtern geworden durch die Erkenntniß der Sünde. Diese lebendige Erkenntniß der Sünde, gerade das, was von so Vielen als Schwärmerei verrufen wird, das ist die eigentliche Nüchternheit. Die Sünde ist einmal leider eine Thatsache; ihr Dasein nicht achten oder gar abläugnen wollen, kann nur Selbstverblendung sein. Sie als bloße Schwachheit, als das von dem irdischen Dasein unabtrennbare Loos betrachten, heißt nur den eigenthümlichen Adel der menschlichen Natur abläugnen und wegweisen, so sehr man auch damit gerade das Gegentheil zu thun wähnt. Ist das Bewußtsein der Sünde einmal kräftig erwacht, so **kann** man nun auch die irdische Lust nicht mehr genießen. Die Bitterkeit des Schuldgefühls, des Gefühls des göttlichen Zorns mischt sich immer in alles. Jetzt wird man wirklich ergriffen von der (immer so nahe in die Hand gegebenen) Empfindung der Vergänglichkeit alles Irdischen. Der Anblick des Vergehens der irdischen Dinge weht einen wie Grabeshauch an. Die Ursache ist: die Sünde hat uns den Tod (der Sünde Sold) verstehen gelehrt, als die Folge unsres Abfalls von dem ewigen Quell alles Lebens. Ebenso macht die Empfindung der Sünde uns los von dem **Schmerz** und der **Sorge** des irdischen Daseins.

Schon insofern als diese meistens aus der Lust der Welt entstehen. Aber sie läßt uns auch diese irdische Noth so klein erscheinen im Vergleich mit jener geistlichen Noth, Schmerz und Sorge. Ihr zweifelt, daß dem so sei, daß die Erkenntniß der Sünde eine solche Macht habe. Wer es nur empfunden hat, wie das Schuldbewußtsein brennt! Lächle Keiner! Ihr könnt es noch empfinden! (Und das gebe Gott jedem!) Weil wir es noch nicht empfunden haben, wollen wir es darum läugnen? Es dünkt uns wohl zweifelhaft, daß das Gefühl der Sünde das des zeitlichen Schmerzes so übertäuben könne, das wir doch unmittelbar empfinden. O, auch die geistliche Noth empfinden wir unmittelbar.

Der Glaube an Christum löst uns weiter los von dem Irdischen durch die wirkliche Gewißheit und den wirklichen Besitz eines ewigen Gutes. Dies gibt uns der Glaube an Christum wirklich. Er zeigt uns wirklich einen Gott. „Wer mich siehet, der siehet den Vater" (Joh. 1, 14; 2. Cor. 4, 4. 6). Und welch' einen Gott! Bei seiner Heiligkeit und Herrlichkeit voll Vergebung und Liebe. Und diesen Gott giebt er uns auch wirklich. Er bringt uns mit ihm in die wirkliche Gemeinschaft, die wir wirklich inne werden, — nicht bloß im Gefühl, das ein schwärmerisches sein kann, sondern vor allem (und je länger, desto mehr überwiegend hierin) in der Gleichheit der Gesinnung, die uns mit ihm verknüpft, in der Kraft der Heiligung und der Liebe. Und in dieser Gemeinschaft mit Gott gibt er uns schon jetzt das ewige Leben (Joh. 5, 24). Welchen süßen Frieden des Gewissens! Ein göttliches Leben, das uns für alle Ewigkeit hinaus in immer herrlicheren Entwickelungen gewiß ist. Wenn du das noch nicht erfahren hast, so sei deßhalb nicht ungläubig daran. Du siehst ja in allen Zeiten der christlichen Kirche solche, die es augenscheinlich erfahren haben. Der Glaube an Christum hätte sich gar nicht in der Welt erhalten können, wenn er nicht eine solche Kraft Gottes wäre.

Durch diese Gewißheit und diesen Besitz nun macht der Glaube an Christum uns los von dem Irdischen, also daß wir sagen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir." Dies ist die unvermeidliche Folge. Wir halten am Irdischen, dessen Vergänglichkeit und Eitelkeit wir ja wohl mit Händen greifen müssen, nur darum so fest, weil wir sonst gar nichts habeu, woran wir uns zu halten vermöchten, was unserm Dasein Gehalt und Wahrheit geben könnte. Wem beide, das Ewige und Irdische, in ihrer Wirklichkeit vor der Seele stehen, der läßt gewiß nicht jenes von diesem überwogen werden. Aber es fehlt

gemeinhin eben an der rechten Gewißheit von der Wirklichkeit des Ewigen. Diese nun gibt der Glaube an Christus. In ihm haben und genießen wir das ewige Leben. Darum sind wir nun frei von der Macht der irdischen Lust und des irdischen Schmerzes. Haben und schmecken wir wirklich das Ewige, so schmeckt uns die irdische Lust nicht mehr; wir haben einen neuen Sinn und Geschmack erhalten, den wahren Christus, und sie erscheint uns jetzt als viel zu klein, um uns durch sie festhalten zu lassen in unserm Trachten nach dem immer volleren Besitz des Ewigen und der ewigen Freude. Wir lassen sie ohne Bedenken fallen. Und den irdischen Schmerz: nun den trägt man wohl, wo man das Ewige wirklich besitzt und genießt. Er ist, an diesem gemessen, so kurz und wird so tief verschlungen von der innern Seligkeit des Gemüths. Wo nur Vergebung der Sünden ist, da trägt sich alles.

2.

So macht uns denn der Glaube an Christum, indem er uns von dem Irdischen losreißt, zu düsteren, kopfhängerischen Menschen, die das irdische Leben verachten und in ihm unthätig hinbrüten und ohne Frucht bleiben? Nein, gewiß nicht. Unser Text sagt das gerade Gegentheil davon. Er stellt das Leben des gläubigen Christen dar als ein beständiges Lobopfer, das er Gott darbringt durch Jesum Christum. Ist das nicht Lebensfreudigkeit? „Freuet euch in dem Herrn alle Wege," sagt der Apostel. Ja, das allein ist die rechte Lebensfreudigkeit, wenn man sich immerdar zum Lobe Gottes, des Schöpfers und Regierers dieses irdischen Daseins, aufgeweckt fühlt. Des Lebens froh sein ohne die Beziehung dieser Freude auf Gott, das ist noch nicht wirkliche Lebensfreudigkeit; denn der Gedanke an Gott drängt sich doch unwillkürlich auf und dann (wenn er nicht eben der Quell unsrer Freude ist) als empfindlicher Stachel. Und diese Freudigkeit des Christen in dem irdischen Leben stellt der Text zugleich als eine Rüstigkeit und Rührigkeit in thätiger Liebe dar, das Lobopfer und Bekenntnißopfer als ein Bekennen des Namens Gottes durch thätige Liebe mitten unter der Noth des irdischen Daseins. So ist es auch die Lehre des Herrn und seiner Apostel; und so bezeugt es nicht minder die Geschichte. Erst durch das Christenthum (wenn auch einzelne Verirrungen nach der andern Seite hie und da stattgefunden haben in der Christenheit) ist in das Leben der Menschen im Großen der Geist verständiger und fruchtbarer Thätigkeit gekommen und bleibende Gesittung. Der Glaube an Christum

macht in den Verhältnissen des gegenwärtigen Lebens freudige, rührige, thätige Menschen. Freilich ist dem Christen jenes lärmende, vielgeschäftige Treiben um nichts fremd; freilich ist Ernst, Stille, Besonnenheit sein Charakter und der seines Lebens. Aber das steht nicht im Widerspruch mit jener Freudigkeit und Rüstigkeit, sondern ist vielmehr grade ihre Bedingung.

Diese Freudigkeit und Rüstigkeit für das irdische Leben gibt der Glaube an Christum seiner Natur nach, und nur er —. Er gibt sie zuerst, indem er uns in dem irdischen Dasein über irdische, ewige, göttliche Zwecke setzt. Ohne rechte Zwecke gibt es auch keine rechte freudige und rüstige Thätigkeit. Das Reich Gottes in Christo soll in der irdischen Welt zu Stande kommen. Das weiß der an Christum Gläubige. Hier gilt es göttliche Zwecke. Da ist es denn auch für einen Menschen, der seinen Adel als Mensch fühlt, der Mühe werth, ernstlich Hand anzulegen an die irdischen Dinge und seine Kraft an sie zu setzen.

Der Glaube an Christum gibt diese Rüstigkeit und Freudigkeit, indem er uns ein leichtes, fröhliches, kühnes Herz gibt. Ohne ein solches Herz gedeiht ja doch alle Thätigkeit im Irdischen nicht. Ohne Kampf und muthige Ausdauer ist nichts ausgerichtet. Dieses freudige, leichte, kühne Herz gibt aber der Glaube an Christum wirklich. Der gläubige Christ hat Vergebung der Sünde. Dies ist und bleibt das große Geheimniß des Christenthums. Er kann frei zu Gott aufschauen und den Menschen frei ins Angesicht schauen. Diese Vergebung ist die alleinige, nie versiegende Quelle der Freudigkeit; sie allein (nichts sonst) macht das Herz wirklich leicht, freudig, muthig, kühn. Der Christ weiß: Gott ist für ihn, mit ihm: wer mag da wider ihn sein? (Röm. 8, 31 ff.). Und dabei ist er doch auch wieder ruhig, besonnen, nüchtern, demüthig, was den Erfolg seines Muths erst sichert. Abgesehen von Christo ist solcher Muth nur Vermessenheit. Wie ganz anders hält doch diese christliche Freudigkeit Stand als der lustige Leichtsinn, die Selbstbetäubung, die Selbstvermessenheit, der harte Trotz des natürlichen Menschen, der zuletzt doch zerschellt!

Der Glaube an Christum gibt diese Rüstigkeit und Freudigkeit ferner, indem er uns den Trieb und die Kraft der Liebe ins Herz gibt. Die Liebe ist's, die alles mit Freuden thut, der nichts zu schwer wird, die nicht ruht und rastet. Sie ist die einzige Kraft, die zu einer rüstigen Thätigkeit wirklich zureicht, auf die ein sicherer Verlaß ist, mit der die Thätigkeit wirklich sicher zum Ziel bringt. Und diese Liebe erweckt den Glauben an

Christum, weil er die Liebe Gottes, mit der Er uns zuerst geliebt, erkannt hat. Die Liebe Christi dringet den Gläubigen zu einem Leben in thätiger Liebe zu den Brüdern. „Dies Gebot haben wir von Ihm, daß, wer Gott liebet, daß der auch seine Brüder liebe" (1. Joh. 4, 21). Dies ist nicht ein bloßes Gebot, sondern ein unabänderliches Naturgesetz des christlichen Lebens. Diese Liebe, die aus dem Glauben an Christum fließt, ist die einzige lautere und darum auch starke. Wie will sich mit ihrer freudigen Rüstigkeit das selbstsüchtige Interesse oder das blos natürliche Mitgefühl vergleichen!

Der Glaube an Christum gibt diese Rüstigkeit und Freudigkeit endlich, indem er uns den Geist der Selbstverläugnung und der Selbstaufopferung eingibt. Ohne diesen ist eine ausdauernde und erfolgreiche Thätigkeit wiederum nicht möglich. Selbst da nicht, wo es nur die niedrigen, selbstsüchtigen Zwecke gilt. Wie viel weniger vollends da, wo für das wirkliche Gute, Würdige, Große gewirkt werden soll? Wirklich leben kann man in dieser Welt unter keiner anderen Bedingung, als daß man Kampf und Leid auf sich nimmt. Auch in den allerengsten Lebenskreisen ist es nicht anders. Schon im Leben ist keine Wirksamkeit möglich ohne Gehorsam, der sich in die bestehende menschliche Ordnung zu fügen weiß, bei dem man ruhig und sicher seinen Weg geht, ohne bei jedem Schritte mit seinem Hochmuth anzustoßen. Diesen Geist gibt uns nur der Glaube an Christum. Vom Geist des Gehorsams an (worauf auch der Text V. 17 hinweist) führt uns der Glaube an Christum bis zum Geist der Selbstaufopferung. Der Heiland fordert nicht nur Selbstverläugnung, sondern er gibt auch die Kraft zu ihr. Der Erlöser bringt aus innerem Drange sich selbst und sein ganzes Leben Gott zu einem Dankopfer. Gott, dem Gott in Christo, dem kann man sich selbst zum Opfer darbringen; der ist groß und liebenswerth genug, um ihn mehr zu lieben als uns selbst und unser eignes Leben. Nichts sonst in der Welt vermag uns zu einer vollständigen Selbstverläugnung um seinetwillen zu bewegen und zur Selbstaufopferung, zu einer fröhlichen und wirklichen nämlich. Ein solcher Sinn vermag dann etwas auszurichten im Leben. Was richtet im Vergleich mit ihm der weichliche, zärtliche, frohe Lebensmuth der Kinder dieser Welt aus, der keine Selbstverläugnung üben, kein Opfer bringen kann?

Solches wirkt der Glaube an Christum, dieses doppelte, das sich auszuschließen scheint und doch grade unentbehrlich zusammengehört. Keins ohne das andre frommt. Es ist dies grade das, was wir in diesem

irdischen Leben bedürfen, an das wir uns, weil es unabwendlich vergänglich ist, nicht hängen dürfen, und das doch auch wieder schlechterdings gelebt, thätig benutzt und ausgekauft sein will, wenn die Ewigkeit für uns keine leere sein soll. Wer möchte doch da verständigerweise den Glauben an Christum zurückweisen? Den Glauben an Christum! Das Wort sagt freilich viel mehr als der bloße Christenname, das Christenthum blos nach dem äußern Anschein und Bekenntniß. Niemand nimmt und giebt sich diesen Glauben selbst, er ist Gottes Gabe, die aber allen angeboten wird. Er will erfleht und mühsam gesucht sein unter Ringen und Kämpfen unsrer innersten Natur, er wird nicht anders gefunden als auf dem Wege der Buße. Wollen wir seine Schmerzen scheuen? Soll so Großes nicht auch einen hohen Preis gelten? Wohlan! wir fühlen es selbst, daß unser Glaube die köstliche Perle ist, die wir alle, ohne sie recht zu kennen, auf den mannichfaltigsten Wegen suchen und die, gefunden, jedem Alles in Allem ist. So kommt denn, laßt uns Alles hingeben und sie gewinnen! Amen.

XVIII.

Christliche Gedanken beim Jahresschlusse.*)

Text: Psalm 138, 8.

Herr deine Güte ist ewig. Das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen.

Es ist eine gute Stunde, in der wir uns jetzt versammelt haben, eine Stunde, in der wir besonders empfänglich zu sein pflegen für religiöse Eindrücke. Bei wem auch sonst Stunden stiller Sammlung nicht in die Tagesordnung gehören; am letzten Tage eines scheidenden Jahres sammelt er doch ein Mal sein Gemüth zu ernster Betrachtung. Solche Stunden wollen ausgekauft sein. Die christliche Kirche will sie nicht ungenutzt vorüberstreichen lassen. Darum hat sie uns hierher zusammengerufen, um bei unserer stillen Selbstbetrachtung unser Licht zu sein und unsere Beratherin.

---

*) Gehalten Sonntags-Nachmittags nach Weihnachten, den 31. December 1837.

Wie sehr bedürfen wir dies auch! Denn der Segen so vieler solcher Stunden geht uns darum verloren, weil wir uns unsere Stimmung in denselben nicht bestimmt und richtig deuten, uns nicht klare Rechenschaft von ihr zu geben suchen, und es nicht vermögen. Da kann dann die allgemeine und unbestimmte Stimmung nicht übergehen in deutliche Erkenntniß und bestimmte Willensanregungen. Sie verklingt spurlos und läßt in uns nur eine peinliche Leere zurück; und je länger, desto mehr werden wir dann gegen solche Zustände mißtrauisch, und betrachten sie als bloße Anwandelungen von Schwachheit. Darum freuen wir uns, daß die Kirche uns dieselben deuten und damit fruchtbar machen will. Sie kann es ja auch; denn sie besitzt den rechten Schlüssel, an dem Worte Gottes. Wie die heiligen Männer Gottes an ähnlichen Wendepunkten ihres Lebens empfunden und ihre Empfindungen sich ausgelegt haben, das haben sie in der heiligen Schrift niedergelegt, und daran können und sollen wir unserer Herzen Gedanken verstehen lernen. Dies wollen denn auch wir jetzt versuchen mit Hülfe des vorgelesenen Worts Davids, das er auch bei einem ähnlichen Rückblick gesprochen wie der, welcher uns Allen heute so nahe liegt. Es ist zwar ein alttestamentliches Wort; aber sein Gehalt ist ein christlicher, und nur der Geist vermag es recht zu verstehen und nachzusprechen. So möge es uns denn an die Hand und in's Herz geben

Christliche Gedanken beim Jahresschluß.

Wie bei David, so werden auch bei uns die Gedanken sich scheiden:

1. in solche, die auf die Vergangenheit zurücksehen, und
2. in solche, die in die Zukunft hinausblicken.

1.

Auf unsere Vergangenheit zurückzublicken, das legt uns der Jahresschluß so nahe, dazu nöthigt er uns fast. Und zwar nicht bloß auf das eben ablaufende einzelne Jahr, sondern auf unsere ganze Vergangenheit, in der ja dies besondere Jahr nur als ein einzelnes, aus dem Zusammenhange mit dem Ganzen nicht herauszulösendes Glied erscheint. Wenn wir nun so auf unsere Vergangenheit zurückblicken, welche Wendung nehmen da unsere Gedanken, wenn sie christliche sind? David weist es uns: „Herr“! Sie wenden sich zu Gott hin. Der Gedanke an Gott macht sich vor allen anderen geltend in unserm Gemüthe. So soll es sein, und so ist es auch laut den Erfahrungen bei den meisten. Ohne Unterschied des Lebens=

alters: nicht nur der Greis und der reife Mann, auch schon der Jüngling und selbst das Kind, wenn es einigermaßen wohl geartet ist, — sie blicken heute nicht nur zurück, sondern sie thun es unter dem Glauben an Gott. Auch die, welche im gewöhnlichen Laufe des Lebens gar wenig an Gott denken, heute kommt sie doch ein solcher Gedanke an — wenn sie ihn auch nicht laut aussprechen. In ihrem Gewissen dazu angetrieben, nehmen sie heute alles zusammen, was sie von Regungen der Frömmigkeit in sich finden; es dünkt sie unnatürlich, wenn sie das nicht thäten. Und das beruht nicht bloß auf der Gewohnheit einer alten frommen Sitte. Es liegt jedem so gar nahe, sobald er seine Vergangenheit einigermaßen im Ganzen überschaut. Die einzelnen Punkte des Lebens als einzelne angesehen, scheinen vom Zufall regiert zu werden; sie scheinen unter sich außer einem höheren Zusammenhang zu stehen für den, der nicht schon gewöhnt ist, stätig durch Glauben und Gebet an der Hand Gottes durch das Leben zu wandeln; selten nur drängt sich ihm ein Gefühl des Waltens des nahen Gottes unwillkürlich auf. Anders wenn wir ein größeres Stück unseres Lebensweges überblicken. Da springt uns selbst wider Willen Zusammenhang und Einheit in demselben ins Auge, ein das Ganze desselben beherrschender Plan, in welchem auch alle die Einzelheiten fest hinein verwebt sind, die uns wie das unverständliche Spiel eines gedankenlosen Zufalls ansahen. Wir müssen es uns sagen: es waltet über unserm Leben eine alles leitende Macht, und nicht nur dieses, sondern zugleich ein alles leitender Verstand. Und sollten wir uns diesem Gedanken nicht gern hingeben, wenigstens auf den ersten Anblick? Es ist doch so beseligend, so sehr im Innersten uns erhebend, wenn man sich zurufen kann: ja es lebt doch ein Gott, — auch über mir und meinem Leben waltet er! Es gibt doch nichts Vernichtenderes als den Gedanken, daß entweder ein blinder Zufall oder ein eisernes Geschick über uns walte.

Wir erblicken also Gott in unserm Leben bei einem solchen Rückblick. Aber was von Gott fällt uns dabei in's Auge? Was vor allem Andern? Seine Allmacht? Wem sollte ein solcher Rückblick nicht Beweise genug davon aufweisen, und auch in dem letztverflossenen Jahre, daß Gottes allein die Macht ist, daß er nach seinem Willen unsere Führung lenkt, aller Hindernisse ungeachtet, die sich seinen Absichten entgegenstellen, daß wir ihm nicht entrinnen können? Seine Weisheit? Wem fielen nicht redende Beispiele der wunderbaren Kunst in die Augen, mit der Gott alles zu verketten versteht, das Kleinste und das Größte, in unserm Leben, um

seine Zwecke zu erreichen? Seine Heiligkeit und Gerechtigkeit? Wer müßte es nicht mit Händen greifen, wie Gott die Sünde straft mit unhintergehbarem Ernst, im Kleinsten wie im Größten, äußerlich und innerlich, — wie er aber auch allem wirklich Guten, und wäre es der schwächste Anfang, als Helfer, Beschützer, Förderer, Belohner zur Seite steht? Es kann das Alles unmöglich unserm Blick entgehen, wenn wir nur eine einigermaßen längere Strecke überschauen. Aber das alles ist es doch nicht, was dem Psalmisten eigentlich in das Auge fällt. „Herr" — spricht er — „deine Güte ist ewig". Alle jene göttlichen Eigenschaften treten für ihn in den Hintergrund zurück gegen die Eine der Güte. Er sieht in seiner Vergangenheit eine Führung ewiger Liebe. Ihr sieht er alle übrigen Vollkommenheiten Gottes, Macht, Weisheit, Gerechtigkeit, nur dienen in seiner Führung, als Mittel für die Zwecke jener. So stellt es sich vor dem Blicke des Psalmisten, so soll es sich auch vor dem unsrigen stellen.

Wer empfängt nun aber wirklich einen solchen Eindruck bei jenem Rückblick? Es gehört dazu eine dreifache Bedingung.

Zunächst empfängt jenen Eindruck nur wer seine Sünde wirklich erkennt und empfindet, und sich also auch Gott gegenüber aller Wohlthaten unwürdig fühlt. Es ist hier nicht von Redensarten die Rede, auch nicht von, durch die Phantasie verkünstelten, Empfindungen, die eben deßhalb auch nur für Augenblicke Bestand haben, — sondern von einem wahren, die Grundbestimmung bildenden Gefühle, das sich von selbst gewaltsam hervordrängt, auch wenn man es zurückdrängen wollte. Bei dieser Stimmung schmeckt man auch in dem kleinsten Tröpflein göttlicher Güte und Liebe überschwengliche Süßigkeit. Wem sie aber fremd ist, wer Gott gegenüber auf Rechtsansprüche pocht, der bleibt in seinem Hochmuth unbefriedigt auch bei dem freigebigsten Segen Gottes. Auch in dieser Beziehung ist tiefes, inniges Sündergefühl die Bedingung aller wahren Glückseligkeit. Und nicht leicht zu einer andern Zeit wird diese Bedingung leichter zu erfüllen sein als beim Jahresschluß, — wiewohl dieses Gefühl wahrlich dem Menschen immer natürlich und geläufig sein sollte. Es wird wohl bei jedem eine gute Reihe von Vergehungen sein, auf die er in dem verflossenen Jahre zurücksieht, — für jeden wohl wird dasselbe Ein großes Zeugniß von seiner Schwachheit sein.

Sodann empfängt jenen Eindruck nur der, dessen eigentlicher Zweck in diesem Leben seine sittliche Förderung und Vollendung ist, seine Verbindung mit Gott zu immer innigerer Gemeinschaft; wer also auch den

Werth aller Lebensbegebnisse darnach abmißt, je nachdem sie diesen Zweck zu fördern geeignet sind. Denn hiervon abgesehen dürfte die Rechnung wohl ein ganz anderes Ergebniß geben. Wer hätte im verflossenen Jahre nicht Hartes zu tragen gehabt, wessen Herzen hätte es nicht irgend eine noch blutende Wunde geschlagen? Vollends wer seine Vergangenheit nach der Summe des genossenen Vergnügens abschätzt, nach dem Ueberschuß der Freuden über die Leiden und die Schmerzen, nach dem, was er von Gütern des irdischen Lebens gewonnen oder verloren hat, wer Alles auf dieses irdische Leben bezieht, — der kann keinen solchen überwältigenden Eindruck von der Güte Gottes empfangen. In jedem Menschenleben ist wohl eine größere Summe von Freude als von Schmerz angelegt, aber es gehört dazu der Sinn für die rechte Freude, wenn wir das wirklich inne werden sollen; bei jenem irdischen und selbstsüchtigen Sinne gehen wir gerade an den besten Freuden vorüber, ohne sie zu pflücken, ja wir verwandeln sie wohl gar für uns in eine Quelle bitterer Schmerzen. Wer für die Erde gelebt hat und nur sich selbst, und wenn es auch in dem wildesten Rausch gewesen wäre: er wird, wenn er die einzelnen Tage und Augenblicke des nun abgelaufenen Jahres untersucht, viel von Schmerzen zu reden haben, wenig von Freuden. Und selbst wenn es für ihn noch so reich an Genuß gewesen wäre, so könnte er jetzt auf dasselbe doch nur als auf einen ungeheueren Verlust zurücksehen; denn er hat von diesem kurzen Leben (das ihm doch alles ist,) unwiderbringlich ein Jahr verloren. Ganz anders wenn sein Standpunkt der obige war; — und dies ist ja doch für jeden, der an eine ewige Fortdauer glaubt, der einzige natürliche Gesichtspunkt, so fremd er auch oft den Menschen vorkommt. Wozu dann freilich gehört, daß man alle Begegnisse nicht bloß von diesem Standpunkte aus betrachtet, sondern sie auch wirlich in diesem Sinne benutzt. Dann wird man bald inne, daß gerade für diesen Zweck die göttliche Leitung der menschlichen Dinge eingerichtet ist; daß Gott den Zweck der Welt im Ganzen auf solche Weise erreicht, daß zugleich die besonderen Zwecke der Einzelnen erreicht werden; — nämlich wenn sie dieselben auf die wahre Weise verstehen; — und das ist eben seine Güte.

Doch um einen recht lebendigen Eindruck von dieser Güte Gottes zu empfangen bei einem solchen Rückblick, dazu wird noch Eins vorausgesetzt. Gar viele erkennen sie wohl als Güte, aber sie auch wirklich als Güte zu empfinden, das will ihnen nicht gelingen. Sie empfinden sie eigentlich nur als Heiligkeit, und auch wohl als Geduld, Langmuth,

Schonung. Daß Gott in ihrer Lebensführung alles auf das Zweckmäßigste anordnet, um die Erfüllung ihrer wahren Lebensaufgabe zu fördern, das sehen sie wohl klar; aber werden sie deßhalb davon auch schon auf eine wohlthuende, freudige, erhebende Weise angesprochen? Nein; deßhalb nicht, weil sie von allen diesen göttlichen Maßregeln bei sich keinen wirklichen Erfolg verspüren. Sie bemerken nicht, daß sie sich dem Ziel einer solchen Heiligung und Gottesgemeinschaft wirklich nähern. Es liegt eine Last der Verschuldung auf ihrer Seele, die mit allen solchen Anstalten Gottes nur immer mehr wächst. Alle göttliche Erziehung, alle göttliche Langmuth und Schonung erhöht nur die Macht und Pein der Selbstanklage in ihrem Innern. Da fehlt noch Eins. Sie verfolgen das rechte Ziel noch nicht auf dem allein richtigen Wege, auf dem Wege des Glaubens an den Erlöser. Sie haben noch nicht durch den Glauben an ihn (in ihrem Herzen versiegelt) empfangen die Vergebung ihrer Süuden und die Kraft der wahren Heiligung, die Kraft des heiligen Geistes. Sind sie aber ein Mal dahin gekommen, hat ihr Herz in Christo Frieden empfangen, dann werden sie aller jener göttlichen Anstalten froh, — sie sehen in ihnen nicht mehr Mahnungen, denen sie nicht zu folgen vermögen, sondern wirkliche Gnadenkräfte; nicht mehr vergebliche Veranstaltungen einer in ihrer unermüdlichen Treue auch das Letzte versuchenden heiligen anziehenden Liebe Gottes, sondern die siegreich helfende Macht seiner alle Hindernisse überwindenden erbarmenden Erlösung. Sie werden es inne, daß die göttliche Führung sie wirklich immer tiefer hineinzieht in die Verbindung mit Christo; daß eben hierauf alles berechnet war in ihrer Führung, und nicht umsonst; daß die göttliche Förderuug nichts anderes gewesen ist als eben ein Eröffnen ihres Auges für Christum, eine Erweckung zum Glauben an ihn als Quelle des Trostes und der Kraft, eine Entzündung der Liebe zu ihm als der eigentlichen Heiligung. Dann — von dem Standpunkt dieses Glaubens an Christum aus — empfinden sie in Gottes Führung nichts als eitel Güte; dann erkennen sie das Werk dieser Güte als von der Welt Anfang her angelegt. Sie erkennen sich als in Christo von Gott geliebt, ehe denn der Welt Grund gelegt war. Und sie sehen in der Gemeinschaft mit Christo ein Ziel, an dem ihrer ewige Herrlichkeit wartet, eine Seligkeit, die aus einer Quelle göttlicher Güte fließt, welche nie versiegen kann. Da rufen sie das: „Herr deine Güte ist ewig!“

Und nun schauen sie auch um sich her, von ihrem eigenen armen Dasein hin auf die Führung ihres Geschlechts im Ganzen; denn nicht etwa

bloß an sich selbst nehmen sie ein engherziges Interesse; sondern sie leben in dem großen Ganzen, und haben gerade in ihm ihr bestes Leben. Auch hier sehen sie — wenn sie auch nur eine größere Strecke im Zusammenhang überblicken, — eine planmäßige und unfehlbare Führung Gottes zu Christo hin und eine, wenn auch langsame, doch desto sicherere, Herbeiführung eines Reiches ewiger Herrlichkeit in ihm. Da rufen sie wieder, aus noch vollerer Seele: „Herr, deine Güte ist ewig!“

In diesem Bewußtsein der Ewigkeit der Güte Gottes erfüllt sich ihr Herz erst mit dem vollen Dank.

Wenn wir von diesem Danke Gottes jetzt nichts empfinden, so haben wir Ursache darüber zu erschrecken. Es ist dies ein sicherer Maßstab für unsere sittliche und religiöse Stellung. Erkennen wir gar nicht, wie Alles lauter göttliche Güte ist, was wir in dem abgelaufenen Jahre empfangen haben: so ist uns der sittliche Standpunkt überhaupt noch fremd, so suchen wir im Leben nur noch das Irdische und unsere selbstsüchtigen Zwecke. Dies gilt von den Leidenden so gut als von den Glücklichen. Empfinden wir nicht wahrhaft und innig, wie Alles lauter göttliche Güte ist, was in dem verflossenen Jahre über uns gekommen ist, so stehen wir noch nicht lebendig drinnen in der Gemeinschaft mit Christo durch den wahren Glauben. In dem Herzen des Christen klingt es jetzt: „Herr, deine Güte ist ewig!“

2.

Und mit diesem Bewußtsein blickt er nun auch in die Zukunft hinaus, und setzt hinzu: „Das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen.“

Er blickt auf sie ohne Bangen, wenn sie gleich auch für ihn ein dunkles, unbekanntes Land ist, in dem er keinen Schritt voraus erkennen und voraus berechnen kann. Wiewohl die eitlen Träume von zauberischen Herrlichkeiten fern von ihm sind, die ihm in diesem unbekannten Lande blühen sollen! Darüber hat ihn seine bisherige Erfahrung schon genugsam enttäuscht; und er weiß, daß das mit Gottes heiliger und weiser Ordnung nicht zusammen bestehen kann; daß er auch von seiner Zukunft Arbeit, Schmerz und Kampf zu erwarten hat, weil dies der einzig für ihn heilsame Weg ist. Wiewohl er nicht etwa wähnt in selbstvermessenem Hochmuth selbst seiner Zukunft Meister zu sein, schon selbst in eigener Weisheit,

Kunst und Kraft das Steuerruder seines Schicksals sicher durch die stürmischen Fluthen lenken zu können.

Nein ganz im Gegentheil, er blickt in die Zukunft im Gefühl tiefer Demuth, — in dem Gefühl, ganz „das Werk der Hände Gottes" zu sein, nicht bloß der schaffenden und erhaltenden Hände Gottes, sondern besonders auch seiner erlösenden und wiedergebärenden Hände. Alles, was er von wahrem Leben, d. h. von Gemeinschaft und Aehnlichkeit mit Christo, in und an sich findet, weiß und empfindet er als Gottes Werk. Er weiß, daß er ohne Gott, lediglich aus sich selbst, nichts wahrhaft Gutes, gar Nichts vermag. Nicht nur nicht den Anfang eines neuen göttlichen Wesens und Lebens, sondern auch nicht das Beharren darin.

Aber dies macht ihn nicht muthlos; sondern gerade darin besitzt er einen unerschütterlichen Grund freudigen Vertrauens. Er ist ja das Werk der Hände Gottes: so ist er ihm auch theuer und werth, so wird Gott auch nicht von ihm lassen. Er kann sich ja nicht leiten und helfen, so wird Gott es thun, und das an ihm angefangene gute Werk auch vollständig hinausführen. Es kommt nur darauf an, daß er der Arbeit der Hände Gottes still hält, sich ihr unbedingt überläßt, — und das forthin immer mehr. So schwach und untreu er sich auch fühlt: Gott ist doch stark und treu. Er will ja auch in alle Zukunft Alles keinem andern verdanken als Gott. Von ihm weiß er ja, daß seine Güte ewig ist. Nun, so wird sie auch über seiner Zukunft walten. Ihr vertraut er sich zuversichtlich an, weil er sie wirklich kennt, ihrer wirklich gewiß ist. O, wie wohl ist ihm in diesem tiefen Gefühl seiner Unwürdigkeit und Ohnmacht! Wer einen Gott hat (wirklich kennt und hat) wie den in Christo, der kann so die Augen zuthun und sich ihm blindlings hingeben. Und wie der Christ so freudig vertraut für seine eigene Zukunft, so auch für die der Menschheit, für die Zukunft des Reiches Gottes. Gott — das weiß er — hat in Christo in der Menschheit ein Werk der Erlösung sicher angelegt und fortgeführt, dessen Vollendung ihm nicht fehlen kann.

Diese innige Mischung von Demuth und Vertrauen ergießt der Christ im Gebet. Wie er beim Blick auf die Vergangenheit in Dank überströmt, so beim Blick in die Zukunft in Gebet: „Das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen!" Sein Vertrauen überhebt ihn des Gebets nicht; sein Vertrauen gründet sich ja eben darauf, daß er sich ganz hingeben kann an Gott. Kindlich wirft er sich vor ihm nieder, und schüttet vor ihm rückhaltlos sein Herz aus. Es ist dies wieder ein Mal eine Veran-

lassung, sich so in seiner ganzen Abhängigkeit von Gott, und zwar von ihm als der ewigen Güte, zu empfinden. Wie thut ihm das so wohl! Darum schmiegt er sich ganz an Gott an in kindlicher Hingebung, legt sich ganz in die Arme seiner heiligen, allmächtigen Liebe. Er vertraut Gott offen an, was er von Wünschen auf dem Herzen hat; er weiß es ja, daß er einen lebendigen, freien Gott hat, der Gebet erhören kann. Aber auch mit voller Ergebung. Dein Wille geschehe! spricht er aus voller Wahrheit seiner Seele; denn er kennt und empfindet den Willen Gottes als den Willen der ewigen Güte. „Herr, deine Güte ist ewig. Das Werk deiner Hände wollest du nicht lassen!“ Amen.

XIX.

Der Christ sieht die Herrlichkeit Gottes.*)

Text: Joh. 11, 1–45.

Es lag aber einer krank, mit Namen Lazarus, von Bethania, in dem Flecken der Maria, und ihrer Schwester Martha. (Maria aber war, die den Herrn gesalbet hatte mit Salben, und seine Füße getrocknet mit ihrem Haar, derselbigen Bruder Lazarus lag krank.) Da sandten seine Schwestern zu ihm, und ließen ihm sagen: Herr, siehe, den du lieb hast, der liegt krank. Da Jesus das hörete, sprach er: Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes, daß der Sohn Gottes dadurch geehret werde. Jesus aber hatte Martha lieb, und ihre Schwester, und Lazarum. Als er nun hörete, daß er krank war, blieb er zweien Tage an dem Ort, da er war. Darnach spricht er zu seinen Jüngern: Laßt uns wieder in Judäam ziehen. Seine Jünger sprachen zu ihm: Meister, jenesmal wollten die Juden dich steinigen, und du willst wieder dahin ziehen? Jesus antwortete: Sind nicht des Tages zwölf Stunden? Wer des Tages wandelt, der stößt sich nicht; denn er siehet das Licht dieser Welt. Wer aber des Nachts wandelt, der stößt sich, denn es ist kein Licht in ihm. Solches sagte er, und danach spricht er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke. Da sprachen seine Jünger: Herr, schläft er, so wird es besser mit ihm. Jesus aber sagte von seinem Tode; sie meinten aber, er redete vom leiblichen Schlaf. Da sagte es ihnen Jesus frei heraus: Lazarus ist gestorben; und ich bin froh um euretwillen, daß ich nicht da gewesen bin, auf daß ihr glaubet; aber laßt uns zu ihm ziehen. Da sprach Thomas, der da genannt ist Zwilling, zu den Jüngern: Laßt uns mit ziehen, daß wir mit ihm sterben. Da kam Jesus, und fand ihn, daß er schon

---

*) Gehalten den 18. Februar 1838.

vier Tage im Grabe gelegen war. (Bethania aber war nahe bei Jerusalem, bei fünfzehn Feldweges.) Und viele Juden waren zu Martha und Maria gekommen, sie zu trösten über ihren Bruder. Als Martha nun hörete, daß Jesus kommt, gehet sie ihm entgegen; Maria aber blieb daheim sitzen. Da sprach Martha zu Jesu: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben; aber ich weiß auch noch, daß, was du bittest von Gott, das wird dir Gott geben. Jesus spricht zu ihr: Dein Bruder soll auferstehen. Martha spricht zu ihm: Ich weiß wohl, daß er auferstehen wird in der Auferstehung am jüngsten Tage. Jesus spricht zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe. Und wer da lebet, und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben. Glaubst du das? Sie spricht zu ihm: Herr, ja, ich glaube, daß du bist Christus, der Sohn Gottes, der in die Welt gekommen ist. Und da sie das gesagt hatte, ging sie hin, und rief ihre Schwester Maria heimlich, und sprach: Der Meister ist da, und ruft dich. Dieselbige, als sie das hörete, stand sie eilend auf, und kam zu ihm. Denn Jesus war noch nicht in den Flecken gekommen; sondern war noch an dem Ort, da ihm Martha entgegen gekommen. Die Juden, die bei ihr im Hause waren, und trösteten sie, da sie sahen Maria, daß sie eilend aufstand, und hinaus ging, folgten sie ihr nach, und sprachen: Sie gehet hin zum Grabe, daß sie daselbst weine. Als nun Maria kam, da Jesus war, und sahe ihn, fiel sie zu seinen Füßen, und sprach zu ihm: Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben. Als Jesus sie sahe weinen, und die Juden auch weinen, die mit ihr kamen; ergrimmete er im Geist, und betrübte sich selbst, und sprach: Wo habt ihr ihn hingelegt? Sie sprachen zu ihm: Herr, komm und und siehe es. Und Jesu gingen die Augen über. Da sprachen die Juden: Siehe, wie hat er ihn so lieb gehabt! Etliche aber unter ihnen sprachen: Konnte, der dem Blinden die Augen aufgethan hat, nicht verschaffen, daß auch dieser nicht stürbe? Jesus aber ergrimmete abermal in ihm selbst, und kam zum Grabe. Es war aber eine Kluft, und ein Stein darauf gelegt. Jesus sprach: Hebet den Stein ab. Spricht zu ihm Martha, die Schwester des Verstorbenen: Herr, er stinket schon; denn er ist vier Tage gelegen. Jesus spricht zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen? Da hoben sie den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor, und sprach: Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast. Doch ich weiß, daß du mich allezeit hörest; sondern um des Volks willen, das umher stehet, sage ich es, daß sie glauben, du habest mich gesandt. Da er das gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazare, komm heraus! Und der Verstorbene kam heraus, gebunden mit Grabtüchern, an Füßen und Händen, und sein Angesicht verhüllet mit einem Schweißtuch. Jesus spricht zu ihnen: Löset ihn auf, und laßt ihn gehen. Viele nun der Juden, die zu Maria gekommen waren, und sahen, was Jesus that, glaubten an ihn.

Ein unendliches Meer, das in Einem Vortrage auszuschöpfen unmöglich wäre! Wir müssen uns auf irgend einen einzelnen Punkt aus dieser reichen Fülle beschränken. Natürlich wählen wir dazu am liebsten den, in welchem alle einzelnen Strahlen des Textes wie in einen Brennpunkt zusammengehen. Welcher ist dies? Täuschen wir uns nicht, es ist das unmittelbar der Auferweckung selbst vorangehende, die Erwartung der Anwesenden aufs höchste spannende, Wort des Herrn zur Martha: „Habe ich dir

nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen" (V. 40). Wie mußte dabei der Martha zu Muthe werden! Welche Mischung von höchster Erhebung und tiefster Beschämung! Denken wir uns das Wort als zu uns gesprochen, wenn wir ihre Empfindungen ahnen wollen. Und es ist ja auch zu uns gesprochen, und gilt allen Christen; sie Alle sollen es als sich gesagt nehmen. Sie Alle sollen laut der Zusage des Erlösers die Herrlichkeit Gottes sehen. In der That eine große Zusage, an der wir nicht leichtsinnig vorübergehen dürfen. Denken wir ihr jetzt ein wenig nach. Ihr Inhalt ist:

Der Christ sieht die Herrlichkeit Gottes.

Lasset uns jetzt erwägen:

1. Was es heißt die Herrlichkeit Gottes sehen,
2. Wo der Christ sie sieht, und
3. Wie er sie sieht.

1.

Die meisten von uns werden die Verheißung, die Herrlichkeit Gottes zu sehen, wohl auf das künftige Leben beziehen.

Die Herrlichkeit Gottes sehen: ist das nicht ein schwärmerischer Gedanke? Gehört etwas der Art schon in dieses Leben? Meint es der Herr nicht von dem zukünftigen Leben? Dies letztere augenscheinlich nicht; denn er spricht hier von einem Sehen der Herrlichkeit Gottes, das unmittelbar nachher eintrat, eben in der Auferweckung des Lazarus. Und so ist's: das Sehen der Herrlichkeit Gottes gehört in der That schon für dieses Leben. Gott selber freilich vermögen wir nicht zu sehen (Joh. 1, 18; 6, 46; 1. Joh. 4, 12. 1. Tim. 6, 16); aber seine Herrlichkeit, sie muß schon hier sichtbar sein, so gewiß als diese irdische Welt das Werk der schöpferischen Hände Gottes ist. Die Welt ist ja nach der heiligen Schrift die Offenbarung der Herrlichkeit Gottes, die Ehre Gottes soll das stete Ergebniß ihres Daseins sein, sowie der Zweck desselben. In Allem, was sein Werk ist, muß er sich wieder spiegeln, muß seine unsichtbare Gottheit anschaubar werden, und je näher die Creatur ihm verwandt ist, in desto größerem Maße. Also auch in diesem Kreise der Schöpfung: in dieser uns umgebenden Natur, in dem Leben der Menschen und der Geschichte, in unsrem eigenen Leben, und am hellsten in unsrem eigenen Geiste. — Hier überall müssen wir eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes voraussetzen, so gewiß als wir an Gott, als an den Schöpfer Himmels und der Erden, als an

unsern eigenen Schöpfer glauben. Darin bestand ja auch in unsrem Texte für die Martha das Sehen der Herrlichkeit Gottes: sie sah in dem Thun des Erlösers die Vollkommenheiten Gottes sich klar wiederspiegeln und lebendig bethätigen: sie sah darin seine heilige und allmächtige Liebe.

Wir wissen uns nun etwas Klares zu denken bei diesem Sehen der Herrlichkeit Gottes: nicht wahr? Wir haben den Gedanken: Gott. In diesem Gedanken gehen für uns die höchsten Gedanken alle zusammen, die unser Geist kennt: die vollkommene Heiligkeit, die vollkommene Liebe, die vollkommene Weisheit, die vollkommene Macht; und dies alles als in der vollsten Vereinigung und Durchdringung gedacht, so daß keines von dem Allem je ohne das Andre ist. An diesem Gedanken hängt für uns alle Wahrheit, aller Adel unsrer menschlichen Natur, Alles, was wir von Ewigem besitzen. Mit ihm fällt das Alles unmittelbar dahin. Es ist unendlich wichtig, daß wir uns dies recht klar machen, daß wir es immer wiederholen. Diese Gedanken suchen wir in der Welt wieder zu erkennen. Wenn sie uns in ihr überall entgegenleuchten als der eigentliche Gehalt aller ihrer Erscheinungen, als die in ihr alles beherrschenden Kräfte und Mächte: dann sehen wir die Herrlichkeit Gottes. Diese ewigen Gedanken suchen wir also auf in der Natur, in dem Menschenleben und der Geschichte, in unsrem eignen Leben, und namentlich in unsrem eigenen Innern. In diesem, als dem am nächsten mit Gott verwandten, müssen sie vor Allem hell leuchten als das eigentliche Licht unsres Geistes und als die Alles bewegenden und leitenden Mächte; in ihnen müssen wir unser eigentlichstes, innerstes Dasein besitzen. In ihnen müssen wir unsern Frieden und unsre Seligkeit haben, wie sie die Seligkeit Gottes sind. Wenn dem so ist, dann sehen wir die Herrlichkeit Gottes. Ist das Schwärmerei, unklare Träumerei? Ist das ein überspanntes Verlangen? Nein, wer möchte Mensch sein, sich als Mensch fühlen, und sich nicht sehnen nach einem solchen Sehen der Herrlichkeit Gottes. Wer möchte es nicht für das Beste halten, das uns dieses irdische Dasein überhaupt bieten kann. Wenn der Gehalt des Lebens ein solches Schauen der Herrlichkeit Gottes ist, so ist es doch ein ganz anderes und höheres als wenn er nur der ist, wie der gemeine sinnliche und selbstsüchtige Sinn der Menschen ihn sich vorstellt. Das fühlt jeder, selbst der, welcher dergleichen Gedanken für leere Träume hält. Wären sie nicht bloße Träume, das gesteht er, so würde es ein ganz anderes und höheres um dieses irdische Dasein sein, und einem solchen Dasein gegenüber würde alle Herrlichkeit der irdischen Lüste als ein nich-

tiger Rausch verschwinden. Wer diese Herrlichkeit Gottes in der Welt nie gesucht hat, der schäme sich! Alles Seufzen der Menschen unter dem Druck des Lebens ist verhüllte Sehnsucht nach ihr.

2.

Aber sehen wir sie denn in der Welt diese Herrlichkeit Gottes, wenn wir sie suchen? Da, wo sie von uns am nächsten gesucht werden kann, und wo sie am hellsten strahlen soll, in unsrem eigenen Innern? Ist in ihm der Gedanke Gottes das eigentliche Licht und die Kraft unsres Lebens? Ist Gott uns das Gewissefte und der Grund aller unsrer Gewißheit? Ist das Gefühl seiner Nähe, der Verwandtschaft und Gemeinschaft mit ihm, unsres Friedens mit ihm, das Grundgefühl in uns? Sind Heiligkeit und Liebe die uns eigentlich bewegenden Mächte? Sind sie wirklich Mächte in uns, die das Irdische beherrschen, durch alle hemmenden Schranken hindurch dringen? Wohnt in uns die Seligkeit, welche von dem Allem die natürliche Folge sein muß, und in der sich der Wiederschein der Herrlichkeit Gottes vollendet? Wenn von dem Menschen abgesehen von seinem Verhalten zu Christo die Rede ist: Nein! Finden wir diese Herrlichkeit Gottes in dem Menschenleben überhaupt (wieder abgesehen von Christo)? Nein, auch hier wie dort herrschen nicht jene höchsten und ewigen Mächte, nicht Heiligkeit und Liebe, sondern das Gemeine, das Ungöttliche, die Sünde; und im Zusammenhange damit (denn dieser ist handgreiflich), herrscht darin Schmerz und Unseligkeit. Nur aus der Natur leuchtet uns die Herrlichkeit Gottes an. Aber auch aus ihr nicht in ihrem vollen Schein. Die Natur soll von dem Menschen beherrscht werden, er soll ihr sein eigenes Leben, seine eigene Seele einhauchen; wie mag sie da, wenn in der Menschenwelt die Herrlichkeit Gottes nicht wohnt, ein reiner Spiegel derselben sein? Was macht nicht der Mensch mit seinem ungöttlichen Sinne, mit seiner Sünde aus der Natur! Wie prägt er ihr nicht seinen eignen eitlen Sinn auf! Willst du sehen, welchen Anblick das Leben außer Christo gewährt, so siehe in die Textgeschichte vor dem großen Wort: „Lazarus komm heraus"; siehe besonders V. 32—38. Wo ist hier ein Strahl zu sehen von dem Freudenlicht der Herrlichkeit Gottes in dem menschlichen Leben?

Nun, wo sonst sehen wir denn aber die Herrlichkeit Gottes? Wer zeigt sie uns? Hat auch nur Jemand verheißen, sie uns zu zeigen, uns zugesagt, daß wir sie schon hier, in diesem gegenwärtigen Dasein sehen sollen? Herrlichkeit wohl, aber nicht die Herrlichkeit Gottes.

Diese hat uns Keiner, Einer ausgenommen, gezeigt. Diese Herrlichkeit Gottes konnte nicht blos gezeigt werden, sie mußte erzeugt, wiedergebracht werden, denn sie war verloren oder doch ganz verdunkelt worden durch den Fall unsres Geschlechts in die Sünde. Nur Einer verheißt sie uns zu zeigen, der, welcher in unsrem Texte redet, Christus; und dieser Eine ist selbst ein reiner Spiegel der Herrlichkeit Gottes, seine Person ist dies und sein Werk. In ihm sah Martha die Herrlichkeit Gottes. Er hat sie also wiedergebracht; darum kann er sie zeigen. Hier und hier allein ist's, wo wir die Herrlichkeit Gottes sehen. Darum sieht sie nur der Christ.

In diesem Christus kommt uns die Herrlichkeit Gottes zur Anschauung. In seinem inneren Leben: seiner Gemeinschaft mit Gott nach dem Bewußtsein und der Gesinnung; in seinem äußeren Leben: seiner stetigen Gemeinschaft mit Gott durch die That. Hier sehen wir die vollkommene Heiligkeit, Liebe und Weisheit, wie wir sie in dem Gedanken Gottes zusammenfassen; und wir sehen sie zugleich in ihrer über alles gebietenden Macht, selbst über den Tod, und über die Natur. In unsrem Texte ist ein leuchtendes Beispiel davon, darum konnte ihn auch Tod und Grab nicht halten; sein göttliches Leben brach hervor aus des Todes Banden, er stand auf von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters (Röm. 6, 4), selbst ihr voller Abglanz. Die seine Erscheinung gesehen, die bezeugen den Eindruck, den sie auf sie gemacht hat. Sie haben, so sagen sie, seine Herrlichkeit gesehen, als die Herrlichkeit des Eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 14). Es hat sie angeleuchtet die Erkenntniß von der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi (2. Cor. 4, 6). — Sie haben gesehen das helle Licht des Evangeliums von der Klarheit Christi, welcher ist das Ebenbild Gottes (2. Cor. 4, 4). — Sie haben in ihm angeschaut den Abglanz der Herrlichkeit Gottes und das Bild seines Wesens (Hebr. 1, 3).

Und von ihm geht eine Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in unsrem Geschlecht überhaupt aus, in der Geschichte, in stetigem Wachsthum begriffen, bis auf diese Stunde. Wer in ihm während seines Wandels auf Erden, und durch die Verkündigung von ihm, die Herrlichkeit Gottes erkannte, in dem ging Gottes Bild auf, kam Heiligkeit, Liebe und Weisheit zu Kraft, in den ergoß sich die Seligkeit Gottes. Mitten aus der Angst des verschuldeten und fruchtlos mit der Sünde ringenden Herzens ging ihm Gottesfriede auf, quoll ihm Gotteskraft. Und diese inwendig aufgerichtete

Herrlichkeit Gottes drang auch in sein äußeres Leben hindurch durch die That. So bildete sich um Christum und von ihm beseelt eine Gemeinschaft solcher, in denen sich, wenn auch noch so trübe, die Herrlichkeit Gottes spiegelte, und der kleine Sauerteig des von ihnen erzeugten Lebens göttlicher Herrlichkeit durchsäuerte allmählich, wenn auch langsam, einen immer größeren Kreis des menschlichen Daseins. Es ging von diesem Christus eine neue Entwickelung der Geschichte aus, in welcher die Herrlichkeit Gottes zur Anschauung kommt, und immer reiner und gewaltiger zur Anschauung kommen wird, eine Entwickelung, deren bezeugende Macht der Geist Christi selber ist, das Göttliche in seinem stetigen Sieg über die Sünde. Welch ein Schauspiel! Aus Nacht und Tod eines in sich wieder verfallenen Daseins steigt plötzlich Licht und Leben der Herrlichkeit Gottes herauf! Der dunkle Hintergrund, den dieses Licht bescheint, hebt seinen Glanz noch mächtiger. Wir haben da ein anschauliches Sinnbild in unsrer Textgeschichte. Und endlich wird das Werk der Wiederherstellung der Herrlichkeit Gottes in der gefallenen Menschenwelt vollständig vollendet werden, wenn er selbst, der Erlöser, wieder erscheinen wird in der Herrlichkeit des Vaters, und alle heiligen Engel Gottes mit ihm, sein Werk zu vollenden und sein Reich der Herrlichkeit aufzurichten, die Hütte Gottes bei den Menschen.

3.

So wißt ihr denn, wo ihr die Herrlichkeit Gottes sehen könnt. Aber es sehen sie so Wenige, da doch die Erscheinung des Erlösers allen Christen vor Augen liegt. Darum haben wir gesagt: Der Christ sieht sie doch. Man sieht sie nicht wie man die sinnlichen Dinge sieht; sie hat ihre besondre Weise wie sie gesehen wird, darum haben wir angekündigt, wir wollten darnach fragen, wie der Christ sie sehe.

Es gehört ein eigenthümliches Auge dazu, sie zu sehen. Nur dieses sieht sie. Dieses Auge für sie ist der Glaube. „So du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen" (V. 40). Nur der Glaube hob den Stein ab von dem Grabe des Lazarus, aus dessen Nacht Christus die Herrlichkeit Gottes hervorleuchten ließ.

Nur der Glaube sieht wirklich die Herrlichkeit Gottes in Christo und seinem Werk. Er ist die Bedingung eines solchen Schauens.

Nur der Glaube sieht die Herrlichkeit Gottes in Christi Person. Denn nicht auf sinnlich handgreifliche Weise ist in Christo die Herrlichkeit Gottes erschienen; sondern sie geht in ihm in Knechtsgestalt einher. Der

erste Blick zeigt sie dir nicht. Dein Auge muß durch die Hülle hindurch dringen in das sinnliche unsichtbare Heiligthum, das sie verschleiert. Das kann nur der Glaube. Auf den ersten Blick siehst du in Christo die Herrlichkeit Gottes nicht, denn dein durch die Sünde und das Irdische verunreinigtes Geistesauge ist nicht dazu angethan, das Göttliche zu erkennen; sein Bild bricht sich in ihm in getrübtem Licht. Dein Auge muß sich erst reinigen, und eben dadurch muß sich erst seine Sehkraft in ihrer Tiefe erschließen. Wodurch geschieht das? Dadurch, daß du es übst an der Anschauung dieser Erscheinung Christi, an dem Anblick seiner menschlichen Herrlichkeit, bis es gereinigt und gestärkt genug ist, durch sie hindurch die Herrlichkeit Gottes zu erkennen.

So erging es ja Christo während seines irdischen Wandels auch, und auch bei der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes in der Textgeschichte.

Nicht alle sahen sie, die mit dem leiblichen Auge den Vorgang sahen.

Nur der Glaube sieht die Herrlichkeit Gottes in Christi Werk. Nur der Glaube sieht sie in dem Werk Christi in uns, in dem Einzelnen selber. Denn der Glaube ist die Bedingung und das Mittel der Entstehung eines neuen Lebens göttlicher Herrlichkeit in uns durch Christum, das heißt, daß wir uns den Kräften öffnen, die von Christo ausgehend auf uns einwirken, daß wir uns seinen Einflüssen und Einwirkungen hingeben, uns ganz erschließend vor ihm in demüthiger Buße, in Entleerung von allen eignen Ansprüchen, von aller Meinung eigenen Verdiensts und Würdigkeit. Der Glaube ist die Bedingung, unter der allein wir in dem durch Christus in uns erzeugten neuen Leben wirklich die Herrlichkeit Gottes erkennen. Denn dieses neue Leben bleibt jetzt immer unvollkommen, und der Wiederschein der herrlichen Eigenschaften Gottes in ihm ist nur ein äußerst matter und getrübter. Nur dann vermag man ihn wirklich vertrauensvoll als einen herrlichen anzuerkennen, und die Züge der göttlichen Herrlichkeit in ihm mit dem Auge festzuhalten, wenn man mit festem Vertrauen an dem Glauben hält, daß in Christo die zureichende und unüberwindliche Macht liegt, alle trübenden Einflüsse der Sünde vollends auszuscheiden und das Stückwerk zu vollenden (Phil. 1, 6).

Nur der Glaube sieht in dem Werke Christi außer uns, in der Welt, in der Geschichte wirklich die Herrlichkeit Gottes. Denn auch hier ist vorerst nur ein Beginn, nur ein Ringen des Lebens mit dem Tode, bei dem es oft den Schein gewinnt, als einige sich der Ausschlag des Kampfs auf die Seite des Fürsten der Finsterniß. Aber wenn Christus durch den

Glauben der Sohn Gottes, der Erlöser ist, dann ist es auch gewiß, daß in seiner Hand, dessen, dem da übergeben ist vom Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden, das begonnene Werk vollständig durchdringen muß und wird. Und wer durch den Glauben in der Knechtsgestalt Christi selber die Herrlichkeit des Eingebornen Sohnes vom Vater hindurch geschaut hat, den wird auch die äußere Niedrigkeit und Unscheinbarkeit und der stete Kampf des in der Geschichte begonnenen Werks Christi nicht irre machen; dies alles wird ihm nur eine neue Bürgschaft dafür sein, daß es Christi Werk ist, weil sein Weg dem Wege Christi ähnlich ist: durch Kreuz und Tod zum Leben.

Nur durch den Glauben haben wir jetzt den Anblick der Herrlichkeit Gottes — noch nicht durch das Schauen: aber dieser Glaube ist ein seiner selbst gewisser, ein starker, erleuchteter Glaube, selbst der Anfang des Schauens, — das Auge, welches die unsichtbare Welt schaut, jetzt durch einen Spiegel im Räthsel, einst aber (wenn es hier dazu erstarkt ist,) unmittelbar, von Angesicht zu Angesicht. Welche Herrlichkeit Gottes werden wir dann erst anschauen in seinem vollendeten Reich, da der jetzige Anblick schon so erquickend ist!

O kommet, laßt uns demüthig an Christum glauben, daß wir die Herrlichkeit Gottes sehen! Jedem von uns ruft er heute zu: „Habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen?“ Hat er nicht Recht? Hat er uns das nicht gesagt von Kindesbeinen an, (von außen und von innen)? Sagt er es uns nicht auch jetzt noch in mancher guten Stunde stiller Sammlung und bitterer Schmerzen? Laßt uns denn glauben, wie Martha glaubte, damit auch wir, wie sie, die Herrlichkeit Gottes sehen, aus Tod und Verwesung das Leben, aus Trauern und Weinen staunende Wonne und Freudenthränen ewiger Dankbarkeit! Wer hier nicht schon die Herrlichkeit Gottes gesehen und sehen gelernt hat, für den wird es auch keinen Anblick der ewigen und vollendeten geben. Darum lässet uns eilen, weil es noch heute heißt. Amen.

XXI.

Die Anbetung Gottes ein Lebensbedürfniß.

Text: Ps. 84.

Ein Psalm der Kinder Korah, auf der Githith vorzusingen. Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth! Meine Seele verlanget und sehnet sich nach den Vorhöfen des Herrn; mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott. Denn der Vogel hat ein Haus gefunden, und die Schwalbe ihr Nest, da sie Junge hecken, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth, mein König und mein Gott. Wohl denen, die in deinem Hause wohnen; die loben dich immerdar, Sela. Wohl den Menschen, die dich für ihre Stärke halten, und von Herzen dir nachwandeln. Die durch das Jammerthal gehen, und machen daselbst Brunnen. Und die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion. Herr, Gott Zebaoth, höre mein Gebet; vernimm es Gott Jakobs, Sela. Gott, unser Schild, schaue doch; siehe an das Reich deines Gesalbten. Denn ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser, denn sonst tausend. Ich will lieber der Thür hüten in meines Gottes Hause, denn lange wohnen in der Gottlosen Hütten. Denn Gott, der Herr, ist Sonne und Schild, der Herr gibt Gnade und Ehre, er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen. Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt.

Erster Universitäts-Gottesdienst in Heidelberg.

Das Verlangen nach der Anbetung Gottes in seinem Tempel, welches sich in unserm Text ausspricht, ist ein Verlangen, dem man es anfühlt, wie es aus dem innersten Herzensgrund kommt. Der fromme Sänger kann sich sein Leben gar nicht denken ohne Anbetung Gottes. Alles, was seinem Leben in seinen Augen Werth und Würde gibt, würde für ihn hinwegfallen, wenn er ausgeschlossen wäre von dieser Anbetung. Ebenso sonst die heiligen Sänger: Ps. 27, 4. Ps. 42, 2—5. Ps. 63, 2—6. Ps. 65, 2—5. Ihnen allen, es mit Einem Wort zu sagen, ist die Anbetung Gottes ein Lebensbedürfniß. Diesen Gedanken legt auch uns der heutige Tag besonders nahe. Wir sind jetzt zum ersten Male zu einer gemeinsamen Anbetung Gottes versammelt, welche unsrer Hochschule insbesondere bestimmt ist. Die hohen Pfleger unsrer Akademie, denen wir diese neue Anordnung zu danken haben, haben geurtheilt, daß dem Leben einer christlichen Universität die Anbetung Gottes nicht fehlen dürfe, wenn es in sich selbst bestehen solle, daß deßhalb auch zur Vollständigkeit der Einrichtungen derselben ein eigentlicher Universitäts-Gottesdienst wesentlich

*) Gehalten am Sonntag Jubilate, den 6. Mai 1838.

gehöre. Auch für diesen besonderen Kreis des Lebens also tritt uns wieder die Anbetung Gottes als ein Lebensbedürfniß entgegen.

Dieser Gedanke ist uns sonst wohl gerade nicht geläufig. Auch wenn wir von der Anbetung Gottes gar nicht geringschätzig denken, so fehlt doch gewöhnlich viel daran, daß wir sie als ein unentbehrliches Lebensbedürfniß für unser geistiges, eigentlich menschliches Leben betrachteten, wie wir solche Lebensbedürfnisse in Beziehung auf unser sinnliches Leben anerkennen. Wir bezeugen dies auch mit der That. Die Empfindungen des Psalmisten in dieser Stärke sind gewiß einem großen Theile von uns fremd. Umsomehr haben wir Ursache, diesem Gedanken nachzudenken, daß die Anbetung Gottes ein Lebensbedürfniß sei. Verständigen wir uns aber zuvor über seinen Sinn. Es ist hier nicht die Rede von dem Gottesdienst überhaupt, sondern von dem, was den eigentlichen Zweck und Kern des Gottesdienstes bildet, der A n b e t u n g G o t t e s. Was ist Anbetung? Welches ist der eigenthümliche unter den frommen Zuständen, den dieser Name bezeichnen soll? Die Frömmigkeit überhaupt beruht auf der bewußtvollen Beziehung unsres Daseins auf Gott. Diese Beziehung hat nun ihre Stufen, je nachdem sie eine mehr oder minder vollständige und ausschließliche ist. Ihr Höhepunkt ist der, wenn Gott allein unser Bewußtsein erfüllt, wenn unser Bewußtsein sich vollständig in diesem Einen Punkte: Gott, sammelt, wenn wir über Gott alles andre vergessen, — wenn Gott uns groß wird in der Seele und uns so ganz hinnimmt. Dieser Gipfelpunkt des frommen Zustands ist die Anbetung; in dem Maße, in welchem er sich demselben wenigstens annähert, ist er Andacht. In diesem Sinne reden wir von der Anbetung Gottes, und von ihr in diesem Sinne sagen wir, sie sei für den Menschen ein wirkliches Lebensbedürfniß.

Die Anbetung Gottes ein Lebensbedürfniß.

Sie ist es. Denn

1. ohne sie sind wir uns selbst ein quälendes Räthsel;
2. ohne sie ist keine gesunde Entwickelung unsrer eigentlich menschlichen Natur möglich; und
3. ohne sie können wir kein wahrhaft würdiges Werk unsers Lebens vollbringen.

1.

Klarheit über uns selbst ist uns Lebensbedürfniß, zu wissen, was wir a l s M e n s c h e n sind, was der Mensch ist. Diese Klarheit des Selbst=

bewußtseins ist ja eben der eigenthümlich unterscheidende Vorzug des Menschen vor den unter ihm stehenden Stufen der Schöpfung. Darum eben erreicht das Leben selbst in dem Menschen und erst in ihm seine Vollendung. So ist es denn, wenn du als Mensch leben willst, für dich ein wirkliches Lebensbedürfniß, zu wissen, wer du als Mensch bist. Ohne diese Klarheit des Selbstbewußtseins leben wir nicht, sondern träumen.

Aber was sind wir? Es sind in uns zwei Naturen verknüpft, und diese beiden sind mit einander im Streit: eine irdische und eine himmlische, eine sinnliche und eine geistige; ein Zug nach unten und ein Zug nach oben, Streit des Geistes und des Fleisches. Welche von beiden Naturen ist unsre wahre, eigentliche? Welchem von beiden Zügen sollen wir folgen? So lange wir darüber nicht Klarheit haben, sind wir uns selbst ein Räthsel. Zwar scheint sich dieses Räthsel zu lösen im weitern Lauf unsers Lebens. Das Fleisch gewinnt entschieden die Oberhand über den Geist: so sind wir denn von dieser Erde? Doch nein! Völlig zu verderben vermag die Gewalt des Fleisches den Zug des Geistes doch nicht (laut aller Erfahrung). Wir können die Stimme in uns nicht völlig zum Schweigen bringen, die uns darauf hinweist, daß wir von oben her sind. Schon das Gewissen belehrt uns eines Besseren. So begreifen wir uns denn nicht. Qualvoller Zustand! Von der Erde sein wollen und es doch nicht wahrhaft können! Von oben her sein wollen, und es doch nicht zuversichtlich glauben können! Was vermag uns hier zu retten? Nur wenn der Gedanke Gottes in unsrer Seele aufgeht und in ihr groß wird, so daß wir seine Macht empfinden, die Wirklichkeit Gottes, einen Augenblick der Anbetung Gottes, in welchem Gott uns das Gewissefte ist mit unmittelbarer Gewißheit. Dann sind die Zweifel verscheucht, ob Geist Wahrheit sei. Gott, wenn seine Wirklichkeit uns gewiß ist, verbürgt uns die Wirklichkeit des Geistes und hiermit unsre Natur als eine geistige. Das Räthsel unsres Daseins ist gelöst. Welche Seligkeit ergreift uns dann! Hiermit ist unser innerstes Bedürfniß gestillt. Hier der Quell aller wahren Glückseligkeit. Wer seinen Gott anbeten kann, ist glückselig.

So ist die Anbetung Gottes nach dieser einen Seite hin für uns ein Lebensbedürfniß, und zwar ein immer wiederkehrendes; denn die Gewißheit, daß Geist Wahrheit ist und daß wir in dem Geiste unsre eigne Wahrheit haben, will festgehalten sein. Das Fleisch beginnt immer wieder von neuem seinen Kampf gegen sie. Es kann nur durch immer wieder sich erneuernde Anbetung Gottes festgehalten werden. Wenn diese aber für

irgend eine Klasse der menschlichen Gesellschaft vorzugsweise Lebensbedürfniß ist in dieser Beziehung: so für diejenigen, für welche unsre Hochschulen die Vorbereitungsanstalten sind, welche die geistigen Interessen in der menschlichen Gesellschaft pflegen sollen, welche Wahrheit suchen sollen, um der Wahrheit zu dienen. Sie müssen sich durchdringen mit der Gewißheit, daß Geist Wahrheit ist, mit dem Bewußtsein von der Hoheit des Menschen: so müssen sie denn vor allem Gott anbeten lernen.

Und wohl uns, wir können Gott anbeten! Das versteht sich keineswegs von selbst; wir können es uns nicht nehmen und geben. Gott muß sich uns zeigen in dieser seiner Wahrheit und Größe, wenn wir anbetend vor ihm niedersinken wollen. Ursprünglich zwar hat Gott sich unmittelbar gezeigt in unserm Bewußtsein; aber dieses sein Bild in uns ist durch die Sünde verhangen worden. Erst in Christo hat er sich uns wieder unverhüllt gezeigt, und nur in Christo. In ihm ist er Mensch geworden. In Christo schauen wir Gott als wirklich, unmittelbar an; nicht nur während seines irdischen Wandels, auch jetzt noch leuchtet uns sein Bild mit dem Ausdruck der unverkennbaren Wahrheit an, und die Geschichte seiner Kirche predigt von Jahrhundert zu Jahrhundert immer lauter seine Wirklichkeit. Und was die Hauptsache ist, durch seinen heiligen Geist bezeugt er selbst uns unmittelbar in unserm innersten Bewußtsein.

2.

Es ist nicht genug, daß wir wissen, von wannen wir sind, daß der Geist unsre wahre Natur ist und nicht das Fleisch; es kommt nun auch darauf an, daß diese unsre eigentliche Natur sich in uns entfalte; denn sie ist in uns zunächst ein verschlossener Keim. Diese Entfaltung ist für uns ein neues Lebensbedürfniß. Das Leben, das sich nicht fortwährend aus uns selbst heraus entfaltet, ist nicht im Zustande der Lebendigkeit, sondern in dem des Sterbens.

Wie soll es nun zu dieser Entfaltung dieser unsrer wahren geistigen Natur in uns kommen, die so tief verhüllt liegt in unsrer sinnlichen? Die Bedingung ist, daß wir fort und fort berührt werden von einer Kraft des Geistes außer uns, welche die in uns schlummernden Keime des Geistes erwecke. Und zwar müssen wir von ihr berührt werden mit bewältigender Uebermacht; denn in uns selbst ist von Natur das Fleisch übermächtig über den Geist. Wo finden wir nun außer uns eine solche Kraft des Geistes? In dem Leben der Menschen? Wie es von Natur ist, schlechter-

dings nicht, denn da herrscht in ihm entschieden das Fleisch. Aber wie es das Leben der Christenheit ist, also nicht mehr ein rein natürliches, sondern durchdrungen von den erlösenden Kräften Christi, d. h. des Geistes? Theilweise allerdings; aber eben nur theilweise und auf sehr unzureichende Weise, weil es eben erst sehr unvollständig durchdrungen ist von Christi Kraft. Daß diese Berührungen nicht hinreichen, zeigt ja die Erfahrung. Wie viele Knospen des geistigen Lebens verdorren, kaum angesetzt. Die meisten verdorren und veräußerlichen sich immer mehr, je länger sie leben. Nein, in ihrer wahrhaften Fülle finden wir diese, unser geistiges Leben entwickelnde Kraft, nur bei Gott selbst. Wenn wir für ihn allen Sinn unsres Geistes öffnen, für sein ewiges Licht, — wenn Er uns groß wird in unsrer Seele, so daß sie mit allen ihren Lebenswerkzeugen sich zu ihm hinrichtet, kurz wenn wir vor ihm anbeten, dann entfaltet sich der verhüllte Reichthum unsrer geistigen Natur, dann kommen die wunderbaren Gebilde der Hand des Schöpfers in uns, eins nach dem andern, an das Licht unsers Bewußtseins. In solchen Augenblicken der Anbetung Gottes haben wir das höchste Wohlgefühl, das wahrhafte Gesundheitsgefühl.

So ist auch in Beziehung auf die gesunde Entfaltung unsers eigentlich menschlichen Lebens die Anbetung Gottes, und zwar die sich immer wieder erneuernde, die uns mehr und mehr zur andern Natur werdende, ein wirkliches Lebensbedürfniß für uns. Im allerhöchsten Maße aber wieder für die Bürger einer Hochschule. Denn ihr Beruf ist eben der, unmittelbarer als irgend ein anderer für die Zwecke des Geistes zu leben; dazu gehört eine frische Lebensfülle des Geistes. Und zu dieser es zu bringen, dazu ist für sie kein Zeitabschnitt ihres Lebens wichtiger als die Jugend, die eigentliche Zeit der Lebensentfaltung.

Können wir uns doch so entfalten in diesem Lichte Gottes! Wir können nicht nur Gott anbeten, sondern auch ausharren in seiner Anbetung. Das Licht Gottes in Christo blendet uns nicht und ist uns nicht ein verzehrendes Feuer, in dem wir vergehen müssen. Abgesehen von Christo würden wir, die Sünder, diese unmittelbare Nähe Gottes nicht ertragen; aber das Licht der Heiligkeit Gottes in Christo, welches zugleich das Licht der erbarmenden Liebe ist: wie selig saugt das sich ein! Ja, vor Gott in Christo anbetend, da schmilzt unsre Seele und die in ihrem Schooß verborgenen Lebenskeime können hervorbrechen. Da wird die Brust weit. Welches Wohlgefühl! Wir sagen uns: das ist das rechte Element, in dem wir wahrhaft gedeihen.

3.

Zum Leben gehört Thätigkeit, Handeln, Wirken, wie Eingreifen in die äußere Welt um uns her. Ohne Handeln wäre das Leben ein Schlafen. Aber dieses Handeln soll ein wahrhaft menschliches, ein unsrer würdiges sein. Also ein Handeln für die Zwecke des Geistes, um sie in der Welt zu verwirklichen.

Dazu wird aber gar viel gefordert in diesem Leben, wie es uns umgibt. Vor allem geistige Zwecke sich setzen, mit Klarheit sie festhalten, sie nicht aus dem Auge verlieren mitten unter dem betäubenden Drängen und Treiben der Welt um sinnliche Zwecke! Und den Muth haben, sie zu verfolgen, beharrlich, der, wie es scheint, unüberwindlichen Hindernisse ungeachtet, die sich entgegenstellen, und besonders ungeachtet des immer zunehmenden Gefühls der eigenen Schwachheit und Unfähigkeit. Hier gibt es nur Eine Hülfe: daß uns Gott groß sei und bleibe in der Seele, daß die Anbetung Gottes unsre tägliche Nahrung sei. Ist uns Gott groß in der Seele, dann, und nur dann, sind uns auch die geistigen, d. h. eben die göttlichen Zwecke deutlich, gewiß, groß, erhebend, — dann sind uns auch alle Hindernisse derselben klein, dann ist uns unsre eigene Ohnmacht selbst nichtsbedeutend in dieser Beziehung, denn seine unendliche Macht ist auch in dem schwachen Werkzeug mächtig. Damit ist unser Leben reich geworden.

Also auch nach dieser Seite hin ist die Anbetung Gottes, die sich immer wieder erneuernde Anbetung Gottes unentbehrliches Lebensbedürfniß für Jeden, der menschlich würdig leben will. Vorab für die akademische Jugend; denn sie soll sich ja eben den geistigen Zwecken des Lebens widmen, an sie glauben, sie kennen zu lernen, sich für sie zu begeistern, Das ist ja der Zweck ihres Verweilens auf der Hochschule. Anbetung Gottes ist ihr deßhalb Lebensbedürfniß.

Und dieses leistet auf allein vollkommne Weise die Anbetung Gottes in Christo. Denn in ihm allein erscheinen die göttlichen Zwecke vollkommen klar. Hier ist gar keine Gefahr, daß man sich von ihnen eine phantastische Vorstellung bilde, sondern hier erscheinen sie in der schlichtesten Gestalt, als unmittelbar zusammenfallend mit den rein menschlichen Bedürfnissen und Verhältnissen. Das göttliche Leben, das wir, Gott in ihm anbetend, als Zweck uns setzen, ist eben das wiedererneuerte, rein menschliche Leben und nichts weiter. Da läßt sich die Aufgabe klar fassen und sicher

festhalten. Und in ihm Gott anbetend, kann uns auch der Muth, an ihre Lösung zu gehen, nicht fehlen. Denn sonst kann das Gefühl unsrer Schwachheit uns entmuthigen. In Christo erkennen wir dasselbe nicht nur als keine Hinderung, sondern geradezu als Förderung. Gerade in der Schwachheit ist seine Gnade mächtig.

So mögen wir denn von neuem die Unentbehrlichkeit der Anbetung Gottes empfinden, damit zugleich den Werth unsrer gemeinsamen Gottesdienste, in denen die Anbetung Gottes in ihrer ganzen Wahrheit am glücklichsten zu Stande kommt, desto besser würdigen, und wenn wir uns zu denselben versammeln, gerade dieses suchen, Gott in Christo anzubeten, und nichts Geringeres. Amen.

XXII.

Die Festigkeit des Herzens, welche wir den Reformatoren verdanken.*)

Der Herr hat Großes an uns gethan, deß sind wir fröhlich (Ps. 126, 3). Er hat ein Gedächtniß gestiftet seiner Wunder, der gnädige und barmherzige Herr (Ps. 111, 4). Gelobet sei sein herrlicher Name. Amen.

Text: Hebr. 13, 7–9.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an, und folget ihrem Glauben nach. ⁸Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit. Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben; denn es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschiehet durch Gnade, nicht durch Speisen, davon keinen Nutzen haben, die damit umgehen.

Die Ermahnung unseres Textes muß uns an dem heutigen Tage sehr natürlich erscheinen. Wir denken bei ihr heute natürlich an die Männer Gottes, welche die Werkzeuge zur Gründung unserer Kirche gewesen sind. Wenn wir aber ihrer gedenken, so kann es nur mit Dank geschehen. Und wofür mit Dank? Darauf hat wohl nicht Jeder sofort eine sichere Antwort bereit. Darum soll es uns billig erwünscht sein, daß wir in unserm Texte diese Antwort finden. Wir sollen ihnen danken darum, weil sie uns das Wort Gottes gesagt haben; denn dieses soll uns

*) Gehalten am Reformationsfest 1838.

so theuer und werth sein, daß wir bei ihm bleiben und uns nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben lassen. Und warum doch sollen wir die von ihnen empfangene Lehre so hoch und heilig halten? Weil sie das Wort von der Gnade ist, von der Gnade, welche das Herz fest macht. Das ist es, was wir den Reformatoren verdanken: Festigkeit des Herzens. Ja, wer sie kennt und besitzt, der dankt dem, der ihn zu ihr geführt hat. Laßt uns versuchen, die Herzensfestigkeit uns vor die Seele zu führen, zu der die Reformatoren uns den Weg wiedergeöffnet haben, damit der Dank gegen sie mächtiger in uns aufkomme.

Die Festigkeit des Herzens, welche wir den Reformatoren verdanken.

Zur Festigkeit des Herzens wird dreierlei erfordert:

1. die Gewißheit der Gnade Gottes,
2. die Versöhnung der Frömmigkeit mit dem Leben und
3. das friedliche Verhältniß des Glaubens zu der frei fortschreitenden Entwickelung der Geistesbildung.

In allen diesen drei Beziehungen haben uns die Reformatoren den Weg zur Herzensfestigkeit wieder gangbar gemacht.

1.

Fest ist nur das Herz, das seine Festigkeit in Gott hat. Seiner selbst ist es nur gewiß, wenn es Gottes gewiß ist. Ohne die Gewißheit Gottes hat es überhaupt keinen festen Boden; denn Gott allein ist die Bürgschaft für die Wahrheit alles Geistigen, alles dessen, was wir gut, edel, würdig, hoch und schön nennen. Aber für uns wie wir sind, für Sünder reicht die Gewißheit Gottes für sich allein noch nicht aus zur Festigkeit des Herzens. Gerade dem ihm gewissen Gotte gegenüber bebt das Herz des Sünders. Fest wird es nur durch die Vergebung seiner Sünde. Hat es aber sie, ist sie ihm gewiß, schlechthin gewiß: dann spricht es: ist Gott für mich, wer sollte wider mich sein? Dann ist von Grund aus alle Furcht, Sorge, Unruhe, Pein gehoben, die sonst das ganze Leben erfüllen. Wie aber kommt unser Herz zu dieser Festigkeit? Der Text antwortet: „Durch Gnade". Durch die lebendige Erkenntniß der Sünde und den aus ihr hervorgehenden Glauben an die Vergebung der Sünden in Christo aus lauterer Gnade, durch die Rechtfertigung aus dem Glauben. Schon durch jene Erkenntniß der Sünde wird das Herz stark, weil wahr. Sie beruht ja auf dem Grunde voller innerer Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, —

das Herz ist mit sich selbst vollkommen im Klaren, täuscht sich über sich selbst nicht, hat alle falschen Stützen weggeworfen, gibt Gott vollkommen die Ehre. Was aber in dieser Sündenerkenntniß angefangen ist, das vollendet der rechtfertigende Glaube, der Glaube, der überhaupt die allerinnerlichste und inhaltvollste That des Menschen ist.

Das ist freilich keine neue Erkenntniß, sondern so alt wie das Christenthum selbst. Aber daß wir sie besitzen oder doch besitzen können, das verdanken wir den Reformatoren; denn sie war Jahrhunderte lang so gut wie untergegangen in der christlichen Kirche. Die Reformatoren haben selbst erst unter saurer Arbeit wieder zu ihr hindringen müssen; vor allen andern Luther. Was war es denn, was die Reformation zunächst herbeiführte? Was machte Luthern zum Reformator? Sein Suchen nach Gewißheit der Vergebung seiner Sünden. Dies trieb ihn in's Kloster, dies in die härtesten Arbeiten der Mönchsfrömmigkeit, dies in die Beschäftigung mit den Schriften der erleuchtetsten Lehrer der alten Kirche, dies endlich in die heilige Schrift. Und er fand es zuletzt was er suchte: in der Erkenntniß der Rechtfertigung durch den Glauben an Christum allein, nicht durch irgend eigene menschliche Verdienste und Werke. Hier fand er den Frieden seiner Seele. Und von dieser Erkenntniß aus ging ihm nun ein neues Licht auf über das ganze damalige Christenthum. Nun schloß sich ihm die ganze Schrift auf: nun ergriff ihn der Geist kühner, in Gott freudiger Zuversicht, und keine Macht der Erde fürchtend verkündigte er die Wahrheit des reinen Evangeliums und übernahm den Kampf für sie. Dieselbe Erkenntniß war es, was ihm seine Kampfgenossen zuführte. Und fortan sollte nun diese Erkenntniß das Kleinod der neuen Christengemeinschaft sein, daß in ihr Keiner wäre, der nicht von früh an den geraden, untrüglichen Weg zur Festigkeit des Herzens in Gott kannte und ginge.

Ist dem nun wirklich so? Kann unsere Kirche sich rühmen, daß die Ihrigen durch die Vergebung der Sünden in Gott feste Herzen besitzen? Im allgemeinen gewiß nicht; zumal in unseren Tagen. Und woher das? Bedürfen wir etwa der Gewißheit der Vergebung unserer Sünden nicht mehr zur Festigkeit unseres Herzens, wie einst Luther? O sehen wir in unser Gewissen. Wer hat nicht irgend eine That in seinem Leben, die das Tageslicht scheut, die sich auch vor dem gelindesten menschlichen Gericht nicht rechtfertigen könnte, geschweige denn vor dem göttlichen? Brennt uns das nicht? Beunruhigt uns das nicht? Wir suchen es zu vergessen. Das können wir nicht; es ist mit Flammenzügen in unser Gewissen eingegraben.

So suchen wir wenigstens nicht daran zu denken. Ja, und eben deßhalb dürfen wir niemals wahrhaft zu uns selbst kommen, nie in uns selbst uns sammeln, nie ernstlich an Gott denken und zu ihm uns nahen, nie innig beten, — nie wirklich leben; müssen ein Schauspiel treiben unser Leben lang, vor uns selbst und vor Andern. Und dennoch kommen Stunden, da wir daran denken müssen, wenn wir es auch noch so wenig wollen. Wenigstens so oft wir des Todes gedenken, an den alles um uns her erinnert. Wir bleiben unser Leben lang in Furcht. Heißt das leben? Was würde doch unser Leben sein, wenn wir dieser Pein enthoben wären! Ja wir bedürfen Alle, Alle der Vergebung der Sünden. Schämen wir uns nicht, uns dies einzugestehen, statt uns gegenseitig in der Selbsttäuschung zu unterstützen. Wir wollen aus vollem Herzen die Größe des Guts anerkennen, das wir den Reformatoren verdanken, daß wir den Weg kennen (den noch immer untrüglichen) zu der Gnade Gottes, welche das Herz fest macht.

2.

Aber das Gott gegenüber fest gewordene, also fromme Herz ist darum noch nicht unmittelbar fest auch in dem Kreise des irdischen Lebens, in welchen es gestellt ist. Im Gegentheil jene Festigkeit in Gott macht es zunächst wankend auf dem irdischen Boden. Von Haus aus thut es auf diesem feste Tritte. Es findet sich in dem irdischen Treiben und Leben der Menschen als in seinem wahren Elemente, es ist ihm darin heimisch. Aber wenn es nun seinen Gott gefunden hat, dann findet es sich so fremd unter dem Wesen dieser Welt. Es möchte sich am liebsten ganz zurückziehen aus dem Leben der Menschen wie es in der Wirklichkeit ist; es fühlt sich mit dem Leben überworfen. Und doch kann es sich ihm auch wieder nicht ganz entziehen. Es fordert sie selbst zum Kampf heraus, und zieht sich dann wieder scheu aus ihm zurück. So ein unseliges Schwanken, eine peinliche Unsicherheit, Aengstlichkeit, Unentschlossenheit. Da ist das Herz noch nicht wirklich fest. Fest ist es erst, wenn es mit seiner Frömmigkeit einen sichern Standpunkt im menschlichen Leben gewonnen, in ihm Wurzel geschlagen hat, so daß weder seine Frömmigkeit dem Leben mit seiner Thätigkeit nach außenhin, mit seinen mannigfaltigen Aufgaben in der menschlichen Gesellschaft im Wege steht, noch das Leben mit dieser seiner Geschäftigkeit der Frömmigkeit, — wenn die Frömmigkeit ihre bestimmte und eigenthümliche Aufgabe in dem Leben, in der Theilnahme an

dem allgemeinen Thun und Treiben der Menschheit gefunden hat. Dann ist sie ausgesöhnt mit dem Leben, und mit dieser gemeinnützigen Frömmigkeit ist auch das Leben ausgesöhnt. Dann ist die Frömmigkeit eine freie, und in dieser Freiheit ist das fromme Herz auch ein festes.

Wie kommt nun das fromme Herz zu dieser Versöhnung mit dem Leben? Wir lassen abermals den Text antworten: „Durch Gnade". „Nicht durch Speisen, davon keinen Nutzen haben, welche damit umgehen." Nicht durch bestimmte äußere Maßregeln, welche das fromme Herz dem Leben gegenüber ergreift; nicht durch irgend eine gesetzliche Ordnung, durch welche es feste Grenzbestimmungen trifft, innerhalb welcher es an dem allgemeinen Leben der Menschen theilnehmen und nicht theilnehmen will; sondern durch Gnade. Wer den Frieden mit Gott im Glauben an Christum gefunden hat, der hat damit auch die einfache sichere Stellung zum Leben und in demselben gefunden. Er weiß auch, daß fromm sein und fromm leben nichts Anderes heißt, als Christum, den lebendigen, den man durch den Glauben in sich aufgenommen, in sich und aus sich heraus leben und walten lassen. Mit ihm tritt er in das Leben ein; nur um dies Eine besorgt, daß er ihn nicht verlasse, übrigens nichts für Gewinn haltend von den Verhältnissen dieses irdischen Daseins; mit ihm nichts fürchtend; durch ihn alles reinigend und verklärend.

Daß unsere christliche Frömmigkeit so ausgesöhnt ist mit dem Leben, das verdanken wir der Reformation. Nicht als wenn dies nicht von vornherein in dem Wesen des Christenthums selbst gelegen hätte; aber das Bewußtsein darum war seit undenklichen Zeiten verloren gegangen. Zunächst vor der Reformation waren die christliche Frömmigkeit und das Leben völlig entzweit. Das Leben der menschlichen Gemeinschaft erschloß gerade damals immer mehr den Reichthum der in ihm liegenden Verhältnisse und Aufgaben. Aber die Frömmigkeit zog den Blick der Menschen davon ab. Sie sah verächtlich darauf hin. Die natürlichen Verhältnisse der menschlichen Gemeinschaft, der häusliche, der bürgerliche, der irdische Beruf wurden als zweideutiger Natur und als nur der niedrigsten Stufe der christlichen Frömmigkeit angemessen betrachtet. Ihre Geweihten riefen die Frömmigkeit in das Kloster oder in den Kirchendienst. Sie legte Forderungen genug auf, aber meist solche, die dem Leben der Menschen in der Gemeinschaft nicht zu gute kamen. Eine unübersehliche Masse willkürlich erfundener Weisen und Uebungen der Frömmigkeit, die für das Leben völlig unfruchtbar waren, wohl aber, als ein schweres Joch auf den Menschen lastend,

ihnen alle Freudigkeit und Kraft für das Leben aussogen. Und dies erweckte auch auf Seite des Lebens Unwillen wider die Frömmigkeit, der Staat zerfiel mit der Kirche in immer unauslöschlichere Feindschaft. Wie anders wurde dies durch die Reformatoren, als sie den lebendigen Christus wiederschauten und das ursprüngliche Christenthum ihnen in der Schrift wieder vor das Auge trat! Sofort erkannten sie auch das eigentliche Feld, auf dem die christliche Frömmigkeit sich zu bewegen habe: eben den Kreis der allgemeinen Gemeinschaft der Menschen, mit seinen besonderen Abtheilungen: häuslichem Leben, bürgerlichem Leben, Beruf. Sie brachten die Reformatoren wieder zu Ehren. Hierin sahen sie den eigentlichen Schauplatz für die Erbauung des Reiches Gottes. Die bürgerliche Ordnung der Dinge erschien ihnen nicht mehr als etwas Weltliches, sondern als eine göttliche Ordnung, als eine von Gott selbst geordnete und für die Entwickelung des Reiches Gottes nothwendige. Und als unter der damaligen gewaltsamen Bewegung der Gemüther auch Solche sich erhoben, welche die bürgerliche Ordnung als eine bloß weltliche verachteten und sich über sie hinwegsetzten, da bekämpften sie sie aus ganzer Macht. Ja von einer solchen Aussöhnung aus ließ sich für die Zukunft eine schöne, wahrhaft christliche Entwickelung des Lebens der menschlichen Gemeinschaft hoffen.

3.

Ist sie nun wirklich vollständig zu Stande gekommen diese Aussöhnung? Haben wir jetzt in dieser Beziehung fromme und dabei feste Herzen? Im Allgemeinen ist allerdings die große Wirksamkeit der Reformation nicht zu verkennen. Aber noch weniger darf verkannt werden, daß die Aufgabe derselben in dieser Beziehung noch lange nicht gelöst ist. Sie kann nur auf dem Wege gelöst werden, daß der christliche Glaube mit der frei fortschreitenden Geistesbildung in gleichem Verhältnisse sich entwickelt. Dann erst, wenn der Zwiespalt zwischen dem Glauben und der Geistesbildung der Zeitgenossen überwunden und ein dauernder Friede unter ihnen hergestellt ist, werden auch die Herzen wieder wahrhaft fromm und fest sein. Amen*).

---

*) Leider hat Rothe den dritten Theil seiner Predigt in seinem schriftlichen Entwurf nur mit diesen wenigen Strichen angedeutet und nicht weiter ausgeführt.

Der Herausgeber.

XXIII.

Daß wir nichts thun können ohne Christum*)

Text: Joh. 15, 5.

Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der bringt viele Frucht; denn ohne mich könnet ihr nichts thun.

Wir sind heute zum ersten Male wieder hier gottesdienstlich versammelt nach längerer Unterbrechung, um im Aufblick zu Gott in den neuen Abschnitt der Thätigkeit hineinzutreten, der für Viele von uns in diesen Tagen beginnt. Mit Gott, das heißt auch, um dazu bei Gott den rechten Rath, die rechte Weisheit zu suchen.

Wir fühlen es leicht, wie nöthig das ist. Denn in einem solchen Zeitpunkt nach vorwärts blickend, gedenken wir unwillkürlich auch der Vergangenheit, und der Blick auf sie hin erfüllt uns unvermeidlich mit Besorgniß. Die Vergangenheit zeigt uns so viel Mißlingen unsrer Bestrebungen, gerade auch der besten, so viele getäuschte Erwartungen in Beziehung auf sie, daß wir leicht auch unsrer Zukunft mißtrauen, oder vielmehr wir sagen uns, daß wir uns umthun müssen nach einer Sicherung des Erfolgs unsrer Arbeit in ihr. Wo aber könnten wir einen Rath, der uns diese Sicherung gewährte, sonst suchen als bei Gott, oder bei dem, durch welchen der Vater zu uns geredet hat, bei dem Erlöser. Ihn fragen wir denn um Rath, und er antwortet uns mit unseren Textesworten:

Ohne mich könnet ihr nichts thun.

Diese Antwort ist uns aber vielleicht auch zum Theil ein Räthsel; ihr Inhalt dünkt uns vielleicht eine schwärmerische Uebertreibung. Darum lasset uns in dieser Stunde mit unsrer Andacht bei diesem Wort des Herrn verweilen. Wollen wir uns in dasselbe finden lernen, so müssen wir es betrachten,

1. in seiner Bedeutung für diejenigen, zu denen es unmittelbar gesprochen ist, die Jünger, und sodann in weiterm
2. in seiner Bedeutung für uns.

---

*) Gehalten am Sonntag, den 4. November 1838 (Universitätsgottesdienst).

1.

Das Wort unseres Textes ist zunächst gesprochen zu den Jüngern bei dem unmittelbar bevorstehenden Scheiden des Herrn. Sie, die nun sein Werk fortsetzen sollten, beruhigt der Herr durch die Hinweisung auf das innige Verhältniß, welches zwischen ihnen auch jetzt noch stattfinden werde. Indem er sich den Weinstock, sie den Reben vergleicht, weist er sie eben darauf hin, daß sie nur vermöge des Beharrens in diesem innigen Verhältnisse mit ihm das Werk würden ausrichten können, zu dem sie gesetzt seien: „Ohne mich könnet ihr nichts thun." Wir werden wohl gestehen müssen, daß in Beziehung auf die Jünger dies Wort die unbestreitbarste Wahrheit ist.

Ohne mich: das heißt außer der Gemeinschaft mit mir, und zwar der innigsten, bleibenden, die ein eigentlicher Lebenszusammenhang ist, wie die Verbindung der Reben mit dem Weinstock. Von einer solchen Gemeinschaft seiner Jünger mit ihm durfte der Herr doch wohl reden, sie doch wohl fordern ohne Ueberspannung. Sie bestand ja doch wirklich, vermittelt durch die Erkenntniß Christi, durch die Liebe zu ihm! Und auf der andern Seite ein Leben Christi mit seiner Liebe, und zwar mit seiner kräftigen Liebe, in den Jüngern, so daß die Jünger darum wußten, sie inne wurden, sich auf sie stützten. Denn nach Vers 4 und 5 ist dieses Bleiben in Christo ein gegenseitiges; wer in ihm bleibt, in dem bleibt auch er. Eine solche Gemeinschaft der Jünger mit Christo konnte auch nicht etwa eine bloß vorübergehende sein, sie mußte die eigentliche Grundstimmung und Grundlage ihres ganzen Lebens sein. Das Gegentheil wäre widernatürlich gewesen. Der Eindruck Christi mußte alle übrigen unendlich überwiegen in ihnen. Eine Stimmung, die freilich das Maß der unter den Menschen gewöhnlichen geistigen Erregung übersteigt, aber deßhalb unter ihrem Verhältnisse die natürlichste war. Lag etwas Schwärmerisches darin nach der gewöhnlichen menschlichen Vorstellung, so war dies doch in der täglichen Nähe eines solchen Christus das einzig Natürliche.

„Ohne mich könnet ihr nichts thun." Wenn ihr nicht in dieser Gemeinschaft mit mir bleibet, so könnet ihr nichts thun. Nichts? Es ist hier die Rede von der Wirksamkeit für das Werk und das Reich des Erlösers. Dafür könnt ihr sonst nichts thun. Das ist doch wohl von sich selber klar. Wenn die Apostel nicht in der Erkenntniß Christi lebten, wie sollten sie ihn (dieses Neue, Ueberschwängliche) verkündigen, wie in

seinem Sinne die Anordnung treffen in Beziehung auf die Gemeinschaft der Gläubigen. Die Begeisterung für die Wahrheit und das Gute, diese that es hier nicht für sich allein. Wenn nicht diese geschichtliche Wirklichkeit, dieser Christus, ihnen in der Seele leben blieb, dann würde ihr ganzes Thun und Lassen Schwärmerei und gehaltlos gewesen sein. Wenn die Apostel nicht in der Liebe Christi lebten, wenn diese nicht die eigentliche Triebkraft ihres ganzen Thuns oder Lassens war, woher dann der hinreichend kräftige Antrieb zu ihrer Thätigkeit? Dabei versteht es sich von selbst, daß die Erkenntniß und die Liebe Christi ganz untrennbar mit einander verbunden sein müssen. Und wenn in dieser Gemeinschaft Christi mit den Aposteln nicht auch Christus selber sich ihnen mittheilte, wie sie sich ihm, so daß ihr Leben ein Leben in seiner Kraft, vermittelt durch Glauben oder Vertrauen war: wie konnten sie da sein Werk ausrichten, bei der ungeheuern Schwierigkeit der Aufgabe. Nur bei der Gewißheit, daß Christi Kraft auch ihnen zu Gebote stehe, konnten sie ohne Schwärmerei ein solches Werk unternehmen, das sich ja doch als ausführbar ausgewiesen hat. So haben die Apostel auch ihre Stellung selber angesehen. „Ein solches Vertrauen aber", sagt Paulus, „haben wir durch Christum zu Gott" (2. Kor. 3, 4).

Doch wenn sie ohne diese Gemeinschaft mit Christo auch nichts für sein Reich ausrichten konnten: konnten sie darum überhaupt gar nichts thun, wie der Text zu sagen scheint? Nichts, was in ihren eigenen Augen ein Thun zu nennen gewesen wäre. Abgesehen von diesem Thun für das Reich Christi und in demselben, mußte ihnen alles andere Thun eitel erscheinen, das Leben leer geworden sein. Wenn sie wieder zurückgekehrt wären in ihre früheren Lebensverhältnisse, und in ihnen ihre Aufgabe gesucht hätten; welche schaale, öde Leere wäre da in ihnen entstanden! Wenn sie sich in dieselbe wieder hineingefunden hätten, würden wir sie darüber haben loben können?

In Beziehung auf die Jünger gesprochen ist also das Wort des Herrn buchstäbliche Wahrheit. Aber eben deßhalb dürfen wir es wohl nicht auf uns beziehen?

2.

Warum nicht? Sollen wir nicht auch wie Jünger des Herrn sein? Sehen wir nur näher zu!

Kann auch bei uns der Herr in demselben Sinn sagen: „Ohne mich?" Kann verständigerweise auch bei uns von einer so innigen Gemeinschaft zwischen uns und dem Erlöser die Rede sein, wie sie zwischen ihm und seinen Jüngern bestand? Können auch wir so in ihm leben zunächst durch unsre Erkenntniß von ihm? Haben wir überhaupt noch eine wirkliche Anschauung von ihm? Ja, in dem Spiegel der evangelischen Geschichte. Das wird zwar in unsern Tagen gerade in Frage gestellt. Doch werden wir deßhalb nicht irre! Empfangen wir nicht in ihr wirklich ein ganzes, klares, sicheres Bild von dem Erlöser! Ein Bild, das seine unabläugbare Wahrheit hat, weil es wirklich größer ist als unser Herz, wirklich ein Ideal, das die Kritik jedes Geschlechts von Natur erfährt, aber auch die Probe besteht? Wir sehen, wie es im Laufe der Geschichte sich immer herrlicher entfaltet in der Menschheit. Jeder, der das Neue Testament liest, muß dasselbe anschauen. Und dieses Bild spricht, ist lebendig, durch den Geist seines Urbildes, laut der Erfahrung Aller; es erweist sich eben damit als ein wesenhaftes Bild. — So erweist es sich allerdings erst durch unsre Liebe. Es wäre Schande, wenn dies noch in Frage gestellt werden könnte. Wie? wir könnten alles lieben, nur diesen Christus nicht, nur die sittliche Schönheit nicht! Wohl gibt es Solche, die so frevelhaft denken von der Menschheit, daß sie eine solche Liebe als unmöglich für uns ausgeben. Sie täuschen sich! Ein Fünkchen Anlage dazu wenigstens ist auch in dem Verworfensten noch übrig, das durch Gottes Gnade wieder geweckt werden kann. Wie? wir sollten den nicht so lieben können, dem wir Alles verdanken, die alleinige Rettung; in dem wir die höchste Gabe des Himmels erkennen, in demselben Augenblick, wo alles verloren schien! Denn, indem uns seine Anschauung aufging, ging uns zugleich unvermeidlich unser Auge auf über uns selbst und unser Leben. Gottlob, es gibt noch eine Dankbarkeit in der Welt. Eine solche Gemeinschaft durch Erkenntniß und Liebe muß sich natürlich unsrer ganz bemeistern. Hier kann nur der von Schwärmerei reden, der Jesum nie wirklich angeschaut hat, der stumpfsinnig die Erscheinung übersieht, die doch in der Geschichte die mächtigste von allen geworden ist.

Schauet doch nur hinein in die heilige Schrift und zugleich in euer eigenes Herz und Leben, und ihr werdet schon in eine solche Gemeinschaft der Liebe mit Christo treten. Und wo das Herz so offen ist für ihn, da zieht er auch ein. Keine Macht kann ihm das nehmen. Dafür sitzt er zur Rechten des Vaters, was euch unumgänglich natürlich erscheinen wird, so-

bald ihr nur einmal seine sittliche Herrlichkeit wirklich geschaut habt. Wenn es daran fehlt, das ist der Grundfehler. Und hier gibt es keine Ausflucht, die Anmuthung, seine sittliche Herrlichkeit zu schauen, sei eine überspannte.

Können auch wir ohne ihn in diesem Sinn nichts thun, für sein Werk und Reich? Wie unwürdig ist doch schon diese Frage: Wie sollten wir es doch können? Wie, ohne das Leben in seiner Erkenntniß? Diese Erkenntniß ist es ja, die Gemeinschaft stiftet. Oder sollte etwa ein todtes Wissen von ihm hierbei ausreichen, ein Wissen lediglich um seine Zwecke, um die Mittel, durch die er sie gefördert haben will. Nein, denn seine Zwecke können nicht gewußt werden, es sei denn, es ergreife den ganzen Menschen heilige Liebe; sie können nicht ausgeführt werden durch ein andres Mittel, als durch völlige Selbsthingabe, nicht ohne das Leben in seiner Liebe. Für sein Reich arbeiten und nicht ganz von der Liebe zu ihm hingenommen sein, ist ein Widerspruch. Und das in mehr als Einer Hinsicht. Nur die Liebe zu Christo versteht seine Zwecke, nur sie vermag jene völlige Selbsthingabe zu bewirken. Ohne Leben *in seiner Kraft*, aus der Fülle seiner Kraft, ist noch immer kein Muth, kein Vermögen zur Ausführung des Guten da; und wie nöthig ist diese Kraft und dieser Muth; denn die Schwierigkeiten sind noch immer ganz ähnliche, in uns und in der Welt um uns her, wie zur Zeit Christi.

Aber auch in dem weiteren Sinn können wir durchaus nichts thun ohne ihn. Bleibt uns denn, wenn wir nicht am Reiche Christi bauen können, noch etwas zu thun übrig in der Welt. Nein! bloß irdische Lebensfreude ist uns vergällt, wenn wir einmal irgend einen Eindruck von Christo empfangen haben, und in irgend einem Maße können wir dem doch nicht entgehen. Die Götter Griechenlands sind untergegangen durch Christum; die geistigen Bestrebungen verlieren ihren Halt und erscheinen als eitel Spiel, gelöst von ihrem geschichtlichen Zusammenhang mit ihm. Was hilft in der bürgerlichen Einrichtung der Menschen alles Bessere, wenn nicht ein wirkliches Reich *Gottes* das Ziel ist. Was hilft in der Wissenschaft alle Thätigkeit für die Erkenntniß, wenn sie nicht auf die Erkenntniß Gottes ihre Beziehung hat. Was hilft alle Verschönerung des Lebens durch die Kunst, wenn sie nicht auf die Offenbarung Gottes hinzielt. Ohne Gott ist ja doch das ganze Reich des Geistes lediglich ein Traumbild. Er ist die alleinige Grundlage alles unsres Glaubens und die einzige Realität des Uebersinnlichen. Die ganze Welt des Geistes hängt an Gott. Der nüch-

ternste Verstand kann sich aus der Geschichte überzeugen, daß alle wirklich edeln und bleibenden Bestrebungen und Erfolge aus dem christlichen Prinzipe hervorgehen, und an die geschichtliche Entwicklung des Reiches Christi eingegliedert sind.

Die bei Christo sind, die wollen also doch ja bei ihm bleiben! Die noch nicht sagen können, daß sie bei ihm sind, wollen ihn suchen, das heißt: sich dem Eindrucke seiner sittlichen Erscheinung hingeben. Wie herrlich die Jugend, zumal die wissenschaftliche, der dieses wahre Ideal aufgegangen ist! Welche Entwicklung geht von der aus! Möchte es die Entwicklung unsrer Zukunft sein. Amen.

XXIV.

Christi Jüngerschaft, der Weg zu einem fruchtreichen Leben.*)

Text: Joh. 15, 8.

Darinnen wird mein Vater geehret, daß ihr viele Frucht bringet, und werdet meine Jünger.

Das heutige Ernte-Dankfest berührt allerdings auch uns. Wenn wir auch zum größten Theil nicht unmittelbar betheiligt sind bei dem Erntesegen, so sollen wir doch herzlichen Antheil nehmen an der Freude und dem Dank Derer, welchen derselbe unmittelbar zugefallen ist. Allein stehen bleiben können wir an einem solchen Tage nicht wohl mit unsern Gedanken bei diesem Erntesegen, wie er der Ertrag der Erde ist, kraft des von Gott geschenkten Gedeihens; wir können dabei nicht umhin, an die große Ernte zu denken, die unser Leben im Ganzen sein soll. Unser Leben überhaupt ist eine Zeit der Aussaat und der Ernte. Auf allen Gebieten desselben wiederholt sich unaufhörlich dieses beides: Aussaat und Ernte,

*) Gehalten den 18. November 1858 (Erntefest.)

und darnach bestimmt sich sein Werth, je nachdem es fruchtreich ist. Der Gedanke daran fällt uns heute unwillkürlich auf die Seele, und das recht centnerschwer; wir finden uns unwillkürlich erinnert, in unser eignes Leben hineinzuschauen, ob es fruchtbar ist, und wenn wir hier wenig Befriedigung finden, zu fragen, was wir doch zu thun haben, um es fruchtreich zu machen. Auf diese Frage gibt uns nun der Text Antwort, und es gibt keine andere treue Auskunft auf sie als die seinige. Diese läßt sich dahin vernehmen:

Christi Jüngerschaft, der Weg zu einem fruchtreichen Leben.

Wenn wir:

1. uns deutlicher gemacht haben werden, was wir unter einem fruchtreichen Leben zu verstehen haben, so wird es uns leicht sein
2. einzusehen, daß gerade die Jüngerschaft Christi der Weg zu demselben ist.

1.

Können wir denn überhaupt von einer Frucht des menschlichen Lebens reden?

Wo es Frucht geben soll, da wird vor allem ein Samen vorausgesetzt. Ist uns denn ein solcher Samen mitgegeben, den wir ausstreuen können? O, daß wir erst so fragen können! Wunderbar sind wir ausgestattet mit Keimen des Lebens: ein Bewußtsein, in welchem die Welt (Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft) und Gott sich spiegeln, eine Kraft des Denkens, die alle Höhen und Tiefen ermißt, und die Dinge erkennend sie an uns heranbringt, und ihrer uns bemeistern läßt; ein fühlendes, warmes Herz, eine Kraft der Liebe, welche die Welt und Gott umfassen, an sich ziehen, festhalten kann; eine stählerne Kraft des Willens, der Selbstbestimmung und der Freiheit; ein scharf beobachtender und forschender und damit die Welt beherrschender Verstand; ein kunstvoll gebildeter Leib, der als Werkzeug des Geistes die Macht ist, die Natur, die ungeheure, uns mehr und mehr zu unterwerfen und in unsern Dienst hineinzuzwingen. Wahrlich ein edler Samen! Wir ahnen es gewöhnlich gar nicht, welch edlen Samen unsre Natur in sich trägt: so sehr verkommt und verkümmert er meist. Was müßte das menschliche Dasein sein, wenn er vollständig aufginge!

Aber haben wir denn auch einen Boden, ein Erdreich für diesen Samen, in welchen wir ihn ausstreuen können, in welchem er aufgehen kann? Allerdings: dieses irdische Dasein, das menschliche Dasein, namentlich die menschliche Gemeinschaft mit ihren unübersichtlich vielen und mannigfaltigen Verhältnissen und Aufgaben. Dies Erdreich ist eben so mannigfaltig als der Samen. In ihm gibt es für jedes Samenkörnlein seine eigenthümlich geeignete Art. Das menschliche Leben ist ein edler Boden, ein edler Stoff, voll befruchtender Kräfte, ein Wunder Gottes, das wir nur viel zu wenig kennen, weil wir es viel zu wenig versuchen, es kennen zu lernen.

Und kann hier der Samen auch aufgehen und die Pflanze auch gedeihen und reifen? Dazu gehört die Gunst und der fördernde Einfluß des Himmels: Sonnenlicht und Sonnenwärme, Thau und Regen und der angemessene Wechsel beider. Nun, auch das fehlt nicht. Gott ist über dem menschlichen Leben. Er läßt es nicht fehlen an Sonnenschein und Regen, die er von oben gibt, nicht an der mannigfaltigsten Witterung, wie sie gerade für die mancherlei Saat die gedeihliche ist. Gott läßt ja Sonnenschein und Regen genugsam abwechseln.

So kann denn eine Frucht reifen in diesem Leben.

Was heißt denn das überhaupt — Frucht? Wenn die Pflanze aufschießt, so treibt sie Blätter und Blüthen. Sie sehen sich wohl schön und lieblich an, doch welken sie bald und fallen ab. Aber sie überlebt etwas Bleibendes, ein wirklicher Ertrag, der darum auch Werth hat, der da Lebenskraft in sich hat und darum nährt, der da genießbar ist und Genuß bringt und Freude, der da mittheilbar ist an andre, ja der den Keim eines neuen **reicheren** Lebens und Ertrages in sich schließt. Und das ist die Frucht.

Eine Frucht in diesem Sinne kann und soll nun auch unser Leben tragen. Es kann und soll einen wirklichen Ertrag ausgeben, daß aus diesem Wechsel in uns wirklich ein Bleibendes hervorgeht, daß wir geworden sind etwas, was mit uns hinübergeht in das Dasein nach dem Tode; etwas, das aus uns wird, das uns einen wirklichen Werth gibt, wodurch jene Gegenstände unsres Bewußtseins und unsres Willens wirklich unser Eigenthum werden vermittelst der langen Arbeit des Lebens — die Frucht der wahren Weisheit und der wahren Liebe (vergl. Gal. 5, 22; Eph. 5, 9). Es muß etwas werden, das uns wirklich nährt, und somit Kraft, Stärke, Muth, Geduld 2c. gibt, das wir genießen können und

das uns wirklich Freude, Glückseligkeit gewährt und die Frucht der Freude, etwas, das auch an andre mittheilbar ist; ihnen zu Statten kommt: also eine Frucht nicht für uns allein, sondern auch für die Andern, für die menschliche Gesellschaft überhaupt, eine wahrhaft gemeinnützige Frucht, etwas, das selbst wieder Lebenskeim ist, Keim eines eigenen Lebens, und womit uns also auch die freudige Hoffnung und Gewißheit eines solchen ewigen Lebens gegeben ist.

Nun ist es klar, was ein fruchtreiches Leben sagen will, ein Leben, das „viel Frucht" bringt.

Es ist dies ein Leben, in dem möglichst aller Samen aufgeht und einen guten Ertrag bringt, in dem Alles, was wir thun, jedes unsrer Werke, Frucht bringt; in welchem kein Kraftaufwand für den Zweck unsres Daseins (nach sehr verschiedenen Seiten hin) verloren geht; in dem jede Frucht zugleich wieder Samenkorn, Aussaat ist; in dem jeder Augenblick Frucht bringt und aussäet, auch noch im späten Herbst und Winter des Alters.

Und diese Frucht ist nicht für uns allein, sondern immer zugleich für die Andern, so daß sie sich diesen sofort mittheilt im Verkehr inniger Lebensgemeinschaft, so jedoch, daß in dieser innigen Gemeinschaft nun auch wieder die Frucht des Lebens der Andern sich uns mittheilt, und unser Leben auch noch durch das Empfangen fremder Frucht fruchtreich wird. Die begeisternde Vorstellung eines solchen fruchtreichen Lebens, wie wohl thut sie uns!

Wahrlich eine solche begeisternde, reizende Lebensaufgabe stellt sich uns aber auch als schlechthin unumgänglich dar. Wie wir auch unsre Lebensaufgabe fassen mögen: wir können sie nicht erfüllen anders als wenn wir unser Leben fruchtreich zu machen verstehen. Es bedarf daher der Entwicklung der in uns gelegten Keime, der Glückseligkeit, Gemeinnützigkeit, Heiligung. Es bedarf der Durchführung irgend eines großen, würdigen Gedankens. Immer ist die Aufgabe so unermeßlich, daß auch nicht ein Augenblick, auch nicht ein Tröpflein Kraft für sie verloren gehen darf. Ja, wo nicht Frucht wächst, da ist dies noch nicht der ganze Schaden, sondern da wächst sofort Unkraut, giftiger Lolch, auch für uns und Andre (Gal. 6, 7—9). Entsetzlicher Gedanke eines verlornen Lebens! Denke dir das, Jugend, namentlich die du den geistlichen Beruf gewählt hast! Wahrlich Grund genug zur dringendsten Nothfrage, wie man es doch lernen könne, sein Leben fruchtreich zu machen!

2.

Die Antwort darauf lautet: Nur dadurch, daß man Christi Jünger wird. Was heißt es, ein Jünger Christi sein? Es heißt erstens, ihn zum Meister, Lehrer nehmen, von ihm lernen und in seiner beständigen Gemeinschaft verharren. Es heißt zweitens, seiner Sache, der Wirksamkeit für sie sein Leben weihen. Es heißt drittens, ihm gehorsam nachfolgen. Es heißt viertens, mit allen den Seinigen die Gemeinschaft der Liebe halten (Joh. 13, 35).

Und in welcher Beziehung steht dies zu einem fruchtreichen Leben? Sehen wir zu, welches die Bedingungen eines solchen sind.

Es muß ein Leben mit Gott sein. Das Leben ohne Gott ist ein verlorenes; denn ohne Gott gibt es im Leben nur für die Bestrebungen der Sinnlichkeit und der Selbstsucht einen Boden. Bei beiden aber ist das Leben verloren. Das Leben in der Sinnlichkeit und das im Egoismus ist für Den, der es gelebt und für die Menschheit ein verlorenes. So erscheint es nothwendig an seinem Schluß.

Nur durch Erkenntniß Gottes, durch Erkenntniß unsrer selbst, des uns mitgegebenen Samens und der Welt, der Glückseligkeit, des wahren Frommens der menschlichen Gemeinschaft, ist das Leben zu gewinnen. Nur durch Erkenntniß Gottes und Umgang mit ihm erfolgt Reinigung von dem Unkraut, mit welchem unser Leben schon überwachsen ist. — Diese Erkenntniß Gottes aber ist nur in Christo möglich, namentlich mit einer solchen reinigenden Kraft. Ein solcher Umgang mit Gott ist nur möglich in ihm und durch seine Vermittlung.

Das fruchtreiche Leben muß auch ein Leben für Gott sein: für Gottes Zwecke, die allein von ewigem Bestand sind, sonst ist es gewiß verloren. Nur die Werke, die in Gott gethan sind (Joh. 3, 21), folgen uns wirklich nach (Offb. 14, 13). Es muß also nach Gottes Sinn das Leben gelebt sein, wenn es fruchtreich sein soll. Gottes Sinn muß man im Allgemeinen richtig verstehen und im Einzelnen richtig treffen; und nun an das als Gottes Zweck Erkannte alle seine Thätigkeit setzen. Wie aber erkennt man Gottes Sinn? In Christo, und durch Buße und Glauben an ihn wird man in diesen Sinn Gottes wirklich eingeweiht. Und wo ist Gottes Werk, das man anfassen kann mit ganzer Kraft? In Christo, durch ihn geht Gottes Vornehmen in der Welt fort. Christi Sache, das ist Gottes Sache, Christi Reich, Gottes Reich; wer nicht an dies anknüpft,

der richtet nichts Wirkliches aus für Gottes Sache. Darauf also kommt es hier an, der Sache Christi sein Leben zu weihen, sein wahrer Jünger zu sein.

Das fruchtreiche Leben muß ein Leben in Selbstverläugnung für Gottes Sache sein. Ein fruchtreiches Leben ist nicht möglich ohne saure, schwere Arbeit. Wer ist dazu fähig? Der Jünger Christi, der in der Kreuzesschule gelernt hat, im Dienst der Liebe und aus ihrer Kraft tapfer sich selbst zu verläugnen und aufzuopfern.

Das fruchtreiche Leben muß endlich ein Leben sein, welches in weiter und inniger Gemeinschaft mit den Menschen steht. — Wo ist diese Gemeinschaft zu finden? Allein in Christo, der die Menschen durch seine Liebe zu Gottes Kindern und unter einander zu Einer großen Bruderfamilie vereinigt hat. O lernet doch nur die Menschen in Christo lieben!

Werden wir also Jünger Christi, und unser Leben wird fruchtreich werden. Kann uns diese Zumuthung denn so sauer ankommen? Ich glaube nicht. Folgen wir nur der freundlichen Stimme des Sämanns und wir werden bald erfahren, daß seine Saat auch Frucht bringet reichlich. Amen.

XXV.

Wie finden wir ein Gott dankbares Herz.*)

Text: 1. Thess. 5, 18.

Seid dankbar in allen Dingen; denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an euch.

Unser Vaterland feiert heute das Dankfest für die gesammte Ernte dieses Jahres. Feiern wir es auch wirklich mit? Die äußeren Anstalten dazu, die Versammlungen in der kirchlichen Gemeinde, dies alles reicht noch nicht aus, macht noch nicht die Dankfeier selber. Um ein Dankfest zu

*) Gehalten den 17. November 1839, am Ernte-Dankfest.

begehen, dazu ist das unentbehrlichste ein Gott dankbares Herz. Und finden wir dies nun bei uns? Gerade an einem solchen Tage kommt es uns recht zum Bewußtsein, wie schwer unserm Herzen der rechte, volle, tiefgefühlte Dank gegen Gott wird. Wir staunen über uns selbst. Wir sagen uns, wie wir doch so dringende Veranlassung zu dankbaren Empfindungen für Gott haben heute. Gerade den irdischen Segen würdigen wir doch sonst so leicht alle, wenn wir irgend durch die Liebe den Segen, der den Brüdern zufällt, als auch den unsrigen ansehen und empfinden, und wie es so unbeschreiblich selig ist, wir wissen es, aus einzelnen früheren Erfahrungen Gott zu danken. So recht aus voller Seele dankbar sein, ist überhaupt selig, wie viel seliger ist nun erst der Dank gegen Gott! — Und doch wo ist der rechte warme Dank? An einem solchen Tage tritt uns die Frage so recht nahe:

Wie finden wir ein unserm Gott dankbares Herz?

Das sei die Frage, die wir heute an uns richten wollen.

Nicht Alles, sondern nur die Punkte, die am gewöhnlichsten übersehen werden, und die doch gerade die wesentlichsten und wichtigsten sind, laßt uns dabei ins Auge fassen.

Es gehört dazu als Bedingung:

1. Ein Herz, das den rechten Gott hat.
2. Ein vor Gott um seiner Sünde willen gedemüthigtes Herz.
3. Ein Herz, das durch Vergebung seiner Sünde mit Gott Frieden erlangt hat.
4. Ein Herz, das mit dem Willen Gottes einig geworden ist.
5. Ein Herz, das beten kann.

1.

Wie finde ich ein meinem Gott dankbares Herz? Wir würden vielleicht richtiger fragen: Habe ich denn überhaupt schon wirklich ein Herz für Gott? was doch natürlich die Voraussetzung eines dankbaren Herzens ist. Oder was wohl der richtigere Ausdruck sein würde: habe ich einen Gott für mein Herz? Ohne einen solchen Gott kann freilich die Rede nicht voll sein von Dankbarkeit. Man muß die Gaben Gottes wirklich als aus Gottes Hand empfangen, und dieser Gott muß für uns ein Ohr und ein Herz haben, daß wir unsern Dank an ihn bringen können. Die meisten

Menschen nehmen die Gaben, die ihnen zu Theil werden, gedankenlos und gefühllos hin, aus der Hand der Natur, oder des Schicksals: wie sollen sie da Gott dankbar sein? Sie nehmen sie so hin als etwas, was sich von selbst versteht, ungeachtet sie an tausend Andern, die schmerzlich entbehren, was sie reichlich empfangen, wohl abnehmen sollten, daß sich hier nichts von selbst versteht, sondern daß es ein heiliger und weiser Wille und eine allmächtige Liebe ist, die in der Welt Haus hält. Des Menschen unwürdige Gedanken und seine Gefühllosigkeit hindern ihn aber, dies zu erkennen.

Sehen wir denn nicht, wie das menschliche Dasein mit einem lebendigen Gott etwas so unendlich edleres, herrlicheres ist? Und wenn wir auch die Gaben von Gott herleiten, wie viele meinen nicht, unser Dank könne den Geber nicht erreichen! Es fehlt eben der lebendige Gott: wir können nicht unserm Gott dankbar sein. Es ist vergeblich einem zu sagen: Du darfst das nicht so mir nichts dir nichts hinnehmen, wenn Der, dem man das sagt, keinen lebendigen Gott hat. Jeder, der in diesem Fall ist, ist wegen des Mangels an Dankbarkeit wirklich zu entschuldigen; aber deßhalb ist er nicht zu entschuldigen, daß er keinen lebendigen Gott hat.

Er kann ihn haben: nämlich in Christo. Aber freilich auch nur da. Und da wollen ihn die meisten nicht, und suchen sich einzureden, sie hätten ihn auch ohne Christum. Täuschung, unselige Täuschung! Das ist der lebendige Gott, unser Gott, noch nicht, was ihr so nennt. In unsern Tagen ist dies doppelt handgreiflich. Wo mögen wir in unsrer Verfeinerung, unsrer Verstandeserkältung und Unkindlichkeit, sonst noch den lebendigen Gott finden als in Christo? Die Götter Griechenlands sind für immer dahin, die phantastische Zauberhülle ist der Welt abgestreift. Wenn wir von jener erhabenen, überwältigenden Erscheinung Gottes im Fleisch den Blick abwenden, wo sollen wir den lebendigen Gott finden? Also: lerne Christum finden, das ist schon in dieser Beziehung die unerläßliche Bedingung eines Gott dankbaren Herzens.

2.

Ein vor Gott um der Sünde willen gedemüthigtes Herz ist die zweite Bedingung eines Gott dankbaren Herzens. In seiner Stellung Gott gegenüber liegt für den Menschen überhaupt, alles Erhebenden auf der einen Seite ungeachtet, auf der andern Seite etwas Demüthigendes, die Ohnmacht der Allmacht gegenüber. Kein andrer als der Demüthige vermag ihrem Bewußtsein sich hinzugeben: vollends findet das seine Anwendung auf den

Sünder, vor allem, wenn wir den Sünder Gott als seinem Wohlthäter gegenüber denken. Der unmittelbare Eindruck der göttlichen Wohlthaten, so bald wir sie nur als göttliche ansehen, ist, daß sie uns beschämen und beugen. Sie machen auf uns unvermeidlich den Eindruck aus der Hand eines heiligen Gottes zu kommen. Sie fordern uns auf zu heiligem Ernst und einer ihm angemessenen Selbsterforschung und innerem Selbstgericht. So legt sie auch unser Gewissen aus. Gottes Güte will uns zur Buße leiten. Darin liegt ihr furchtbarer Ernst. Diesen hält nur ein von der Sünde gedemüthigtes Herz aus. Ein andres Herz kann gar nicht verweilen bei den göttlichen Wohlthaten, läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß sie Gottes Gaben und Wohlthaten sind, und darum schmeckt es sie auch nur halb, schmeckt gerade das Allerköstlichste in ihnen nicht. Ueberdies: der volle, selige Dank ist nur da, wo die Wohltthat als Gnade aufgenommen und empfunden wird. Wohlthat ist überhaupt nur da, wo der Wohlthäter zur Wohlthat nichts schuldig war. Wenn wir uns bloß als Creatur betrachten, so stellt sich uns das nicht so; nur wenn wir Gott als Sünder gegenüber stehen, haben wir dieses Gefühl voll und ganz. Also: werden wir arme Sünder, bußfertige, gebeugte Menschen, was wir immer so sehr scheuen, dann werden wir auch selige, dankerfüllte Herzen empfangen. Werden wir es dadurch, wodurch wir es allein gründlich können, dann werden wir auch zu Christo kommen.

3.

Ein Herz, das durch Vergebung der Sünden mit Gott Friede erlangt hat, ist die dritte Bedingung, vermöge welcher wir ein Gott dankbares Herz finden.

Das Sünderbewußtsein ohne Vergebung würde den Dank nicht aufkommen lassen. Aber dieser bleibt nicht aus, wo jenes wahr ist. Der Dank für die Sündenvergebung ist der höchste und tiefste. Die Dankpsalmen für die Vergebung der Sünden jubeln am lautesten auf. Und nun vollends bei der Sündenvergebung in Christo! Da heißt es: „Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist in Christo“ (Röm. 5, 5). Wer diesen Dank noch nicht empfunden, der weiß die Süßigkeit der Dankbarkeit gegen Gott noch nicht zu ermessen. Und diese Quelle fließt uns täglich. Durch diese Rechtfertigung haben wir nun auch Frieden mit

Gott, und erst bei diesem können wir der göttlichen Wohlthaten wirklich froh werden. Sind wir mit Gott noch nicht ausgesöhnt, so beschämen, drücken, ja wohl entrüsten uns seine Wohlthaten nur. Darum ruft uns der Apostel zu: „Der Friede Gottes regiere in euren Herzen, zu welchem ihr auch berufen seid in Einem Leibe, und seid dankbar“ (Col. 3, 15). Also wieder: Suche Sündenvergebung und Rechtfertigung durch den Glauben an Christum: suche gerade das, wogegen du ein so großes Vorurtheil hast.

4.

Ein Herz, das mit dem Willen Gottes einig geworden ist, ist die vierte Bedingung für ein dankbares Herz.

Sonst fehlt es an dem reichen Zufluß des Stoffs zur Dankbarkeit. Natürlich man muß von Herzen auf die Wege, die Gott ausführt, eingegangen sein, sonst können sie einem ja gar nicht als Wohlthaten erscheinen; vielmehr erscheinen sie, wenn jenes nicht geschieht, als Hinderungen und Störungen, wie der Psalmist sagt: „Bei den Heiligen bist du heilig, und bei den Frommen bist du fromm, und bei den Reinen bist du rein, und bei den Verkehrten bist du verkehrt“ (Ps. 18, 26). Gottes Sinn muß der unsrige geworden sein. Nicht das Unsrige müssen wir suchen, sondern Gottes Willen, nicht unsre eignen Wünsche, sondern Gottes Wege. Man hat wohl gesagt: wer immerdar ein dankbares Herz gegen Gott haben wolle, der müsse genügsam sein. Das sollte man nicht sagen: Das heißt Gott eine Unehre anthun. Gott gibt jedem reichlich, unendlich reichlich, unendlich mehr als er genießen kann. Nur kommt es auf den Sinn für diese Gabe an; man muß gerade das hochhalten, was in Gottes Augen hoch und werth ist, und muß es zu genießen verstehen: die Gaben des Heils, ihn selber, als die allersüßeste und köstlichste Gabe, das, was den alten Menschen demüthigt, züchtigt, abtödtet, was den neuen Menschen reinigt, kräftigt, belebt. So wird es uns nie an Stoff zum Danken fehlen. Und ist man so eines Sinnes mit Gott, dann hat man eben hiemit auch ein Herz voll Liebe, und genießt so alle die Gaben mit, die Gott den Andern zutheilt. Sonst wären wir freilich arm. Auf diesen Sinn also kommt es an bei der Frage: wie gelangen wir zu einem Gott dankbaren Herzen? Du siehst Gott nur in Einem: in Christo. Laß dich in seinem Sinn umgestalten, durch Glauben, Liebe, Gehorsam gegen ihn! Folge ihm nach: heißt es auch hier wieder.

5.

Ein Herz, das beten kann, ist endlich noch nöthig, damit es gegen Gott dankbar werde.

Das setzt allem erst die Krone auf. Recht dankbar gegen Gott kann nur der wahre Beter sein. Nur wer seine Bitte Gott vorträgt, empfängt in seinem Bewußtsein von Gott, was er empfängt. Nur wer seinen Dank gegen Gott ausspricht im Gebet, dem quillt er voll auch in der eigenen Seele. — Also lerne beten! Bei wem? Bei Christo, in dessen Namen man allein wahrhaft erhörlich betet. Um seines Namens willen erhört uns Gott auch heute, wenn wir bitten um ein dankbares Herz. Amen.

XXVI.

Wie der Erlöser auch jetzt noch in Knechtsgestalt unter uns ist.*)

Text: Matth. 20, 28.

Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene.

In diesen Worten spricht der Herr auch den Charakter seiner Erscheinung auf Erden aus, deren Andenken wir heute mit dem Beginn des neuen Kirchenjahrs von neuem feierlich zu begehen anfangen. Seine Erscheinung auf Erden war eine Erscheinung in Knechtsgestalt. Wir wissen aber auch, daß sie nur die erste war, daß er wieder erscheinen wird und dann in Herrlichkeit. Zwischen diesen beiden Erscheinungen stehen wir. Er ist aber auch jetzt noch bei uns. Auch nachdem er erhöht ist zur Rechten des Vaters, hat der Herr nicht aufgehört, mitten unter uns zu sein, wie er uns ja selbst verheißen hat: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 20). Aber sollten wir nicht voraussetzen, sein Dasein unter uns werde, je weiter die erste Erscheinung zurückrückt

---

* Gehalten den 1. Advent, 1. December 1839.

und je näher die zweite herankommt, immer mehr aufhören ein Dasein in Knechtsgestalt zu sein, und immer mehr ein Dasein in Herrlichkeit werden? Wie verhält es sich nun damit? Das ist heute eine sehr natürliche Frage. Und die Antwort? Auch heute muß der Herr immer noch sagen: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse, sondern daß er diene"; auch heute noch ist er unter uns nicht in Herrlichkeit, sondern in Knechtsgestalt. Können wir es anders sagen? Wenn nicht, nun so ist diese Erscheinung es wohl werth, daß wir mit unsrer Andacht bei ihr verweilen. Lasset uns näher betrachten:

Wie der Erlöser auch jetzt noch in Knechtsgestalt unter uns ist.

Lasset uns die Wahrheit dieser Behauptung nachweisen und zeigen, wie wir diese Thatsache zu beurtheilen haben.

1.

Unter uns ist der Erlöser auch jetzt noch in Knechtsgestalt. Diese „Wir" sind die christliche Kirche, auch wie sie als die evangelische wieder hergestellt ist zu ihrer ursprünglichen Reinheit, — und jeder einzelne kleinere Kreis derselben. Auch unsre Versammlungen werden wir nicht ausnehmen wollen. Unter uns ist der Erlöser. Allerdings ist er noch unter uns. Sein Name, sein Ansehen, sein Reich hat noch nicht aufgehört. Wir mögen die Gegenwart im Ganzen und Großen ansehen, oder auf die Einzelnen den Blick richten: aber er ist unter uns, abermals nach beiden Betrachtungsweisen, — auf sehr augenfällige Weise nicht in Herrlichkeit, sondern in tiefer Knechtsgestalt.

Christus lebt auch in der Gegenwart im Ganzen und Großen noch. Keineswegs etwa ist in ihr sein Gedächtniß so gut wie verschollen, wie Manche uns gerne glauben machen möchten, so daß, wer wahrhaft der Gegenwart angehört, gar nicht mehr nach ihm frage und zu fragen brauche. Im Gegentheil: gerade die Gegenwart fragt nach ihm, mit zwischen Furcht und Hoffnung getheiltem ängstlichem Suchen, gerade in ihren edelsten Vertretern und Kindern. Die Spötter verstummen mehr und mehr; und wem Christus gleichgültig und unbedeutend erscheint, der gehört einer Zeit an, die hinter uns liegt.

Aber wie ist nun Christus in der Gegenwart? In Herrlichkeit? Beugt unsre Zeit wirklich anbetend und demüthig das Knie vor ihm als vor dem König aller Könige? Freut sie sich stolz seines Regiments? Daran fehlt doch noch sehr viel! Wie schon gesagt: Die Zeit fragt nach

ihm und das ängstlich. Sie weiß nicht, wo sie ihn finden, wo sie ihn ergreifen soll. Da kann er freilich nicht in, in die Augen fallender Herrlichkeit unter uns sein, sondern nur in unscheinbarer, seine Majestät verbergender Knechtsgestalt und Niedrigkeit. Die Weltbegebenheiten haben die Aufmerksamkeit wieder gewaltsam auf ihn hingelenkt; aber wir sind noch wie die Träumenden, die eben erst aus dem Schlummer erwachen, ohne sich schon zurechtfinden zu können. Die Einen sehen die Unentbehrlichkeit Christi für das gedeihliche Bestehen der menschlichen Gesellschaft ein, durch die bittersten Erfahrungen zu dieser Einsicht hingedrängt. Die Andern finden zu ihrer eigenen Ueberraschung auf allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst Hindeutungen auf ihn, und sehen sich so zu ihm hingedrängt, namentlich durch die ruhige Beschauung der Geschichte. Ungeahnt laufen die mannigfachsten Bestrebungen des geistigen Lebens in Seiner Anerkennung als in ihrem Mittelpunkt zusammen. Kann Er da anders unter uns gegenwärtig sein als in niedrige Knechtsgestalt verhüllt? O, fraget Die, welche ihn zuversichtlich gefunden haben und nun laut von ihm zeugen müssen aus unwiderstehlichem innerem Drang: wie thun sie das? Wie können sie es in der Gegenwart allein thun? Sie vertheidigen, sie rechtfertigen ihn vor dem gegenwärtigen Geschlecht. Wie, wenn er kein Bürgerrecht mehr unter uns hätte, wie der treue Diener eines durch die Verblendung seines Volks verbannten Fürsten? Welche Empfindungen müssen da erwachen; o daß ihr sie ahntet! Den vertheidigen müssen, von dessen Gnade allein man Alles hat, vor Denen, die, was sie besitzen von wahren Gütern, Alles ihm und seinem Regimente verdanken, einem solchen König und Herrn! Christus muß sich in unsern Tagen mitten in seiner Christenheit die öffentliche, allgemeine Anerkennung erbetteln!

Und wenn wir nun auf die Einzelnen sehen: Wie ist's? ist Christus noch da für sie? Man will uns sagen: nur noch für einzelne Wenige. Und es ist leider wahr, daß Viele überhaupt nur noch wenig von ihm wissen und ziemlich unbefangen meinen, für die aufgeklärte Frömmigkeit sei er nur eine Nebenperson, auch ohne ihn hätten sie Gott, den Gott, in dem sie ihre Seligkeit fänden. Doch auch unter diesen würden die Wenigsten auf die kategorische Frage: kannst du also Christum missen? unbedenklich und unbefangen mit Ja! antworten. Und möchten sie's auch: sind diese Vielen die Meisten? Gott allein weiß das. Das aber wissen wir, daß es auch Viele gibt, auch unter uns, die für jene Frage ein zuversichtliches

Nein! in Bereitschaft haben. Alle Die, die jemals ernstlich Gott gesucht, in irgend einem Schmerz und einer Sorge, in irgend einer Stunde bittrer Reue oder edler Ermannung zur Heiligung, diese wissen es, woher eigentlich die Kräfte unsrer Frömmigkeit quellen; nicht aus den sogenannten allgemeinen religiösen Wahrheiten, sondern aus der Gemeinschaft mit dem lebendigen geschichtlichen Christus. Man darf sie nur daran erinnern, und es gehen ihnen in diesem Stücke die Augen über sich selber auf. Ja, es giebt noch Viele, die Ihn rückhaltlos bekennen als ihren Herrn.

Aber wie? ist der Heiland nun für diese da in Herrlichkeit? Ihr mögt selbst urtheilen. Wann suchen und finden sie ihn im Allgemeinen? Wann sie in ihrer Noth sein bedürfen: in Gewissensnoth oder in andrer Sorge und Trübsal, nicht nur ihm zu dienen, sondern damit er ihnen diene, nicht um seiner Herrlichkeit und Schönheit, sondern um ihrer Noth und Sorge willen; und dabei bleibt es denn auch, denn für den Anfang wäre dies nicht so tadelnswerth. Was weihen sie ihm? Den kleinsten und den schlechtesten Theil ihres Lebens und ihrer Kraft. Ein von Anfang an Christo geweihtes Leben, diese herrliche Erscheinung, wie selten ist sie unter uns? Nur lau und halb geben sie sich ihm hin. Es kostet sie wohl gar Ueberwindung, ihn offen vor den Menschen zu bekennen. Fühlen sie sich ihm gegenüber wie gegenüber ihrem König? Sie fühlen sich nicht klein, befleckt und arm genug ihm gegenüber. Tage vergehen, wo sie ihr Herz auch nicht einmal wahrhaft ausschütten vor ihm. Ihre Freuden sind nicht vor Seinem Angesicht. Wenn sie näher heran sollen an sein Herz, muß er ihnen erst Trübsal schicken. Sie lassen ihn nicht königlich herrschen über sie und in ihnen. Sie gehen erst mit Fleisch und Blut zu Rathe bei jeder seiner Forderungen, bei jedem kleinen Opfer, das er fordert. Seine Autorität allein genügt ihnen gewöhnlich noch nicht bei seinen Forderungen. Sie suchen noch menschliche Empfehlungsgründe dazu. Unter Seufzen nehmen sie sein Kreuz auf sich, sind ängstlich und kleingläubig in ihren Nöthen, zu seiner Unehre. Sie wagen nichts kühn auf seinen Namen. Sie tragen ihm keine große Bitte vor. Sie sind nicht reich in der Liebe, in Gefühl und Werk, und sie gereichen darum zur Unehre ihres reichen Herrn. Sie singen nicht jauchzend die Lieder Zions als in seinem Reich, sondern pilgern matt und kümmerlich fort, als wären sie in der Fremde.

Sogar für seine Freunde, wie ihr sehet, ist der Heiland nicht in Herrlichkeit, sondern in Knechtsgestalt.

2.

Thatsache also ist's: er ist noch nicht unter uns in Herrlichkeit, sondern in Knechtsgestalt. Wie wollen wir diese Thatsache nun beurtheilen?

An wem liegt denn die Schuld, daß der Erlöser auch jetzt noch in Knechtsgestalt unter uns ist? Etwa an ihm selbst? Läßt er's etwa fehlen an Offenbarungen seiner Herrlichkeit? Nein, wahrlich nicht! Seit seinem Eintritt in die Welt hat er in ihr eine wahrhaft königliche, göttliche, weil vergöttlichende Macht ausgeübt, und er übt sie fortwährend aus, je länger, desto mehr. Frage dich nur: was wäre die Menschheit jetzt, wenn wir die Erscheinung Christi aus der Geschichte herausdenken? Was es von Wahrheit, Glaube, Liebe, Hoffnung in der Welt gibt, was wir so ohne weiteres hinnehmen, als wüchse es von selbst in der Welt: — das Alles kommt von Christo, der neidlos seine Schätze unerkannt unter fremder Firma ausspendet! Nein, Christus hat es nicht fehlen lassen an Offenbarungen seiner Herrlichkeit, was seine Wirksamkeit im Großen in der Geschichte angeht, — und ebensowenig, um den Einzelnen in seiner Herrlichkeit offenbar zu sein. Sie dürfen ja eben nur für jene geschichtlichen Wirkungen Christi das Auge nicht verschließen, nur ihn anschauen, wie er uns sein Bild hinterlassen hat, nur es mit ihm versuchen, im Gebet z. B., um auch in ihrem eigenen Leben Proben genug von seiner Herrlichkeit zu empfangen.

Nein, die Schuld liegt an uns, daran, daß uns der einfache richtige Sinn für die Erkenntniß seiner Herrlichkeit fehlt. Hier gerade deckt sich recht klar die wahre, das heißt die verkehrte Art unsres Gemüths auf, wie sehr uns der Sinn, das Herz für wahre Hoheit und Herrlichkeit fehlt, wie wir dem Schein nachgehen und dem Blendenden, wie wenig wir Heiligkeit und Liebe zu würdigen wissen, wie wenig wir das rein Göttliche, und eben damit auch das rein Menschliche verstehen. Das gilt uns also gar wenig, daß der Heiland, der Sündlose, der Heilige, die reine und vollkräftige Liebe ist? Dies ganz allein beugt uns noch nicht vor ihm in den Staub? Andre, äußerlich mehr in die Augen fallende Ansprüche auf Anerkennung würden also auch uns wie den irdisch gesinnten Juden mehr gelten? Wenn der Erlöser z. B. seine Feinde mit göttlicher Allmacht vernichtete, während er sie jetzt mit göttlicher, alles überwindender Liebe trägt, das würde mehr Eindruck auf uns machen! Seine reine, strahlende Herrlichkeit bürgt uns also noch nicht dafür, daß er Wunder des Heils an uns thun könne? Wir haben uns also noch nie gesagt: Ja, wer rein und

sündlos wäre und wahre volle Liebe hätte, was könnte der seinen Brüdern sein mit seiner Liebe und durch sie? Wir können uns also noch nicht voll erquicken an diesem Bilde hoher vollendeter Menschheit. Wie würden wir doch uns selbst beurtheilen, wenn wir im Leben einen Menschen wie Jesus fänden und hingen uns nicht mit unsrem ganzen Herzen an ihn, gäben uns ihm nicht ganz hin? Die Knechtsgestalt Jesu könnte uns seine Herrlichkeit verbergen? Eitle Ausrede! Gerade dazu hat er sie ja angenommen, um uns ganz nahe zu treten, damit wir ihn in seiner Wahrheit, das heißt in seiner Herrlichkeit, ohne geblendet zu werden, so recht vertraulich von nahem betrachten und seine Hoheit so recht scharf ins Auge fassen, überhaupt damit wir ihm so ganz wie unserm Bruder unser Herz geben könnten. Und statt dessen wird seine arme Hülle uns zur Veranlassung, achtlos an ihm vorüberzugehn, und ihn nur aus der Ferne einer flüchtigen Aufmerksamkeit zu würdigen! O wie verkehrt!

Und was sollen wir nun erwarten von der Zukunft? Daß Christus für immer in Knechtsgestalt bleibe, niemals in Herrlichkeit unter uns sein werde? O nein, dafür lassen wir nur ihn sorgen. Wir haben gerade jetzt auch Vorzeichen genug vom Gegentheil.

Aber wird auch uns diese künftige Offenbarung seiner Herrlichkeit mit zu Statten kommen, oder wird er vielleicht ihren Segen uns, weil wir sie so lange verkannt, entziehen? Wohl scheint zu solcher Sorge Grund genug da zu sein. Allerdings macht es ihm Schmerz, wenn er bei uns so wenig Herrlichkeit hat, und das ist eine Wolke, die seine eigene Herrlichkeit überflort. Verschmähte, nicht wahrhaft gewürdigte Liebe schmerzt; und er hat ja ein menschliches Herz. Doch werfen wir diese Sorge hinweg. Die reine Liebe ist auch in solchem Schmerz selig und unüberwindlich. Wer den Heiland wahrhaft kennt, kann das nicht fürchten.

Aber das sollen wir alle fürchten, mit welcher furchtbaren Last der Wehmuth uns einst, wenn seine Gnade unser Herz einmal wahrhaft ergreift, unser jetziges Verhalten gegen ihn aufs Herz fallen werde!

Darum, was sollen, was wollen wir thun?

Uns selbst, unsre Glaubensschwachheit, unsre Kaltherzigkeit gegen ihn damit für entschuldigt halten, daß er ja immer noch nur in Knechtsgestalt, also nur schwer kenntlich unter uns ist? Nein, gewiß nicht. Entschuldigungen können überhaupt nur unedle Seelen suchen.

Oder sollen wir uns seiner, seiner Knechtsgestalt wegen, schämen? Wehe uns, wenn wir das könnten!

Sollen wir im Unmuth der Scham über unsre Kaltherzigkeit das Wenige, was wir bei uns von wirklicher Empfindung und Hingebung für ihn finden, hinwegwerfen oder doch gering achten? Um Gottes willen nicht! ruft er uns selbst zu, dessen eigenes Werk es ist, er, der das zerstoßene Rohr nicht zertritt. Verderbet es nicht, denn es ist ein Segen darin!

Was also? Sollen wir uns der Wehmuth hingeben über unsre unentschuldbare Herzlosigkeit, ihn selbst um wahre Thränen bitten? In dieser Wehmuth gedeiht auch der kleine Segen und wächst wunderbar an zum reichen Schatz; und aus dem kleinen Fünklein der Liebe zu ihm wird, wenn wir ihm nur Raum lassen durch stille Einkehr in uns selbst, ein loderndes Feuer. Um dieses Wachsen der Liebe wollen wir ihn bitten. Amen.

XXVII.

Daß, wer das ganze übrige Gesetz hält, aber in Einem Gebot sündigt, alle Gebote schuldig ist.*)

Text: Jak. 2, 10. 11.

Denn so Jemand das ganze Gesetz hält, und sündiget an Einem, der ist es ganz schuldig. Denn der da gesagt hat: Du sollst nicht ehebrechen, der hat auch gesagt: Du sollst nicht tödten. So du nun nicht ehebrichst, tödtest aber, bist du ein Uebertreter des Gesetzes.

Dieses Wort der Schrift gehört zu denjenigen, an welche wir uns bei der ersten Begegnung stoßen, uns nicht hinein finden können, und die doch gerade vorzugsweise unsrer Beherzigung werth sind. Scheint es uns übertreibend, so wollen wir doch nur daran denken, daß es von dem besonnenen, klaren Jakobus kommt, auf den wir sonst so viel halten. Es lautet also:

So Jemand das ganze (übrige) Gesetz hält, sündiget aber an Einem Gebot, der ist alle Gebote schuldig.

Lasset uns nun näher betrachten:

1. Gegen welcherlei Leute diese Behauptung gerichtet ist,
2. Wie guten Grund sie ihnen gegenüber hat.

---

*) Gehalten am 4. Sonntag Epiphanias, den 2. Februar 1840.

1.

Jakobus spricht von einem Gesetz und Gebot: welches meint er? Er spricht zu Christen. Also er meint den göttlichen Willen, wie sie ihn kennen im Licht der göttlichen Offenbarung, schon derjenigen des alten Testaments, dann aber auch derjenigen in Christo Jesu, und wie er ihnen von ihrem durch die Offenbarung erleuchteten Gewissen bezeugt wird. In diesem Sinne sprechen auch wir als Christen von dem göttlichen Gesetz, und erkennen ein Gesetz über uns an. Das Gesetz also, von dem Jakobus handelt, ist auch das unsrige: sind wir vielleicht auch die Leute, zu denen er von diesem Gesetze spricht?

Das Wort des Apostels erscheint uns vielleicht als ein grausamer Spruch, vor dem auch kein einziger bestehen kann, da Alle mannigfach fehlen. Das weiß unser Verfasser sehr wohl, wenn er sagt: „Wir fehlen alle mannigfaltig. Wer aber auch in keinem Wort fehlet, der ist ein vollkommener Mann" (Jak. 3, 2). So kann sein Wort also nicht gemeint sein. Er spricht keineswegs von Solchen, die in einzelnen Fällen aus Schwachheit oder Uebereilung ein göttliches Gebot übertreten, keineswegs von der Schwachheit, die mit tiefem Gewissensschmerz im Einzelnen und im Ganzen hinter dem göttlichen Gesetz zurückzubleiben sich bewußt ist. Sondern er spricht von Denen, die da meinen, man dürfe sich in Ansehung einzelner Gebote unbedenklich über das Gesetz hinwegsetzen, — gegen diese Ansicht und diesen Grundsatz. Wie der Zusammenhang ausweist (siehe Vers 1 u. 9) spricht er gegen Die, welche meinten, parteiische Rücksichten gegen die Reichen und Angesehenen zu nehmen, auch in der christlichen Versammlung selber, vertrüge sich mit dem Christenthum.

Und diese Ansicht und dieses Geschlecht ist auch jetzt noch nicht ausgestorben in der Christenheit. In mannigfachen Formen begegnet uns derselbe Wahn noch.

Noch immer gestatten sich Manche die beliebige Auswahl einzelner Gebote, um sich an sie zu binden, mit beliebiger Zurückstellung andrer, die sie hintansetzen. Sie meinen sich durch die Erfüllung jener von der Erfüllung aller übrigen entledigen zu können. Wer doch nach Einer Seite des sittlichen Lebens hin tüchtig sei, der, meinen sie, könne auch überhaupt nicht sittlich schlecht sein, verdiene Achtung vor Menschen und Gott, und könne auch von diesem nicht verworfen werden. Da zieht man nun einzelne Gebote hervor, besonders häufig die der Wohlthätigkeit, der bürgerlichen Rechtlichkeit, der häuslichen Rechtschaffenheit, der Berufstreue, der thätigen

Liebe in einem äußerst engen Kreise, und andere eben so wichtige und noch wichtigere werden übersehen und nicht beachtet.

Manche Gebote erkennen wir wohl überhaupt an, aber nicht auch ihre Gültigkeit für uns selber. Viele sind so verblendet, daß sie bei sich selbst gar nicht merken, daß sie gewisse Gebote übertreten, während sie ihre Uebertretung Andern gar wohl zurechnen. Andre meinen, gewisse Gebote gelten darum nicht für sie, weil sie ihnen gar zu schwer seien, und dies natürlich ihrer äußeren Verhältnisse wegen. Dies hört man in allen Regionen der Gesellschaft, vorab in den höchsten und in den niedrigsten. Fast jeder Stand hat seine besonderen Gebote, von denen er sich dispensirt hält. Ebenso jedes Lebensalter. Die Jugend nicht allein, auch das Alter. Und zwar läßt man diesen Grundsatz nicht bloß bei seiner Selbstbeurtheilung gelten, sondern auch bei der Beurtheilung Andrer. Andere beziehen gewisse Gebote nicht auf sich ihrer besondern Neigungen, ihres Temperamentes, ihrer Erziehung u. s. w. wegen. Andre wieder meinen, gewisse Gebote seien für sie nicht da, weil sie über sie hinaus seien; für sie auf ihrer hohen sittlichen Stufe gelten sie nicht mehr. Hierher gehört namentlich die unselige Verwechslung der geistigen Bildungsstufe mit der sittlichen, deren Höhestand sich gar nicht zu entsprechen braucht.

Manche Gebote werden überhaupt von Manchen gar nicht anerkannt, — sie betrachten dieselben als übertrieben oder unausführbar. Dies findet besonders in Ansehnng der auf das Innerste der sittlichen Gesinnung gehenden Gebote statt, deren Uebertretung zunächst nur eine innerliche bleibt, wie die Gebote in Betreff des Zorns, der bösen Lust, der Rachsucht, der Nächstenliebe, der Gewissensrichterei (Matth. 5, 21. f. 27. 28. 29. 30. 33. 38. 43. Kap. 7, 1). Oder man betrachtet eben diese Gebote wenigstens als geringfügige, auf deren Haltung nicht viel ankomme. Und hierher gehört endlich überhaupt die ganze, noch so gewöhnliche Unterscheidung zwischen bedeutenden und unbedeutenden, wichtigen und unwichtigen Geboten. Es gibt also noch genug solcher Leute, wie der Apostel sie im Auge hat. Und vielleicht nur in unsrer Versammlung keine? In irgend einem Maße würden wohl auch wir alle uns in den angeführten Fällen befinden. G e h e n w i r h i e r n u r r e d l i c h i n u n s e r G e w i s s e n! Das Wort des Apostels geht auch uns sehr bestimmt an. E s h a n d e l t s i c h h i e r n i c h t u m e i n e S a c h e, b e i d e r w i r n i c h t b e t h e i l i g t s i n d, s o n d e r n u n s r e e i g e n e S a c h e w i r d h i e r v e r h a n d e l t. D a s p r ä g e n w i r u n s h i e r g l e i c h s c h a r f e i n.

2.

Wir finden die Ansicht, daß man nicht alle Gebote zu halten habe, so natürlich. Der Apostel verdammt sie. Er sagt: Bei ihr sei die Erfüllung des Gesetzes in einigen Stücken gar keine, das ganze Thun und Lassen sei bei ihr eine einzige große Gesetzesübertretung. Wer hat nun Recht? Es gilt diese Frage zu beantworten. Denn so ganz natürlich ist doch auch für uns unsre Ansicht von vornherein nicht gewesen. Stehen wir jetzt etwa mit einer gewissen Unbefangenheit in derselben (wenn dies überhaupt möglich ist!), so haben wir es bei uns doch erst nach in uns wohl bewußtem, wenn auch nicht allemal bangem, Kampfe mit unsrem Gewissen dazu bringen können. Worauf auch Jakobus (2, 4) seine Leser hinweist. Jakobus verlangt nicht, daß wir ihm aufs Wort glauben sollen; er steht uns Rede, er gibt uns einen Beweis. Er könnte uns kurz auf unverwerfliche Autoritäten verweisen, z. B. auf 5. Mos. 27, 26: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllet, daß er darnach thue", auf 5. Mos. 29, 29: „Das Geheimniß des Herrn unsers Gottes ist geoffenbaret uns und unsern Kindern ewiglich, auf daß wir thun sollen alle Worte dieses Gesetzes". Aehnlich Gal. 3, 10, und das Wort des Herrn Matth. 5, 19: „Wer nun eines von diesen kleinsten Geboten auflöst und lehret die Leute also, der wird der Kleinste heißen im Himmelreich". Aber der Apostel macht sich's nicht so leicht, er gibt selbst einen Beweis, einen unverwerflichen, bündigen. Er sagt: Die Erfüllung des Gesetzes ist Unterwerfung unter den Willen des Gesetzgebers, Gottes. Dies ist ihr eigentliches Wesen. Die Auflehnung gegen jedes einzelne Gebot ist aber augenscheinlich Auflehnung gegen den Gesetzgeber, Gott. Hiermit offenbart sich die eigentliche Beschaffenheit der Gesinnung, und zwar eine solche, bei der überhaupt an keine Gesetzeserfüllung kann gedacht werden. Wer sich gegen den Gesetzgeber auflehnt, der kann nie und nirgends das Gesetz wahrhaft erfüllen. Mögen die einzelnen Gebote äußerlich noch so streng befolgt werden, die Gesinnung und Lebensrichtung (und auf diese kommt es zuletzt und in entscheidender Weise an bei allen Gesetzeserfüllungen) läuft dem Gesetz zuwider. Alle anderweitigen Gesetzeserfüllungen, und wenn sie es der äußeren That nach noch so sehr wären, sind ein bloßer Schein, ja noch mehr, geradezu Gesetzesübertretung. Gesinnung und Lebensrichtung sind überhaupt dem Gesetze feindselig zuwider. Du bist dem Gesetze fremd, befindest dich mit ihm nicht in Frieden, sondern im Kriege. Wirklich bestimmt durch das Gesetz ist die Gesinnung und Lebensrichtung nur dann, wenn sie ganz durch das Gesetz oder durch das

ganze Gesetz bestimmt ist, sonst ist sie mit ihm im Krieg. Wie das Gesetz selbst wesentlich Eins ist, so fordert es auch unerbittlich von denen, die es anerkennen, Einheit der Gesinnung und der Richtung.

Nichts kann einleuchtender sein. Jakobus hat Recht, wir Unrecht. Doch wir können uns noch inniger überzeugen von seinem Recht, wenn wir die Gesinnung im Einzelnen noch etwas näher betrachten, welche der Ansicht zu Grunde liegt, daß man sich in Ansehung einzelner Gebote über das Gesetz hinwegsetzen dürfe.

Was kann uns bei dieser Ansicht das Gesetz sein?

Gottes Gesetz? Gewiß nicht. Wäre es das, so müßte durchgreifende Einheit in ihm sein; und wäre diese in ihm, so ließe sich auch mit ihm nichts Einzelnes wirklich erfüllen, ohne mit allem Uebrigen zugleich. Von jenem Standpunkte aus muß man das Gesetz für einen zufälligen zusammengewehten Haufen von allerlei Satzungen halten, die durch keine innere Einheit zusammengehalten sind. Und meinen wir dennoch wirklich, das Gesetz sei Gottes Werk: desto schlimmer! Denn welche Ehrfurcht müssen wir vor dem Gott haben, mit dem wir so umgehen, wie kein Mensch es sich bieten läßt. Welche Vorstellung müssen wir dann von Gott haben, wenn wir meinen, er lasse sich so etwas gefallen, er lasse uns so eine Auswahl aus seinen Geboten treffen nach unserm Geschmack, er sei mit einem solchen bedingungsweisen Gehorsam zufrieden, der sich da zurückzieht, wo er eben erst angehen würde. Heißt das seinen Willen wider unsre Meinung thun?

Aber was für eine Vorstellung überhaupt sollen wir vom Gesetz haben? Kein Gesetz als solches kann zulassen, daß man sich im Ansehen einzelner seiner Forderungen Ausnahmen herausnehme. Auch das bürgerliche Gesetz nicht. Damit ginge sein Zweck ganz verloren. Wer das nicht sieht, kennt überhaupt die eigentliche Bedeutung und Meinung des Gesetzes gar nicht, hat überhaupt noch gar nicht darüber nachgedacht, was ein Gesetz in Wirklichkeit ist und will. Auch hier wieder die alte unselige (und doch so strafwürdige) Gedankenlosigkeit! Kurz, bei jener Meinung ist uns das Gesetz nur eine Last, die wir gedankenlos tragen, weil sie uns einmal aufgelegt worden ist durch Erziehung und Gewohnheit, weiter nichts. Welche unwürdige Gesinnung!

Welches kann denn überhaupt bei jener Ansicht die Vorstellung des Menschen von der Sittlichkeit, sein sittlicher Standpunkt sein, auf dessen Unabhängigkeit von der Frömmigkeit man sich oft gerade hier viel zu

Gute thut? Er gibt sich oft mit vielem Selbstgefühl für einen würdigen. Sehen wir zu.

Lieben Solche, welche die betreffende Ansicht haben, wirklich die Tugend, sind sie im Allgemeinen wirklich Tugendhafte: wie können sie die Gesetzesübertretung in so manchen einzelnen Stücken an sich ertragen?

Sie wollen wirklich in der Heiligung stehen; ihr Leben, meinen sie, sei rein bis auf diese wenigen von ihnen ausgenommenen einzelnen Punkte. Aber wie können sie auf dem sonst reinen Gewande diese einzelnen Schmutzflecken ertragen? Grauen dieselben sie nicht an, je reiner das Gewand sonst ist, desto mehr? Brennen sie diese Brandmale in dem sonst reinen Gewissen nicht? Je reiner das Gewand sonst ist, desto gräulicher müssen sie ihnen erscheinen. Oder hängt Einer wirklich theilweise dem Gesetz aufrichtig an, und ist nur in einzelnen Beziehungen mit ihm überworfen: wie mag er da Wohlgefallen an sich selber haben und Respect vor sich selber, bei solchem Widerspruch, in dem er mit sich selber steht, bei solchem Hinken nach beiden Seiten, bei solcher Zerrissenheit in sich selber? Die Antwort ist einfach: Es ist eben gar keine Zerrissenheit da.

Aber warum dispensiren sich denn nun die Leute, von denen wir reden, ihrer ernstlichen Liebe zur Tugend ungeachtet, von solchen einzelnen Geboten? Sie sagen entweder: weil sie eben ihnen gar zu schwer zu befolgen seien. Aber daraus müßten sie ja, wenn ihnen wirklich an der Heiligung etwas läge, vielmehr den Schluß ziehen, daß gerade diese Gebote für sie die allerwichtigsten seien, weil sie sich gerade auf diejenigen schwachen Stellen bezögen, von welchen ihnen in sittlicher Beziehung die allermeiste Gefahr drohte. Sie würden gerade für sie den allerwesentlichsten Fleiß verwenden, wohl wissend, woher diese besondre Schwierigkeit ihrer Beobachtung komme, wie sie eine von ihnen selbst durch frühere Selbstvernachlässigung verschuldete ist. Ein schöner Ernst in der Heiligung! Oder sie antworten, weil diese Gebote doch nur geringfügige seien. Geringfügige? Oft wahrlich sind es die allerausdrücklichsten, die Gebote des Dekalogs selbst. Doch lassen wir es nicht diese, sondern die zunächst auf den inneren Kern und das innere Getriebe der sittlichen Gesinnung gehenden sein. Diese also sind nur geringfügige? Sie, die gerade die allerbedeutungsvollsten sind, die eigentlich entscheidenden, weil sie auf die innere Heiligung dringen, sie, durch welche gerade die Sittlichkeit erst mehr wird als bloße bürgerliche Ehrbarkeit! Welch' ein Urtheil! welch' ein Maßstab! Was ist das schon überhaupt

für ein Sinn, der die Unterscheidung macht zwischen wichtigeren und unwichtigeren Geboten.

Und hier kommt nun die wahre Gesinnung, der wahre sittliche Standpunkt solcher Leute aus allen Verhüllungen zum Vorschein. Welch' eine niedrige Gesinnung! Kann sie die Meinung des göttlichen Gesetzes verstehen? Worein setzt sie den Zweck des Gesetzes? Wenn überhaupt in irgend etwas, in eine rein äußerliche Zucht, von der sie wohl sieht, daß sie auch für ihre selbstsüchtigen Interessen unentbehrlich ist. Was stellt sie sich für eine sittliche Aufgabe? Die rein äußerliche, sclavische Erfüllung der gröbsten Forderungen des Gesetzes. Welch' eine sittliche Gesinnung! welch' ein sittlicher Standpunkt! Nun noch einmal: warum doch entbinden sie sich theilweise vom Gesetz? Weil es ihnen eine Last ist, der sie sich gerne so viel wie möglich entladen wollen, die sie mit Widerwillen schleppen. Sie sind des Gesetzes Feinde, von Herzen ihm feind, aber seine feigen Feinde, und somit (durch die Macht der Erziehung, der christlichen Weltansicht um sie her, und ihres gemeinen Eigennutzes an dasselbe sclavisch angeschnürt) seine kläglichen Sclaven.

Welches müssen nunmehr die Wirkungen dieser Ansicht sein?

Für das Ganze der menschlichen Gesellschaft? Wir sehen's ja, welches Unheil dieser Grundsatz der Welt bringt. Was hilft da alle noch etwa übrig bleibende Befolgung einzelner Gebote der Welt? Das Gesetz hilft ja der menschlichen Gesellschaft gerade nur dadurch, daß es die das Verhalten Aller gleichmäßig leitende, und eben damit den einstimmigen Zusammenklang ihres Handelns gewährleistende Regel ist.

Und welches die Wirkungen für Die selbst, welche jene Ansicht hegen? Welche Grenze wird sie aufhalten, sich nach und nach von allen Geboten zu dispensiren? Gründe, wie sie für solche gelten, werden ihnen nie fehlen. Anfänglich werden sie sich noch, wenn ein neues Gebot an die Reihe kommt, mit schlagendem Gewissen über dasselbe hinwegsetzen; bald aber werden sie sich auch an diese neue Uebertretung gewöhnen. Und so wird eines nach dem andern abgethan. Welch' ein Abgrund der Versunkenheit und der Verhärtung, dem sie ruhigen Muths entgegengehen!

Wollen wir dem Jakobus noch nicht Recht geben? In welchem Widerspruch steht die geschilderte Gesinnung mit dem Sinne des Gesetzes, namentlich wenn wir dasselbe im Spiegel der Erscheinung Jesu Christi anschauen! Das wenigstens müssen wir eingestehen, daß Christi Gesetz ganz übertrete, wer jener Ansicht huldigt.

Und nun erinnern wir uns, daß unsre eigene Angelegenheit verhandelt worden ist.

Unser Fall stellt sich also so: Wir schmeicheln uns, — namentlich auf den Tag des Gerichtes hin — das höchste, was uns zur Last falle, sei, daß wir einige göttliche Gebote übertreten, dafür hätten wir aber doch andre wieder erfüllt. Deßhalb könnten wir getrosten Muth fassen. Jetzt heißt es zu uns: Arge Täuschung! Nichts habt ihr erfüllt vom ganzen Gesetz, gar nichts! Es ist so viel, als hättet ihr ganz unbekümmert um das Gesetz gelebt (und wie betrachten wir selbst einen solchen!). Bittere Armuth! Und nicht das allein. Das ganze Gesetz habt ihr übertreten. All euer Thun war ein feindseliger Krieg gegen das Gesetz und den Gott, in dessen Richterhände ihr fallen sollt!

Das war bloße Gesetzespredigt. Aber ihr beugender Eindruck kann uns willig gemacht haben, uns in Demuth dem Evangelium und seiner uns so sehr widerstrebenden Heilsordnung zu unterwerfen. Möge dem so sein, Amen.

XXVIII.

Das Herz der Maria für Jesum.*)

Text: Joh. 12, 1–8.

Sechs Tage vor den Ostern kam Jesus gen Bethanien, da Lazarus war, der Verstorbene, welchen Jesus auferwecket hatte von den Todten. Daselbst machten sie ihm ein Abendmahl, und Martha dienete, Lazarus aber war deren einer, die mit ihm zu Tische saßen. Da nahm Maria ein Pfund Salbe von ungefälschter köstlicher Narde, und salbte die Füße Jesu, und trocknete mit ihrem Haar seine Füße, das Haus aber ward voll von dem Geruch der Salbe. Da sprach seiner Jünger einer, Judas, Simonis Sohn, Ischariothes, der ihn hernach verrieth: Warum ist diese Salbe nicht verkauft um dreihundert Groschen, und den Armen gegeben? Das sagte er aber nicht, daß er nach den Armen fragte, sondern er war ein Dieb, und hatte den Beutel, und trug, was gegeben war. Da sprach Jesus: Laßt sie mit Frieden, solches hat sie behalten zum Tage meines Begräbnisses. Denn Arme habt ihr allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit.

Wir stehen in der unmittelbaren Nähe der Passionszeit. Es heißt heute Luk. 18, 31: „Er nahm aber zu sich die Zwölfe und sprach zu ihnen:

*) Gehalten am 1. März 1840.

Sehet, wir gehen hinauf gen Jerusalem, und es wird Alles vollendet werden, das geschrieben ist durch die Propheten von des Menschen Sohn." Für eine heilige Zeit bedürfen wir wohl einer Weihe. Oder bringen wir sie schon von selbst mit. Ein Herz, das recht aufgelegt und geschickt wäre, den Heiland auf seinem Leidensgange zu begleiten? Schwerlich. Wie wollen wir diese Weihe finden? Am natürlichsten gewiß, wenn wir uns in den Auftritt der Leidensgeschichte selbst hineinstellen, der die feierliche Einweihung Jesu selbst für seinen Leidensgang ist. Hier können wir anschauen, welch' ein Herz dazu gehört, Jesu Leiden zu verstehen und zu theilen, an der Maria.

So lasset uns denn betrachten:

Das Herz der Maria für Jesum.

Und geben wir

1. eine Beschreibung
2. eine Beurtheilung dieses Herzens.

1.

Was der Maria Herz für den Heiland erfüllt, ist Liebe, volle, heiße Liebe. Aber es ist an ihr für uns mancherlei Auffallendes, weil der gewöhnlichen Liebe zu Jesu, die wir etwa in uns und bei uns selbst finden, fremdes, ja wohl im Gegensatz zu ihr Stehendes. Darum erscheint uns diese Liebe der Maria so eigenthümlich. Welches sind die eigenthümlichsten Züge an ihr?

Sie ist eine ganz persönliche. Sie geht nicht auf das, was Jesus ist, sondern auf den, der er ist. Nicht auf den Messias, nicht auf den Lehrer und Propheten, nicht einmal auf den Erlöser, sondern auf diese Person, die ihr das Herz abgenommen hat. Daher drängen sich nun auch die Erweisungen ihrer Liebe so ganz dicht an seine Person heran. Martha dient ihm bei dem Gastmahl; das genügt der Maria nicht.

Sie tritt mit ihren Liebeserweisungen näher an Jesum heran; sie sucht einen stärkeren Ausdruck für ihr Gefühl. Sie sucht die thätigen Erweisungen ihrer Liebe zu Jesu in so nahe Beziehung zu seiner Person zu bringen als nur immer möglich. Sie will etwas hingeben rein um Jesu willen. Diese Art von Liebe zu Jesu ist bei uns gewiß nicht gewöhnlich.

Was wir bei uns tragen von Liebe zu ihm, gilt gewöhnlich dem weisen, tugendhaften Lehrer, oder dem Sohne Gottes, oder auch dem Erlöser; sehr selten aber gerade dieser bestimmten Persönlichkeit, diesem bestimmten liebenswürdigen Charakter; es gilt dem allgemeinen Begriff, dem Abstractum, nicht der wirklichen lebendigen Person, dem Concretum.

Und doch beruht gerade auf diesem letzteren Umstande die eigentliche Innigkeit unsrer Liebe zu Jesu, wie wir hier recht anschaulich sehen können. So ja auch sonst. Die Liebe, die bloß den weisen, vortrefflichen Mann, ja wohl auch den Wohlthäter liebt, ist kalt. Und so verhält es sich auch mit den Erweisungen unsrer Liebe. Wie selten wünschen wir ernst oder lebhaft, sie direct auf Jesum richten zu können, wie wenig eigentliche Andacht zu Jesu! Immer nur auf gute, gemeinnützige Werke überhaupt ist unsere Liebe gerichtet.

Die Liebe der Maria zu Jesu ist eine demüthige, anbetend huldigende.

Ungeachtet Maria ein so ganzes, freudiges Herz zu Jesu hat, so ist sie doch ganz gebeugt vor ihm, weiß für sich sonst keinen Platz als zu seinen Füßen. Sie sieht ganz an ihn hinauf; und zwar nicht etwa an ein bestimmtes Prädicat von Jesu, das sie aus der Dogmatik kannte, sondern an die Hoheit seiner heiligen Seele, von deren Eindruck sie erfüllt ist.

Abermals bei uns so selten, selbst wenn wir rechtgläubige Vorstellungen von Christo haben. Und doch kann augenscheinlich erst dann unsre Liebe zu ihm ihren wahrhaft heiligenden Einfluß ausüben, wenn die Liebe der Maria ähnlich ist. Dieselbe ist auch eine lautere. Maria sucht mit ihrer Liebe zu Jesu nichts für sich selbst; sie hat nichts für sich selbst zu bitten von ihm, sondern nur ihm zu danken und ihn zu lieben.

Wie ungewöhnlich! Wir lieben Jesum meist nur, wenn wir sein bedürfen, wenn die Noth, innere oder äußere, uns zu ihm drängt als zu dem besten Helfer. Heißt das aber eigentlich *ihn* lieben; oder nicht vielmehr *uns selbst* lieben? Die Liebe der Maria ist, eben aus all diesen Gründen, eine rückhaltlos aufopfernde. Sie bringt Jesu das Beste dar, was sie hat (V. 2). Sie fühlt es, daß Opfern die Natur und die Nahrung der wahren Liebe ist. — Und wie? Ist Aufopfern auch die Art unsrer Liebe zu Jesu? *Ihm* uns aufopfern? *rein um seinetwillen* uns hingeben? Es gibt auch in unsern Tagen solche Beispiele; aber wenige, und sie müssen sich erst mit Mühe Anerkennung verschaffen. Und doch ist gerade diese Liebe die heldenmüthige, die Christus braucht.

So als aufopfernde ist sie zugleich eine rücksichtslos unbefangene. Maria opfert mehr als bloß die Salbe. Sie setzt sich hinweg über manche Rücksicht, über manches spöttische Lächeln, selbst über die Verkennung mancher Besseren. Sie gibt sich unbefangen, wie sie ist, auch vor den Menschen. Ohne sich zur Schau zu tragen, verbirgt sie sich nicht furchtsam. Die Rücksicht auf den Herrn, dem sie ein wohlgefälliges Werk zu thun sich bewußt ist, läßt sie alle übrigen Rücksichten vergessen. Ist sie sich doch der Lauterkeit und Wahrheit ihrer Liebe bewußt: so braucht sie ja Sein Urtheil nicht zu fürchten. Wie befangen und scheu, sich vor den Menschen zu offenbaren, ist dagegen unsre Liebe zu Jesu. Das, was die Menschen ein Uebermaß der Liebe zu Jesu nennen, das sehen zu lassen, sind wir so scheu. Eben dies aber ist erst wirkliche Liebe zu ihm. Denn was man in dieser Beziehung für das rechte Maß gelten läßt, ist so unendlich wenig. Es fehlt unsrer Liebe zu Christo eben so oft die Kühnheit und Lauterkeit, und darum haben wir zum Wohlgefallen des Herrn selbst an ihren Erweisungen keine freudige Zuversicht. Und doch ist gerade nur bei solcher Unbefangenheit und Liebe ein wirkliches Bekenntniß Jesu möglich. Und die Gelegenheit dazu ist so tausendfach. Sonst sind keine Heldenthaten für Christum möglich, deren er zu allen Zeiten bedarf. Und dabei ist sie doch eine so zarte oder sinnige. Sie weiht ihn zu seinem Tode. „Sie hat gethan, was sie konnte; sie ist zuvor gekommen, meinen Leichnam zu salben zu meinem Begräbniß“ (Marc. 14, 8). Sie gießt Balsam auch in sein Herz, in den Schmerz seiner Seele, in dem sie ihm zum voraus zeigt, wie innig er um seiner Schmerzen willen werde geliebt werden.

Der Duft der Salbe, der das Haus erfüllt, ist ein unwillkürliches Sinnbild der Lieblichkeit und Seligkeit, die da ist, wo der Heiland in einer ihn liebenden Seele wohnt. — Wie unschön und unzart sind bei uns gewöhnlich die Ausbrüche der Liebe zu Jesu! Namentlich wie verletzend oft für Solche, denen wir alle Rücksichten liebevoller Zartheit schuldig wären! Und doch machen sie gerade erst durch ihre Anmuth und Schönheit den rechten Eindruck für Die, welche die Liebe zu Jesu noch nicht kennen.

2.

Wie wollen wir die Herzensstellung der Maria zu Jesu nennen? Der Erlöser hat sie gut geheißen und vertheidigt. Muß er sie etwa auch gegen uns vertheidigen?

Nein gewiß nicht, wir werden sie selbst als eine köstliche rühmen.

Ist sie etwa zu schön? Denken wir uns den Auftritt von Künstlerhänden dargestellt! Welche Herzensstellung ist schöner, diese oder unsre gewöhnliche? Nichts unschöner als eine laue Liebe, zumal zu einem solchen Gegenstande. Wer ist schöner, der Zöllner oder der Pharisäer?

Oder ist sie etwa nicht edel? Um so zu empfinden, mit einer solchen Fülle überströmender Liebe, wird dazu etwa kein edles Herz gefordert? Keine Herzensstellung gegen Jesu ist eines edlen Gemüths würdiger. Könnten wir uns einer solchen Liebe zu Jesu schämen? Es kommt hier noch ein besonderer Umstand hinzu. Hier ist nämlich eine Jesu liebende Seele, die ihn nicht als eine große Sünderin liebt, in deren Seele die eigentliche Gewalt der Sünde keine entstellenden Züge eingegraben hat. Hier ist keine Magdalena. Und doch wie ergreifend ist das Dahinschmelzende ihrer Liebe. Das glauben wir immer nicht, daß auch schon die sittliche Schönheit Jesu für sich das Herz so hinnehmen kann, auch wenn nicht die schreckenden Gewitterstürme eines schwer beladenen Gewissens hinzukommen. Hier sehen wir das zu unsrer Beschämung. Wenn wir eine Liebe zu Jesu hätten wie Maria, wären wir dann wohl edler oder unedler als jetzt? Wenn sie auch nur in dem innersten Heiligthum unsrer Seele als heilige Flamme glühte: wäre das nicht ein edles, hohes Licht und eine heilige Wärme!

Ist sie endlich selig? Welche Liebe zu Jesu ist seliger, diese oder unsre gewöhnliche? Wird Maria wohl eine seligere Stunde bis dahin in ihrem Leben gehabt haben?

Und in der Lage der Maria war gewiß eine solche Herzensstellung gegen Jesum durchaus natürlich. Sie hat ihm ja schon längst angehangen mit inniger Liebe (Luk. 10, 38). Jetzt hat er ihr ihren Bruder aus dem Tode wiedergeschenkt und vor ihren Augen seine Herrlichkeit geoffenbart wie nie zuvor. Ein Dankfest für solche Liebe wird feierlich begangen. Jesus ist mit leutseliger Freundlichkeit unter den Gästen. Und auch in weiteren Kreisen wirkt die große That heilbringend. Jesu Sonne scheint in den Mittag einzutreten. Aber er sieht freilich ganz anders in seine Zukunft. Er sagt voraus, daß sein Ziel unmittelbar nahe sei; und Maria faßt seine Rede besser als die Jünger. Sie sieht sogar mit ihren Augen, wie sich mehr und mehr alles zu seinem Verderben verbündet. Sein Untergang ist nunmehr beschlossen, und eben jene herrliche That an ihrem Bruder hat dazu den entscheidenden Ausschlag gegeben. Was müßten wir von der Maria urtheilen, wenn sie unter solchen Umständen kein solches

Herz zu Jesu gehabt hätte? Wäre das Gegentheil etwa natürlicher gewesen?

Und für uns selbst wäre auch nichts natürlicher, als daß wir uns Jesu gegenüber in der nämlichen Lage, und also auch in der nämlichen Herzensstellung befänden.

Es scheint uns jedoch vielleicht nur so. Ein ungeheurer Unterschied scheint stattzufinden zwischen der Maria und uns. Jesus war der Maria persönlich nahe, persönlich vertraut, für uns ist er nur eine geschichtliche Person. Aber Jesus lebt noch immer, ist uns noch immer nahe, wenn wir nur das Auge aufthun (Matth. 28, 20). Ja, nach der kirchlichen Dogmatik ist er das, die uns nicht gilt! O nein, auch nach unsrer eigenen Dogmatik müssen wir ihn so ansehen. Wir glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an die göttliche Natur unsres Geschlechts und an die reine Heiligkeit Jesu. Nun, was muß nach unsren eigenen Vordersätzen durch den Tod aus diesem ganz in Gott lebenden, ganz vom Glauben an Gott und gehorsamer Liebe gegen ihn erfüllten Jesus geworden sein? O, daß wir nicht so gedankenlos wären; daß wir doch die nicht zu berechnende Bedeutung einer wirklich heiligen menschlichen Lebensentwicklung uns zu vergegenwärtigen, zu würdigen wüßten! Dieser Jesus muß erhöht und in dieser Erhöhung von Denen ungeschieden sein, denen er sich ganz hingegeben hat in sich selbst vergessender Liebe. Im Gebet können auch wir noch ebenso nahe an ihn heran mit unsrer Liebe wie Maria. Wenn an Gott, warum nicht auch an Jesum?

Aber uns hat Jesus keinen Bruder wiedergeschenkt, und vor unsern Augen hat er keine solche Herrlichkeit geoffenbart. Nicht? Hat er uns nicht mehr geschenkt als einen Bruder? An wem liegt die Schuld als an uns, wenn er uns nicht unsern Gott wiedergegeben hat, Frieden mit ihm, seine Gnade und Liebe für alle Ewigkeit? Ist das nicht mehr als ein geliebter Bruder? Wie unbegreiflich verkehrt schätzen wir doch den Werth der Dinge! Sind wir bekehrt durch ihn, ist das eine kleinere Offenbarung seiner Herrlichkeit? Auch die Bekehrung des Sünders ist eine Auferstehung aus dem Tode zum Leben, und zwar aus dem ewigen Tod zum ewigen Leben. Aber wir wissen bei uns vielleicht nichts von einer solchen durchgreifenden, entscheidenden Bekehrung, wir stehen vielleicht von klein auf im Stande der Gnade und Heiligung. Nun, wem sonst verdanken wir dies denn als dem Erlöser? Soll der Dank dafür etwa unser Herz nicht schmelzen? Nicht gerade um so inniger, je wahrer unsre Heiligung ist. In dem Auswischen

der Sünde bis in ihre feineren Züge hinein zeigt sich wahrlich keine geringere Herrlichkeit Jesu. Wie so ganz anders würden wir doch in dieser Beziehung urtheilen, wenn uns nur eben an dem Zustande unsrer Seele mehr läge, wenn er uns nur das wichtigste wäre! Wenn dem nicht so ist, dann freilich muß sich alles verkehrt stellen für unser Bewußtsein.

Aber wir erleben wenigstens davon nichts mehr, daß Jesus, verschmäht mit seiner Liebe von der schnöden undankbaren Welt, durch Schmerz und Leiden hindurchzugehen hat? Auch dies wahrlich. Und von unsrer Seite selbst. Die Verblendung oder die Verschmähung der Welt wird nur immer wehethuender, je länger sie dauert. Der Herr siegt wohl immer herrlicher; aber seine Siege rufen auch immer wieder neue Auflehnungen der Welt wider ihn hervor. Wir selbst gehören zu seinen Gegnern, über die er weinen muß. Aber, meinen wir, das macht ihm keinen Schmerz mehr. O, dieß ist eben unser Wahn. Je höher die Liebe steigt, desto tiefer wird selbst der Schmerz über ihre Verschmähung. Fürchten wir uns nur nicht davor, uns Jesum hier recht menschlich fühlend vorzustellen. Ja gewiß, es thut ihm noch immer wohl, wenn er einmal auf solche Liebe stößt, mitten unter so viel lauer Liebe.

Ja, in der That, unsre Lage Jesu gegenüber kann nur durch eine unbegreifliche Unnatur auf unsrer Seite eine andere sein als die der Maria. Auch für uns ist ihre Herzensstellung zu Jesu die einzig natürliche.

Und darum muß doch wohl auch im innersten Grund der Seele etwas von ihrer Liebe zu Jesu in uns sein. O halten wir dies kleine Fünklein hoch; schämen wir uns seiner nicht; drängen wir es nicht zurück; lassen wir es ihm darbringen, der Heiland wird es nicht verschmähen; es wird ihm wohlthun; und er wird es uns schon innerlich zu bezeugen wissen, wie wohl es ihm thut, — wenn auch die Menschen die Achseln darüber zucken. Ein solches Zeugniß des Herrn wie bei der Maria: „Lasset sie in Frieden — was bekümmert ihr sie — sie hat ein gutes Werk an mir gethan“ (Marc. 14, 6), wie viel wiegt das nicht auf! Amen.

XXIX.

Die Ungewißheit in Ansehung Jesu.*)

Text: Joh. 10, 22—27.

Es war aber Kirchweihe zu Jerusalem, und war Winter. Und Jesus wandelte im Tempel, in der Halle Salomos. Da umringten ihn die Juden, und sprachen zu ihm: Wie lange hältst du unsere Seelen auf? Bist du Christus, so sage es uns frei heraus. Jesus antwortete ihnen: Ich habe es euch gesagt, und ihr glaubet nicht. Die Werke, die ich thue in meines Vaters Namen, die zeugen von mir. Aber ihr glaubet nicht; denn ihr seid meine Schafe nicht, als ich euch gesagt habe. Denn meine Schafe hören meine Stimme, und ich kenne sie, und sie folgen mir.

Derselbe Auftritt, der in unserm Texte geschildert ist, wiederholt sich immer unter uns noch oft: darum versetzen wir uns auch heute wieder in ihn hinein. Was wir in ihm kennen lernen, ist die Ungewißheit in Ansehung Jesu.

Von der Ungewißheit in Ansehung Jesu

lasset uns nun heute mit einander reden und zeigen:

1. was mit ihr gemeint ist;
2. was sie bedeutet;
3. worin sie ihre Ursachen hat.

1.

Wir verstehen unter der Ungewißheit in Ansehung Jesu keineswegs alles, was die Menschen häufig unter sie rechnen. Unter Gewißheit in Ansehung Jesu verstehen viele, daß sie einen festgeschlossenen Lehrbegriff über Jesu besitzen, — oder wohl gar einem bestimmten Lehrbegriff (etwa dem ihrer Kirche) zuversichtlich anhangen, ihn unbedingt behaupten, unter Schließung der Augen gegen Alles, was sich mit ihm nicht ins Reine bringen lassen will. — Einen solchen festen Lehrbegriff von Jesu haben, ist gewiß ein großes Ding, und die „Kirche“ muß wohl einen solchen haben.

*) Gehalten am Sonntag Rogate, den 16. Mai 1841.

Aber von ihm die Gewißheit in Anschauung Jesu überhaupt abhängig machen, das wäre eine unverantwortliche Härte. Ja, wenn wir die Sache so faßten, da könnten viele mit Recht sagen, sie vermöchten nicht zur Gewißheit über Jesum zu kommen, zumal in unsern Tagen, wo die Kirche selbst zum großen Theil die Zuversicht ihres Bekenntnisses eingebüßt hat. Hieße, einen bestimmten theologischen Begriff von Christo annehmen, recht gewiß sein in Anschauung seiner, dann allerdings würde uns zugemuthet, von allen Bewegungen des geistigen Lebens um uns her abzusehen, sie blindlings zu verdammen, uns gänzlich von ihnen abzuwenden. Und bei dieser Stellung könnte dann freilich der Glaube an Jesum bei Denen, die vor allem innerlich wahr sein wollen, wenig Vertrauen erwecken. Wir machen uns den Glauben an Jesus oft schwer dadurch, daß wir immer gleich unsre Dogmatik hervorkehren. Aber dies ist augenscheinlich nicht die Gewißheit in Ansehung Jesu, die er selbst in unserm Texte uns zumuthet.

Die Zeitgenossen des Herrn, die über ihn gewiß waren, hatten noch keinen begrifflichen Ausdruck für ihr Bewußtsein von ihm. Dennoch schwebten sie nicht mehr in Ungewißheit über ihn. Was war ihnen denn von Jesu gewiß? Daß er die Wahrheit selbst sei und die Liebe selbst, der Reine, Heilige Gottes, in dem Gott selbst wohne, der eingeborene Sohn Gottes, der mit dem Vater Eins sei auf unzertrennliche Weise, darin waren sie gewiß in Ansehung seiner. Daß sie mit tiefer Ehrfurcht an ihn hinaufsehen müßten, den schlechthin Einzigen, ihn lieben müßten über alles Andere, ihm unbedingt vertrauen, ihn hören, ihm unbedingt gehorchen; daß sie ihm gegenüber sich tief schämen und demüthigen müßten als Sünder, und daß sie jetzt die Sünde verabschieden müßten, daß er aber ihnen helfen könne und wolle von der Sünde und allem ihrem Elend durch Vergebung und Mittheilung von Kraft, darin waren sie gewiß in Ansehung seiner. Daß Er allein es sei, an den sie sich halten könnten, an den sie sich in allen ihren Anliegen vertraulich zu wenden hätten, und wenn sie das thäten, so führen sie wohl, — das war ihnen gewiß.

Dies ist die Gewißheit über Jesum, von der auch wir reden: wenn auch nur erst mit anfangendem Glauben. Und ist sie etwa etwas Kleines? Etwas Geringeres als jene dogmatische, in sich fertige Gewißheit? Wahrlich nicht, so gewiß als jene die öfters nothwendige Voraussetzung zu dieser ist und ihre eigentliche Quelle. Aber deßhalb ist die Sache doch nicht von geringer Bedeutung für uns, ja gerade nur von um so höherer. Etwas äußerst seltenes ist diese (sittliche) Gewißheit unter uns, auch unter den Nichtgleich-

gültigen. Wem sie fehlt, der ist bei der tactfestesten Rechtgläubigkeit in Ungewißheit über Jesum.

2.

Gleichwohl gilt die Ungewißheit in Ansehung Jesu unter uns gewöhnlich für etwas wenig Bedeutendes und Bedenkliches. Man nimmt großen Theils an, sie sei nun einmal etwas Unvermeidliches. Freilich sonderbar! Christus sollte dazu in die Welt gekommen sein, um unser Urtheil über ihn dahingestellt sein zu lassen. Indeß entschuldbar allerdings ist diese Meinung in unsrer Zeit, wo von so vielen Seiten her energischer Protest gegen den alten Christusglauben erhoben wird, und die Kirche selbst ihn nur so schüchtern festhält. Und auf der andern Seite Jesu entschieden den Rücken zu kehren, ist doch ein Ungeheures, zumal wegen des Urtheils, welches dann auf Den fällt, der ihm den Rücken kehrt.

Die Juden in unsrem Text beurtheilen die Sache richtiger. „Wie lange hältst Du unsre Seelen auf. Bist Du Christus, so sage es frei heraus" (Joh. 10, 24), sagen sie. Gewiß: Ist Jesus wirklich der, für welchen er sich gibt, so muß unser ganzes Leben sich anders stellen. Wir haben dann ganz andere Voraussetzungen zu demselben: Gott ist Wahrheit, ein lebendiger Gott; das allein ist das unbedingt Gewisse! — Es gibt eine Sünde, die uns tief anhaftet, dem Einzelnen und dem Geschlecht, eine eigentliche und wirkliche, die weit mehr befaßt, als man allgemein darunter rechnet. Aber es gibt auch einen wirklichen Erlöser von ihr, eine *wirkliche* Vergebung und Reinigung und Befreiung von ihr, — es gibt auch einen heiligen Geist, kraft dessen *dieser Jesus* wirksam allgegenwärtig ist, — mit ihm kann ich mich in jedem Augenblick berühren vermittelst dieses Jesus, — er ist unser Gott, der Gott der Weltgeschichte, — d. h. die Welt ist sein Reich, — und in ihm ist die Menschheit auf wirkliche Weise Eins mit Gott. Wenn diese Dinge *feststehen*, wird der leben wie unser einer? Oder wird er seinen Anlauf nicht gerade nach der entgegengesetzten Richtung nehmen?

Sind uns aber diese Dinge nur auf *schwankende* Weise gewiß, dann ist uns eigentlich alles wankend, wir können zu keiner *entscheidenden* Richtung im Leben kommen, wir schweben zwischen Himmel und Erde. Daher so wenig ausgezeichnete Tüchtigkeit unter uns! Wir sind in allem unsicher; denn das ist die Grundfrage, ob man mit Gott lebe oder ohne

Gott — und diese Frage ist keine andere als die, ob man einen Erlöser habe oder nicht.

Nur diese Ungewißheit ist es eigentlich, was unsre Seele aufhält. Wäre man einmal unbedingt gewiß, Jesus sei wirklich der, wofür er sich gibt, so wüßte man mit einem Male, was man sollte, könnte und wollte, was man suchte; das Werk unsrer Erneuerung wäre mit einem Male fertig und wir gingen gerade aus mit unverwandtem Blick. Und ebenso auch bei der entgegengesetzten Entscheidung führen wir geraden Weges zur Hölle. Eine schwankende Gewißheit ist hier so viel als nichts. Sie kann uns wohl einmal von etwas Einzelnem zurückhalten; aber im Ganzen bleibt sie ohne alle Wirkung. Darum ist das wohl eine billige Forderung, daß dieser Zustand der Ungewißheit uns peinigen soll und wir suchen sollen, aus ihm herauszukommen. Wir fragen dann wie die Juden im Text. Die erste Frage, die alle weiteren bedingt, ist jedoch nun die: Worin liegt die Ursache unsrer Ungewißheit in Ansehung Jesu?

3.

Die Juden suchen die Ursache ihrer Ungewißheit in Jesu selbst, als ob er sich nicht deutlich genug erkläre.

„Wie lange spannst Du uns mit dunklen Reden?" Das ist ihre Einrede. So auch wir. Und beidemal ohne allen Schein. Mit den Worten, in denen der Jude eine Erklärung von Jesu gerade haben wollte, hatte Jesu sie nie gegeben. Er konnte auch nicht; denn wie sie den Christus verstanden, in dem Sinne war er es nicht. — Das, warum es sich bei ihnen handelte, das war es gar nicht, warum es sich bei ihm handelte; er sah sich selbst unter einem ganz anderen Gesichtspunkte an als der, unter welchem sie sich in Beziehung auf ihn die Frage stellten. So noch immer. Wir bringen gewisse Vorstellungen von Jesu schon mit, etwa aus den kirchlichen Lehrbegriffen, oder wo sonst her, und wollen nun wissen, ob Jesus das wirklich ist oder nicht. Darauf können wir denn keine genugsam klare Antwort finden. Freilich auf diesen für uns gar bequemen Weg läßt Jesus sich mit uns nun einmal nicht ein. Er sagt uns nicht, ob er der sei, wofür wir ihn etwa halten möchten, sondern er sagt uns, wer er sei, wie er sich selbst ansieht, und darnach sollen wir uns dann unsre Vorstellung von ihm erst bilden. Wir können ihn uns nicht selber wie uns beliebt zur Rede stellen, sondern er nimmt uns gegenüber seine Stellung, und darnach müssen wir uns einzurichten wissen.

Jesus weist den Vorwurf, daß an ihm die Schuld liege, unbedingt zurück. Er habe ihnen Zeugniß gegeben durch Wort und Werk; aber freilich ein Zeugniß, das auf den Glauben berechnet sei und nichts Zwingendes habe. Ihnen aber fehle der Glaube und zwar deßhalb, weil sie nicht von seinen Schafen seien. Darin liegt die Ursache ihrer Ungewißheit. Darin also, daß sie kein Auge dafür haben, wie er in Gott lebt und Gott in ihm; daß sie aus seiner Erscheinung die unmittelbare Nähe Gottes nicht anspricht, was er sich nur daraus erklären kann, daß in ihnen alle innere Verwandtschaft mit ihm und somit auch mit Gott zurückgedrängt ist. Sonst müßte er auf sie jenen gewiß unwiderstehbaren Eindruck machen.

Und ebenso verhält es sich nun auch bei uns. Wir haben Zeugniß von ihm, das damalige, und seitdem 1800 Jahre lange, einer ganzen Weltgeschichte, das alle Tage aufs neue kräftige Zeugniß, aber auf Gläubigkeit sind sie alle berechnet noch jetzt. Warten wir deßhalb nicht auf neue Zeugnisse von Christo; sie würden immer wieder von derselben Art sein, wie die alten. Verfehlen sie bei uns ihre Wirkung, so liegt auch bei uns der Grund, und zwar darin, daß wir nicht von den Schafen des Herrn sind, daß uns die innere Verwandtschaft mit Jesu, und eben damit der Sinn für das Göttliche fehlt. Und was sagen wir nun zu dieser Ursache der Ungewißheit in Ansehung Jesu?

Können wir den Gedanken ertragen, daß uns die innere Verwandtschaft mit Jesu abgeht, die Sympathie mit ihm? In Beziehung auf jeden Anderen wäre das zu ertragen. Wer muß Jesus sein, daß in Beziehung auf ihn ein solcher Gedanke so furchtbar ist? Nun dann bitten wir ihn daß er das unter der Asche doch noch verborgene Fünklein der Verwandtschaft mit ihm durch seinen Geist wieder hervorziehe, daß er dasselbe zu einer lebendigen Flamme der Liebe anfache, daß er uns so gewiß mache in unserm Glauben an ihn. Amen.

XXX.

Der Anstoß an den geheimnißvollen Lehren des Christenthums.*)

Text: 1. Cor. 2, 6—8.

Da wir aber von reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen: nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen; sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unserer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn wo sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuziget.

Wir feiern heute eins von den Festen, die im Ganzen wenig Anklang finden. Warum? Zum Theil vielleicht, weil sein Gegenstand ungeeignet ist, zum Gegenstand einer Festfeier zu werden; — denn es liegt dem heutigen Feste keine geschichtliche Thatsache zu Grunde. — Zum Theil aber auch, weil er für so Viele Gegenstand des Anstoßes ist: es ist dies die geheimnißvolle Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit. Es geht ihr wie den übrigen geheimnißvollen Lehren des Christenthums. Sie sind Gegenstand des Anstoßes von Anfang an gewesen, wie der Text zeigt, wenigstens außerhalb der Kirche; sie sind es vor allem auch in unsern Tagen, und zwar innerhalb der Kirche selbst. — Was sollen wir nun zu diesem allgemeinen Anstoß sagen? Ihn gut heißen? — Uns sein freuen? Wie könnten wir dann wirklich Glieder der Kirche sein, ja auch nur irgend einigen Werth auf das Eigenthümliche des Christenthums legen. Ihn ohne weiteres verdammen? Das wäre bei solcher Allgemeinheit, wenn wir es so frisch weg thäten, wider die Liebe, und überdies höchst unbesonnen. Was also thun? Wir wollen den Anstoß zum Gegenstand unsrer ernsten Aufmerksamkeit machen, und betrachten nunmehr also

Den Anstoß an den geheimnißvollen Lehren des Christenthums.

Wir müssen

1. uns klar zu machen suchen, wie es sich mit diesen geheimnißvollen Lehren, ihrem eigentlichen Wesen verhält, um
2. den Anstoß an ihnen richtig beurtheilen zu können.

*) Gehalten den 6. Juni 1841, am Trinitatisfest.

1.

Welche Lehren des Christenthums haben wir denn vorzugsweise im Auge, wenn wir von geheimnißvollen reden? Die Trinitätslehre — die Lehre von der Gottmenschheit des Erlösers — die Lehre von der Versöhnung der Sünde durch den Erlöser — die Lehre von den Gnadenwirkungen — die Lehre von der Wiedergeburt. Also gerade die eigentlichen Kernlehren des Christenthums. Wo kommen diese Lehren nun eigentlich her? Wir haben sie zunächst aus der Hand der Kirche empfangen. Und wo hat sie die Kirche her? Hat sie dieselben selbst gemacht? Zurecht gearbeitet zwar hat sie dieselben, aber nicht erfunden. Wo hat sie dieselben denn hergenommen? Aus der heiligen Schrift? Ja und nein, wie man will. So wie die Kirche diese Lehren vorträgt, so hat sie dieselben augenscheinlich nicht aus der heiligen Schrift; aber bestimmte Analogien derselben, die Keime derselben, diese finden sich allerdings in der heiligen Schrift. Aber woher kommen diese nun in die heilige Schrift? Durch die ausdrückliche Lehre des Erlösers? Das läßt sich nur sehr uneigentlich sagen. Nicht zuerst hat Jesus solche Sätze gegen seine Jünger ausgesprochen; erst hintennach, nachdem seine Gläubigen schon selbstständig auf sie gekommen waren, drückt er ihnen bestätigend sein Siegel auf durch eigene ausdrückliche Erklärungen. Oder kamen sie in die Schrift durch die Inspiration des heiligen Geistes? Ja wohl, nur nicht in dem Sinn, in welchem dies hier geantwortet zu werden pflegt, durch eine Eingießung von außen her. Nun wie denn? Sie kamen in die Schrift durch die eigene Erfahrung der ersten an Jesum Gläubigen, eine Erfahrung, die sich noch immer bei jedem für den Erlöser Empfänglichen wiederholt. Jene Lehren sind durchaus nichts als der gedankenmäßige Ausdruck der eigenthümlichen Eindrücke, welche die ersten an Jesum Gläubigen von Jesu und seiner Geschichte und Wirksamkeit, der irdischen und der himmlischen, empfingen. Diese Eindrücke waren zwar ursprüngliche Gefühle, die aber nach einer in der menschlichen Natur liegenden Nothwendigkeit sich bald auch zu eigentlichen Vorstellungen und Gedanken hervorarbeiteten, an denen nun die Kirche fort und fort arbeitete, um sie zu einem immer angemesseneren Ausdruck jenes eigenthümlichen Eindrucks auszubilden, was allerdings der Natur der Sache nach nur sehr allmählich und annäherungsweise gelingen konnte. Dies ist nun an den einzelnen Lehren nachzuweisen. Der ursprüngliche Ausgangspunkt derselben ist die Ueberzeugung von der Gottheit des Erlösers, und demnach die Vorstellung von seiner Gottmenschheit. Hierin liegt schon mit die bestimmte

Nöthigung, in der Gottheit selbst Unterschiede zu sehen, also der Anfang der Trinitätslehre. Dann kam die Vorstellung von der Versöhnung der Sünde der Welt durch den Erlöser und die von den Gnadenwirkungen.

Zweierlei ist also bei diesen geheimnißvollen Lehren wohl zu unterscheiden, zuerst ihr eigentlicher Grundstoff, die christlich religiöse Erfahrung, deren gedankenmäßiger Ausdruck sie sind, — und dann dieser gedankenmäßige Ausdruck selbst.

2.

So wie es gemeinhin geschieht, werden wir nun wohl den Anstoß an den geheimnißvollen Lehren des Christenthums nur ansehen können als ein Zeichen scharfen Verstandes, als etwas bei gehöriger Verstandsbildung Unumgängliches. Dagegen müssen wir schon durch die Bemerkung mißtrauisch werden, daß gerade die tief denkende Vernunft zu allen Zeiten auf Aehnliches gekommen ist (namentlich in der Trinitätslehre), und auch in unsrer Zeit wieder, indem zuerst von philosophischer Seite her wieder aufmerksam gemacht worden ist auf die Bedeutung dieser Lehren. Ohne weiteres widersinnig, der Vernunft widersprechend nennt das tüchtige, seiner selbst mächtige Denken diese Lehren nicht.

So nennt gerade die Verstandesschwäche sie. Wenigstens sollte man doch nimmermehr eine Ehre suchen in der Verachtung derselben. Alberne, wunderliche, überflüssige Erzeugnisse müßiger und verwirrter Grübler sind sie nicht. Ja, sie sind überhaupt nichts Zufälliges und Unwillkürliches, sondern aus dem innersten Leben der Kirche selbst hervorgewachsen, sie beziehen sich auf die heiligsten Interessen der christlichen Frömmigkeit. Daher auch der lebhafte Kampf um sie. Und sie sind ein Werk der höchsten Geistesanstrengung, wie gleichfalls die Geschichte lehrt. Sie leichtsinnig mit Verachtung wegwerfen, heißt sich selbst schmähen.

Aber deßhalb wollen wir auch nicht über jeden Anstoß an diesen Lehren kurzweg den Stab brechen. Er ist gar verschiedener Art. Es kommt hier Alles auf die Quelle an, aus welcher er stammt, und auf den Gegenstand, auf den er sich eigentlich bezieht an dieser Lehre. Je nachdem sie verschiedene sind, muß auch das Urtheil ein anderes sein.

Der Anstoß kann kommen aus Mangel an richtiger Einsicht in die Natur der geheimnißvollen Lehren: so daß man ihre Grundlage (ihren Grundstoff), die religiöse Grunderfahrung, von ihrem gedankenmäßigen Ausdruck überhaupt noch gar nicht unterscheidet. So bei sehr Vielen. Natür-

lich nur bei Solchen, die wenigstens nicht mit leichtsinnigem Spott über die Sache dahinfahren. Dann ist der Anstoß allerdings entschuldbar. Doch auch nicht ohne Schuld. Denn jener Mangel an Einsicht setzt doch eine große Gedankenlosigkeit voraus, einen großen Mangel an Nachdenken und Aufmerksamkeit auf unsre religiösen Zustände und unser frommes Bewußtsein: was dem evangelischen Christen am wenigsten geziemt.

Der Anstoß kann sich bestimmt beziehen auf den religiösen Grundstoff dieser Lehren, die Grundthatsachen der christlichen frommen Erfahrung, die in ihnen gedankenmäßig ausgedrückt sind. Dann steht es übel. Dann muß man jedenfalls noch so gut wie außerhalb des Christenthums stehen mit seinem religiösen Bewußtsein. Wer im Christenthum lebt, der wird sympathisiren mit jenen Lehren. Die Aufgaben, welche jene Lehren lösen wollen, müssen auch ihm sich stellen. Wer auch diese Aufgaben belächelt, mit dessen Christenthum muß es mißlich stehen. Ja, wenn es vielleicht eben das Ueberschwängliche an jenen Grundthatsachen wäre: dann müßte es mit seiner Frömmigkeit überhaupt schlecht stehen, ja mit seiner ganzen Sittlichkeit, er müßte eine gemeine, an der Scholle klebende Seele sein.

Der Anstoß kann sich beziehen nur auf die gedankenmäßige Fassung jenes Grundstoffs. Dann wollen wir sehr vorsichtig urtheilen. Dieser Anstoß kann sehr wohl gegründet sein. Allerdings haben wir ein volles Recht von jenen Formeln zu fordern, daß sie in sich selbst klar und widerspruchslos sind. Denn sind sie dies nicht, so dienen sie überhaupt zu nichts, sondern hindern nur. Darnach zu fragen, haben wir sehr das Recht, und je frömmer wir sind, ein desto dringenderes Interesse, namentlich auch wegen der frommen Gemeinschaft. Ueberflüssig kann diese Frage nicht sein; denn wer möchte unbedingt einstehen für die Richtigkeit der Formeln der Kirche? Im Gegentheil von vornherein ist ihre Unzulänglichkeit zu erwarten, weil ihr Gelingen bedingt ist durch den jedesmaligen Stand der Entwicklung der Wissenschaft. Hier muß die Kirche volle Freiheit der Untersuchung lassen, in dem eignen Gefühl, mit der Arbeit noch nicht fertig zu sein. Wohl mag die Kirche in dieser Beziehung manches auf dem Gewissen haben, jetzt können wir die unsrige nicht mehr anklagen. Denkfreiheit, volle, muß sie uns gewähren, bei aller Gläubigkeit. Das verlangen wir, dazu haben wir auch das Recht. Eine Verachtung des kirchlichen Denkens findet hierbei nicht Statt.

Ein solcher Anstoß muß sich vielmehr von Zeit zu Zeit im Großen in der Kirche wiederholen, parallel mit den großen Wendepunkten in der

Entwicklung des Denkens. Die Kirche muß von Zeit zu Zeit ihre Lehre in eine neue Form umgebären. Ein solcher Anstoß (es ist eigentlich gar kein Anstoß nehmen) ist der Kirche etwas sehr Nöthiges, was sie vorwärts treibt. Nur muß eigentlich mit diesem Anstoß in der Kirche ihr selbst immer schon das Vermögen des Bessermachens mitgegeben sein; und wenn dem anders ist, so ist dies für die Kirche im Ganzen kein gutes Zeichen, und sie hat sich deßhalb zu demüthigen.

Es gibt aber auch ein Nichtanstoßnehmen an diesen Lehren, das vollkommen werthlos ist, ja anklagenswerth. Nämlich, wenn einem der Grundstoff dieser Lehren fehlt, die christlichen Grunderfahrungen, dann hat man an diesen Lehren, und wenn man sie noch so fest hält, gar nichts. Ja, wenn man dann an ihnen keinen Anstoß nimmt, so kann der Grund nur in dem völligen Mangel an Nachdenken über die religiösen Dinge liegen, an völliger Interesselosigkeit in Beziehung auf sie.

Hiernach prüfen wir uns selbst, beurtheilen wir unsre Neigung oder Abneigung gegen die geheimnißvollen Lehren des Christenthums. Sie ist nichts Gleichgültiges, sondern ein sehr bedeutungsvolles Symptom des Standes unsres Christenthums selbst. Die geheimnißvollen Lehren desselben können Niemanden vom Christenthum zurückhalten, sondern nur der Mangel an wirklich lebendigem Christenthum kann zurückschrecken von den geheimnißvollen Lehren desselben. Und möge unser Anstoß mehr und mehr auf dem gezeigten Wege beseitigt werden. Amen.

XXXI.

Gottes Grundsatz, uns durch Demüthigung groß zu machen.*)

Text: Psalm 18, 36.

Du gibst mir den Schild deines Heils, und deine Rechte stärket mich; und wenn du mich demüthigest, machst du mich groß.

Die Leidensgeschichte des Herrn macht einen demüthigenden Eindruck auf uns. Deßhalb eben stößt sie so Viele ab. Dasselbe gilt aber auch von der ganzen christlichen Heilsordnung, überhaupt von allem Verhalten Gottes gegen die Menschen. Aus ihm ergibt sich der Grundsatz, den David im Text ausspricht. Es ist Gottes Grundsatz, durch Demüthigung uns groß zu machen. Dieser Grundsatz scheint uns leicht und willkürlich, indem sich darin ein herrischer, liebloser Sinn Gottes darlege; und dies stößt uns von Gott zurück, oder wir glauben ihn Gott nicht zuschreiben zu dürfen. Und beides ist sehr verderblich. Darum ist es wichtig uns davon zu überzeugen, daß er kein willkürlicher ist, daß zwischen unsrer Demüthigung und unsrer Erhöhung ein unauflöslicher Zusammenhang stattfindet. Betrachten wir also näher:

Gottes Grundsatz, uns durch Demüthigung groß zu machen.

Wir wollen

1. den Grund dieses göttlichen Grundsatzes untersuchen, und
2. eine kurze Anwendung davon für uns nehmen.

1.

Der Mensch ist schwach, ohnmächtig, der Einzelne vergänglich, — es besteht ein großes Mißverhältniß zwischen seinen Wünschen und ihrer Erfüllung, seinen Bestrebungen und ihren Erfolgen. Das menschliche Geschlecht überhaupt, schon weil es in seinen Einzelwesen dahinwelkt, und, was erreicht wird, fast nie für Die erreicht wird, die es erstreben, ist schwach. Und nicht

*) Gehalten Sonntag, den 13. März 1842.

nur ist der Mensch schwach, er ist sündig, ja eben vor allem durch die Sünde ist er schwach.

Aber er kann groß, herrlich sein: das sagt uns auch eine nicht zu betäubende Stimme. Er kann groß sein vermöge seines Verhältnisses zu Gott, wenn er sich ganz an ihn anschmiegt. Dies ist die rechte Vorstellung von der Würde des Menschen, die auf der Erkenntniß beruht, wie der Mensch für sich genommen nichts ist, ja eine verächtliche Creatur, aber etwas Unendliches werden kann vermöge seines eigenthümlichen Verhältnisses zu Gott. Auf diesem letzteren ruht seine Größe.

Dies sein sich an Gott anschließen ist aber bedingt durch das Bewußtsein um seine eigene Ohnmacht und Sündigkeit. Ohne dieses Bewußtsein bleibt er auf sich selbst beruhen. Er muß demüthig sein, sonst bleibt er in seiner Kleinheit.

Dieses Bewußtsein muß ihm aber erst kommen; er bringt es nicht mit sich auf die Welt; es macht sich nicht von selbst bei ihm. Es ist sonderbar, aber Thatsache: keiner wird durch sich selbst demüthig. Es ist aber auch natürlich genug; sich selbst überlassen, kämpft er diesem zermalmenden Bewußtsein auf alle Weise entgegen.

Und überdieß, wie soll er denn wahrhaftig zu demselben gelangen? Warum soll er sich denn messen innerhalb seines Gesichtskreises, um sich klein zu finden? Hier ist er der Größte. Der Mensch kann sich nicht selbst demüthigen, trotz all seiner Verzagtheit, seines Murrens, seiner Verzweiflung: das kann den Menschen wohl ergreifen bei dem Anblick seiner Ohnmacht und Sündigkeit, aber demüthig macht es ihn noch nicht. Nur Gott kann den Menschen demüthig machen. Soll er gedemüthigt werden, so muß Gott selbst ihn demüthigen. Er muß sich ihm zeigen, und so und indem er zugleich in ihm des Menschen Urbild erkennen läßt, ihm einen Maßstab geben, an dem er sich messen kann, und 'zugleich ihm Zutrauen erwecken, daß er sich ihm nahen könne. Beides ist auf das unbedingteste geschehen in Christo. Er muß dieser Offenbarung gegenüber den Einzelnen bei seiner schwachen Stelle ergreifen, die nur Gott kennt, wir am wenigsten, und ihn beugen. Er muß durch seine Lebensführung, die nur Gott in der Hand hat, sein Haupt, das er so leicht wieder erhebt, immer wieder von neuem beugen, um ihn in der Demüthigung zu erhalten und zu fördern.

So durch Gott gründlich gedemüthigt, wird der Mensch wirklich groß. Er ist es unmittelbar durch seine Demüthigung selbst. Schon, daß er einen solchen Gott hat und sich an ihn anhält, ist ein unendlich Großes

und stellt ihn unendlich hoch. Dies hält ihn über dem Gemeinen, gibt ihm eine ständige Zuversicht, verleiht ihm Kraft, heiligt ihn und gibt ihm eine Hoffnung auf eine nicht abzusehende Herrlichkeit. Eben dies löst seinen Egoismus und schließt sein Herz zur Liebe auf, wodurch er auch groß wird in der Gemeinschaft mit seinem Geschlecht. Eine Welt voll Demüthiger, welch ein Himmel ist sie! So ist die Demuth also mit hohem Selbstgefühl verknüpft. Durch die Demüthigung geht der reine Mensch in seiner Herrlichkeit hervor aus den natürlichen Schlacken.

2.

Ist demnach der besprochene Grundsatz Gottes mit Nothwendigkeit in der Natur der Sache gegründet, so dürfen wir uns auch nicht wundern über ihn und müssen uns schlechterdings darauf gefaßt machen, Demüthigungen zu erfahren unser Leben lang. Nicht, daß wir uns selbst Demüthigungen künstlich bereiten sollen — was nur Selbsttäuschung wäre — nämlich um groß zu werden, sondern dafür sorgt Gott schon! Dies führt aber unter den bewandten Umständen zu keiner düstern Lebensaussicht, sondern zu einer freudigen.

Es will uns zwar dieser göttliche Grundsatz wenig gefallen, aber mit Unrecht. Er sollte uns höchlich gefallen, und jedem edlen Gemüth muß er auch nach dem Obigen gefallen. Er macht uns das Leben wirklich leicht. Wer gedemüthigt wird von Gott, den kann nichts drücken, nichts niederschlagen. Ja, wenn wir nur alle Demüthigungen als von Gott hinnähmen! Alles Schwere sich eine Demüthigung sein zu lassen, welche Wohlthat! Wem dieser Grundsatz mißfällt, der ist ein feiges, träges Gemüth.

Wenn uns denn aber nun einmal das Gedemüthigtwerden so sauer ankommt, so machen wir es uns möglichst leicht! Dies steht bei uns. Sehen wir näher zu.

Ueberhaupt sträuben wir uns doch nicht, unter Gottes gewaltige Hand uns zu demüthigen; denn je stärker unser Widerstand ist, einen desto stärkeren Druck muß Gott uns auflegen.

Wir können vor Allem die Demüthigung sehr leicht haben, wenn wir uns schon durch die Offenbarung Gottes in Christo so wahrhaft demüthigen lassen, daß Gott nicht mehr nöthig hat, mit dem Druck schwerer Erfahrungen nachzuhelfen. Lassen wir uns schon unsre täglichen Sündenfälle zu

tiefen Demüthigungen dienen, so braucht er uns nicht in noch schwerere Sünden fallen zu lassen. Lassen wir uns durch das Freudige, was Gott uns auf unsrem Lebenswege schickt, demüthigen, so braucht er uns nicht durch Leiden zu demüthigen. Der Stab Sanft ist ja ihm selbst bei weitem der liebere.

Das ist die rechte Vorstellung von der Würde und Hoheit des Menschen, die auf der Erkenntniß beruht, wie der Mensch an sich nichts ist, ja sündig, aber zu Unendlichem fähig, vermöge seines Verhaltens zu Gott. — Demüthigung über unsre Schwachheit, Demüthigung über unsre Sünde, das sei darum unsre Losung. Auch jene ist schon etwas Bedeutendes. Der Demüthige hat einen großen und gnädigen Gott (denn gegen einen unversöhnlichen Gott gibt es nur Zähneknirschen): welche Seligkeit! Der Zusammenhang zwischen Demüthigung und Erhöhung ist kein willkürlicher. Nur Gott demüthigt den Menschen, sich selbst demüthigt der Mensch nicht, halten wir das recht fest! Wenn Gott sich uns offenbart, innerlich oder äußerlich, dann nur werden wir demüthig. Nichts kann uns tiefer demüthigen als der Anblick des Erlösers. Tiefe Sündenfälle, Druck der Leiden sind uns nöthig. Freuen wir uns, wenn unsre Eitelkeit gedämpft wird. Tragen wir Christo nur sein Kreuz nach. Dagegen ist uns selbst Demüthigungen machen, nicht nöthig und bringt auch nur scheinbare Wirkungen hervor. Gott sorgt schon dafür, daß wir gedemüthigt werden. — Wir sind ohnmächtig, weil wir sündig sind. – Sich seiner Schwachheit rühmen, heißt sich durch sie zu Gott führen lassen. Die Demüthigungen im Leben wollen wir stets als von Gott hinnehmen. Uns demüthigen: das heiße uns so viel als uns unsrer Schwachheit, Ohnmacht, unsrer Sündigkeit durch Erfahrung im Gefühl recht bewußt werden. Der Gedemüthigte ist der zur Wahrheit der Selbsterkenntniß gelangte, der zu Andern in das Verhältniß freundlicher Liebe gekommene Mensch. — Sich selbst demüthigen, um groß zu werden, das kommt wohl auch vor, aber es darf nichts Gemachtes, Erkünsteltes, Unwahres sein.

Wie selig ist, wer von seiner Eitelkeit, seinem Hochmuth, seiner Selbstsucht frei ist. Der Gedemüthigte ist zur wahren Selbsterkenntniß gelangt, wahr geworden. Wie wenig fragt man nach weltlicher Hoheit, wenn man auf diesem Wege die göttliche kennen gelernt hat! — Ehe ich gedemüthigt ward, irrte ich, nun aber halte ich dein Wort, sagt der Psalmist (Psalm 119, 67).

„Es ist mir lieb, daß du mich gedemüthigt hast, daß ich deine Rechte lerne (Ps. 119, 71). Wohl uns, wenn wir das dem David von Herzen nach-

sprechen! Auf Demüthigungen sollen wir uns nun auch unser Leben lang gefaßt machen. Es ist keine Ehre für uns, wenn dieser Grundsatz Gottes uns nicht gefallen will. Es zeugt dies von wenig wahrhaft hohem Sinn, vielmehr von Feigheit, Trägheit. — Je mehr wir uns sträuben, uns unter Gottes gewaltige Hand zu demüthigen, einen desto stärkeren Druck muß Gott uns auflegen. Lassen wir uns demüthigen durch das Freudige, was Gott uns auf unserm Wege schickt, so braucht er uns nicht durch Leiden zu demüthigen. Jener Weg ist ihm der liebere. Wenn wir nicht unsre Ehre suchen, wie viel leichter wird uns dann die Arbeit für das Gute gelingen. Nichts soll uns niederdrücken oder auch nur niederschlagen, Alles nur demüthigen.

Nur Gott kennt die schwachen Stellen jedes Einzelnen unter uns genau und sicher. Darum ist es so wichtig, daß wir die Demüthigungen willig aus seiner Hand nehmen. Die Erlösung durch den leidenden Erlöser und der Glaube an ihn hat etwas ungemein Demüthigendes für uns. Dies erinnert uns noch besonders lebhaft an die allgemeine Maxime Gottes, durch Demüthigung uns zum Heil zu führen. „Wenn du mich demüthigst, machst du mich groß", wohl uns, wenn wir das von Herzen als unser eigenes Bekenntniß aussprechen können. — Durch die Demüthigung geht der reine Mensch hervor aus den Schlacken der Sünde. Schweres muß uns auferlegt werden, wohl uns, wenn es uns wirklich demüthigt, wenn wir uns wirklich demüthigen lassen. Wenn man Gottes Kraft in seiner Schwachheit erfährt, wenn einem so Gottes Größe erscheint gegenüber von der eigenen Schwachheit, dann wird man *recht* gedemüthigt. Durch die Demüthigung lernt man sich erst innig an Gott anschließen. Die Größe des menschlichen Geschöpfs beruht nicht auf dem, was es an sich ist, sondern auf seinem eigenthümlichen Verhalten zu Gott und auf dem, was es *durch dieses werden* kann. — Daß der Mensch die Demüthigung so scheut, die doch seinen eigenen Egoismus sprengt, und ihn eben damit aus seiner Armuth in unendlichen Reichthum einführt, das ist tief schmerzlich. — Ohne Demüthigung gibt es auch kein rechtes Verhalten der Menschen unter sich, und auch in Hinsicht unsers Verhältnisses zu unsern Mitmenschen macht uns erst die rechte Demuth wahrhaft groß. So wollen wir uns denn demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes, damit er uns erhöhe zu seiner Zeit. Amen.

XXXII.

Die Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode ein religiös-sittliches Bedürfniß.*)

Text: 1. Cor. 15, 19.

Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.

Das religiös-sittliche Bedürfniß des Menschen fordert wahre Sittlichkeit und wahre Frömmigkeit. Wo die eine oder die andere fehlt, da ist es unbefriedigt. Weder die eine noch die andere kann aber bestehen ohne die Ueberzeugung an unsre Fortdauer nach dem Tode. Darauf beruht der apostolische Ausspruch in unserm Text. So laßt uns denn zeigen,

daß die Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode ein religiös-sittliches Bedürfniß ist,

indem wir nachweisen, daß ohne dieselbe

1. keine wahre Tugend,
2. keine wahre Frömmigkeit möglich ist.

1.

Ohne die Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode läßt sich der Gedanke des sittlich Guten nicht festhalten und ist also wahre Tugend nicht möglich.

Gerade dieses läugnet man auf das bestimmteste, sich haltend an die frühere Weise, wie wohl oft der Zusammenhang zwischen der Tugend und dem Glauben an die Unsterblichkeit gefaßt worden ist. Erstens, man hat gesagt: Die Tugend fordert in diesem Leben immer Opfer, die ihr hier nicht vollständig wieder erstattet werden und werden können; findet nun nicht ein zukünftiges Leben Statt, in welchem sie schadlos gehalten werden kann, so ist es Thorheit sie zu erwählen, statt des genußreichen und bequemen Lasters.

---

*) Gehalten Sonntag, den 1. Mai 1842.

Dagegen hat man nun schon die sehr scheinbare Einrede erhoben, daß die Natur des Guten, als Fundament aller wahren Tugend, ganz verkannt werde. Der Gedanke an die Vergeltung muß rein heraus bleiben aus der Rechnung. Eine Tugend, die sich auf Furcht und Hoffnung gründet, ist gar keine Tugend! Das einzige wirklich tugendhafte Motiv zur Unterlassung des Bösen ist die Ueberzeugung seiner Unangemessenheit zu unsrer innersten Natur und umgekehrt. Tugend aus Rücksicht für die Vergeltung ist ein werthloser Knechtsdienst, wobei es gleich gilt, ob sie in diesem Leben verwerthet werde oder in einem zukünftigen. Ferner hat man gesagt: es liege eine arge und zwar sehr unsittliche Täuschung über den wirklichen Stand der Dinge in jener Behauptung. Es ist nicht so wie behauptet wird; die geforderte Vergeltung findet in der That schon jetzt Statt. Die Tugend macht an sich glückselig, das Laster macht an sich unglückselig. Nur eine pöbelhafte Ansicht kann es anders ansehen. Dies ist aber das eigentliche Wesen der Unsittlichkeit, wenn für uns Tugend und Glückseligkeit nach äußerem Maßstab gemessen und abgewogen werden.

Aber hierin liegen doch arge Täuschungen. Der Gedanke der Vergeltung ist der Sittlichkeit keineswegs so fremdartig und gleichgültig, wie die Einrede sagt. Freilich nicht um der Vergeltung willen sollen wir Gutes thun; aber ohne die Gewißheit der Vergeltung ist uns das Gute im Anfange unmöglich, weil ohne sie wir weder an das Gute als Gutes noch an das Böse als Böses wahrhaft glauben können. Wenn es keine Vergeltung gibt, so ist eben das Gute nicht wahrhaft das Gute, das Böse nicht wahrhaft das Böse; denn an den Früchten sollt ihr sie erkennen. Allerdings um der innern Angemessenheit des Guten zu unsrer Natur willen sollen wir das Gute thun; aber diese innere Angemessenheit erkennen wir eben an seinen Wirkungen auf unsern eignen Zustand. Fehlen die fördernden Motive, so müssen wir irre werden an jener Angemessenheit. Aber der Streit darüber scheint zwecklos, da ja unser sittliches Verhalten schon hier seinen Lohn mit sich führen soll.

In Beziehung auf das Laster ist das unbestreitbar; aber auch in Beziehung auf die Tugend? Ist sie wirklich schon jetzt unmittelbar Glückseligkeit? Sehen wir uns die Tugend an wie sie ist: auch die beste ist unlauter und ohnmächtig. Ist diese Glückseligkeit, oder Schmerz, oder Vorwurf? Und wenn sie Glückseligkeit ist, so ist sie es, weil ihr ein künftiges Leben gewiß ist. Hier kommen wir zu dem eigentlichen Hauptpunkte.

Bei der ganzen Sache ist das Interesse nicht die Vergeltung der Tugend, sondern ganz etwas anderes: ohne ein künftiges Leben bleibt das

Gute gar nicht wahrhaft das Gute; wenn es nicht ein schlechthin bleibendes ist, ist es kein wirkliches Gutes. Das Gute, wie es hier ist und hier (zugestandenermaßen) überhaupt möglich ist, ist noch gar nicht das wirklich Gute, es ist unlauter und ohnmächtig. Nicht um der Belohnung der Tugend willen fordern wir ein zukünftiges Leben, sondern um der Möglichkeit und Wirklichkeit einer wahren Tugend willen. Eben weil das Gute unsrer innersten Natur angemessen ist, fordern wir für dasselbe auch volle Realität, und da diese in dieser sinnlichen Welt nicht möglich ist, fordern wir eine übersinnliche Welt. Ohne die Gewißheit einer solchen müßten wir die Idee des Guten ganz fallen lassen. Ein halbes Gutes ist kein Gutes; es kann uns nicht wahrhaft begeistern. Unter der Voraussetzung der Nichtunsterblichkeit wäre eine wahrhaft vollendete sittliche Entwicklung eine psychologische Unmöglichkeit im Leben des Christen. Und nun verstehen wir es erst wahrhaftig, wie es sich mit der Unglückseligkeit verhält unter der Voraussetzung der Sterblichkeit, nämlich sie besteht im Nachstreben nach solchen Vorbildern, die man als Schatten anerkennen muß.

Wahrhaft eben aus sittlicher Ungenügsamkeit, aus Mangel an wahrer Selbsterkenntniß, wahrer Kenntniß des Guten, kommt ja vornehmlich Gleichgültigkeit gegen die Unsterblichkeit; nicht etwa aus sinnlicher, selbstsüchtiger Begehrlichkeit; wie denn auch der Glaube an Unsterblichkeit vor Allem im Gewissen seine Wurzel hat, oder auch von dem bösen Gewissen Dem gepredigt wird, dem die Sterblichkeit recht bequem käme.

2.

Ohne die Ueberzeugung von unsrer Fortdauer nach dem Tode läßt sich nun auch der Gedanke Gottes nicht festhalten, und ist also wahre Frömmigkeit nicht möglich.

Auch hier nimmt die Läugnung Veranlassung von der schiefen Weise, wie man den Zusammenhang zwischen Frömmigkeit und Glauben an die Unsterblichkeit gefaßt hat.

Man hat gesagt: Bei der höchst unvollständigen Vergeltung des Guten und des Bösen in dem gegenwärtigen Leben sei der Glaube an die Gerechtigkeit, und also an Gott selbst, nur möglich unter der Voraussetzung eines künftigen Lebens, in dem das Fehlende nachgeholt wird.

Dagegen erhebt sich nun die Einrede: Gottes Gerechtigkeit bethätigt sich schon jetzt vollständig. Nur bei ganz flüchtiger Vorstellung von Glück-

seligkeit kann man dies verkennen. Auch hier mischt sich die Begehrlichkeit ein, Gott zu lieben um dessen willen, was er uns gibt. Nein, um dessen, was er ist, ist er liebenswerth, und er gibt auch Gaben genug schon jetzt. Hierin liegt allerdings viel Wahres, die Gerechtigkeit angehend. Schon was die Liebe betrifft, ist es richtig, daß Gott um seiner selbst willen liebenswerth ist; allein der Gott, den wir kennen, der uns ein ewiges Leben schenkt, nicht aber der Gott, der uns zu einem unauflöslichen Widerspruch geschaffen hätte, ist der um seiner selbst willen liebenswerthe Gott. Der eigentliche Zusammenhang ist eben ein anderer. Gibt es kein zukünftiges Leben, so können wir den Gedanken Gottes nicht festhalten. Was wäre das für ein Gott, der das Gute nicht zu einer vollen Verwirklichung bringen könnte? Allerdings nicht um der Vergeltung willen sollen wir gut handeln; aber wenn es keine Vergeltung durch Gott gibt, so ist eben das Gute nicht wahrhaft das Gute oder das Böse nicht wahrhaft das Böse; denn an den Früchten erkennt man den Baum.

Allerdings sollen wir das Böse unterlassen, weil es uns drückt, unsrer eigensten Natur widerstrebt oder umgekehrt; aber das Gute, das so unsrer innersten Natur entspricht, muß eben um dies zu thun, auch eine volle Realität haben, die es in diesem irdischen Sein noch nicht hat, wie der Tugendhafteste am besten weiß. — Die Seligkeit ist allerdings nicht ein von der Tugend verschiedener Lohn, sondern diese selbst; aber eine Tugend, wie sie hier nicht zu Stande kommt und, wie die Dinge hier einmal sind, nicht zu Stande kommen kann, zugestandenermaßen von Seiten Derer, welche jene Behauptung feststellen, eine Tugend, die in sich selbst noch unlauter und ohnmächtig ist, kann nicht Seligkeit sein, sondern Vorwürfe und Schmerz müssen in ihrem Geleite gehen. — Allerdings ist Gott es werth, daß er um seiner selbst willen (umsonst) geliebt werde; aber der Gott, den wir als Christen kennen und der uns das ewige Leben schenkt, nicht der Gott, der uns als in nie zu lösendem Widerspruch geschaffen hätte, der ist um seiner selbst willen liebenswerth.

Das häufige Mißverhältniß des äußeren Zustandes der Menschen in diesem Leben mit ihrem inneren Werthe gleicht sich mittelst der Idee eines gerechten Gottes in der Vorstellung eines künftigen Vergeltungszustandes aus. — Wenn es keine Unsterblichkeit gibt, wozu verläugnen wir denn unsre Lüste, geben uns um unsrer Ueberzeugung willen in Gefahr, bringen der Tugend alle Opfer? — Allerdings ist Lust am Guten als solchem und Unlust am Bösen das Wahre, und wo sie sich entwickelt finden, für sich

zureichende moralische Triebfedern; aber nicht Alle stehen durch Natur und Erziehung auf dieser Stufe, und für Die, welche es nicht thun, ist die Aussicht auf jenseitige Vergeltung ein unentbehrliches Ziel. Wer das Böse nur aus Furcht vor der Strafe unterläßt, ist nichts weniger als tugendhaft; wir sollen es, wie schon gesagt, unterlassen, weil es uns drückt, gegen unsre eigenste Natur streitet, — die Seligkeit ist aber auch nicht ein von der Tugend verschiedener Lohn, sondern diese selbst. — Man sagt nun: Es ist die Ansicht des Pöbels, den Dienst der Lüste für Freiheit, das vernünftige Leben aber für einen drückenden Knechtsdienst zu halten, wofür der dadurch erschöpfte Fromme eine künftige Erquickung anzusprechen habe. — Die Lasterhaften sind nothwendig schon jetzt unglücklich. — Das Laster bestraft sich selbst und die Tugend belohnt sich selbst. — Das Rechthandeln nur aus Rücksicht auf Lohn ist ein werthloser Knechtsdienst. — Gott will umsonst geliebt sein, und vermöge seiner Güte ist er es auch werth, daß der Mensch, selbst wenn es keinen Himmel und keine Hölle gäbe, dennoch nicht aufhörte, ihn zu verehren und vor jeder Beleidigung eines so guten Vaters sich zu scheuen. — Auch wenn es eine Fortdauer gibt, so sollte allerdings doch jeder tüchtige Mensch so leben, als gäbe es keine, d. h. in seiner sittlichen Oekonomie mit denjenigen Antrieben auszureichen suchen, welche ihm die gegenwärtige Wirklichkeit bietet, und nicht auf die Schätze eines ungewissen Jenseits sich verlassen. Was ist Unsittlichkeit anders, als daß Tugend und Glückseligkeit in einem Menschen noch zweierlei sind. Wenn einer nur schafft, daß er selig werde, der handelt doch nur aus Egoismus. Dann ist es auch ein jenseitiger Zustand seines Ichs, für den er thätig ist, so bleibt es doch immer sein Ich, auf das er alles bezieht; er handelt nicht eigentlich um seiner Freunde oder um des Allgemeinen, sondern um seines eigenen Besten willen. Jedes Handeln, das für seinen moralischen Werth einen außerhalb seiner liegenden Lohn sucht, ist unsittlich, ohne Unterschied, ob es diesen Lohn in diesem oder in einem andern Leben erwarte. Das Alles ist richtig.

Gleichwohl ist keine wahre Frömmigkeit möglich ohne die Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit. Können wir uns denn ein menschliches Leben wie das des Erlösers denken unter der Voraussetzung unsrer Nichtunsterblichkeit? — Allerdings bethätigt sich die göttliche Gerechtigkeit schon in diesem Leben. Aber welche Vorstellung müßten wir von Gott haben, wenn wir seine Gerechtigkeit auf dieses Leben beschränken wollten! Wie müßten wir denn denken über den Ausgang Christi am Kreuz! — Dieses Leben ist doch im Ganzen

immer nur ein Leben unter dem Kreuz. Die materielle Welt ist nothwendig eine unvollkommene. Ein Gott, der keine vollkommene Welt schaffen könnte, wäre kein wahrer Gott. Die Idee der Vollkommenheit, die wir (in unsrer Beschränktheit) haben, muß realisirbar sein.

Wie unentbehrlich ist daher in Beziehung auf Frömmigkeit die Ueberzeugung von einer künftigen Fortdauer! Für ein halbes, immer noch unkräftiges und unlauteres, Gutes kann man sich nicht wahrhaft begeistern. Leicht genügsam in Beziehung auf die Sittlichkeit sind freilich die Menschen! Das Rechthandeln um des Lohnes willen ist allerdings ein werthloser Knechtsdienst; aber ein Rechthandeln ohne Lohn, d. h. ohne Erfolg, ohne eine Selbstbefriedigung des Rechthandelnden, involvirte einen Widerspruch und könnte nicht Rechthandeln sein. Der Lohn ist ein Kennzeichen, eine Probe davon, daß, was sich für das Rechthandeln gibt, es wirklich ist, ein Beweggrund, es nicht zu befolgen, sondern es als solches anzuerkennen. — Nicht würde zwar ohne ein künftiges Leben der Dienst der Lüste die wahre Klugheit sein, wohl aber würde ohne dasselbe der Dienst der Gerechtigkeit ein nutzloser sein, weil er zu keinem Ziel käme. — Nicht um der Belohnung der Tugend willen fordern wir ein künftiges Leben, sondern um der Möglichkeit und Wirklichkeit einer wahren, Gott wahrhaft gefallenden, Tugend willen, d. h. aus Frömmigkeit.

Allerdings ist der der Allerelendeste, der sittlichen Idealen nachstrebt und sie für eitel halten muß. Wer nun die Sünde, auch in der menschlichen Tugend, noch erkennt und empfindet, der kennt jene vornehme Gleichgültigkeit gegen das zukünftige Leben nicht. — Das Gute muß ein schlechthin bleibendes, es muß Gott selbst in seiner Unveränderlichkeit sein, oder es ist gar nicht das Gute. — Nicht das Mißverhalten des äußeren Zustandes zur Tugend ist es, worauf hierbei das Gewicht liegt, sondern das Mißverhalten der wirklichen Tugend zu ihrem Begriff schon in den einzelnen Menschen, dann aber noch mehr in der Gesammtheit der Menschen, auf die es ja doch für Gott hauptsächlich ankommt, in der Gesammtsittlichkeit. Nicht auf dem Uebel liegt das Gewicht, deßhalb, weil es den Einzelnen drückt, sondern weil es, sofern es nämlich wahres Uebel ist, und solches gibt es unbestreitbar, eine Unvollkommenheit der Welt ist. — Ein Gott aber, der die Welt nicht zur Vollkommenheit führte, könnte dies nur darum unterlassen, entweder weil er es nicht wollte, oder weil er es nicht vermöchte, in beiden Fällen aber wäre er nicht Gott.

Die vollkommene Welt kann nur eine geistige sein. Kein edlerer Mensch

ist darum ohne eine zuversichtliche Vorwegnahme der zukünftigen Vollendung durch glaubensvolle Hoffnung. Eine vollendete Welt ohne eine vollendete Menschheit (und dies kann sie nur als geistige sein) wäre eine unvollendete, ein Unding. — Denke dir die Sittlichkeit in einem menschlichen Einzelwesen vollendet, und setze zugleich das Sein dieses menschlichen Einzelwesens als mit dem Tode aufhörend, und du wirst den darin liegenden Widerspruch empfinden. In demselben Maße, in welchem die Entwicklung des Menschen fortschreitet, muß seine Einsicht in die Vergänglichkeit des Productes seiner Entwicklung zunehmen, in demselben Maße aber auch seine Hochschätzung des Ziels seines irdischen Strebens abnehmen.

Das finden wir vor allem in der Person Christi bestätigt. An Christum glauben und an die Unsterblichkeit nicht glauben, ist geradezu unmöglich. Gerade das Gewissen predigt uns die Unsterblichkeit am allermächtigsten. Der Gute stirbt freudig, dem Bösen aber ist der Tod Gegenstand des Schreckens, und dies gewiß nur insofern er von dem Gedanken an ein Fortdauern nach dem Tode nicht loskommen kann. Deßhalb gibt uns die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit erst die rechte Freudigkeit, das sittlich Gute und den Gedanken an Gott festzuhalten in dieser unvollkommenen und sündigen Welt. Mögen wir durch Gottes Gnade immer fester werden in dieser Ueberzeugung. Amen.

XXXIII.

Die Freude über die Bekehrung des Sünders.*)

Text: Luk. 15, 1—10.

Es naheten aber zu ihm allerlei Zöllner und Sünder, daß sie ihn hörten. Und die Pharisäer und Schriftgelehrten murrten, und sprachen: Dieser nimmt die Sünder an, und ißt mit ihnen. Er sagte aber zu ihnen dies Gleichniß, und sprach: Welcher Mensch ist unter euch, der hundert Schafe hat, und so er deren Eins verliert, der nicht lasse die neun und neunzig in der Wüste, und hingehe nach dem verlorenen, bis daß er es finde? Und wenn er es gefunden hat, so legt er es auf seine Achseln mit Freuden. Und wenn er heim kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn, und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war. Ich sage euch: Also wird auch Freude im Himmel sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Oder,

*) Gehalten Sonntag, den 19. Juni 1842.

welches Weib ist, die zehen Groschen hat, so sie deren Einen verliert, die nicht ein Licht anzünde, und kehre das Haus, und suche mit Fleiß, bis daß sie ihn finde? Und wenn sie ihn gefunden hat, ruft sie ihre Freundinnen und Nachbarinnen, und spricht: Freuet euch mit mir, denn ich habe meinen Groschen gefunden, den ich verloren hatte. Also auch sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über einen Sünder, der Buße thut.

Der Text führt uns heute von selbst auf die Betrachtung der Freude, welche die Bekehrung des Sünders erweckt. Wir reden darum von

Der Freude über die Bekehrung des Sünders.

Wir zeigen
1. wie sie dem natürlichen Menschen fremd,
2. den Engeln natürlich ist, und
3. von dem Christen mit dem Himmel getheilt wird.

1.

Die Pharisäer und Schriftgelehrten murren, daß Jesus die Sünder annimmt und freundlich mit ihnen verkehrt. So ist's noch immer bei dem natürlichen Menschen. Er ist ohne freudige Theilnahme an der Bekehrung des Sünders, ohne freundliches ihm Entgegenkommen, sondern voll Unwillen und Mißtrauen gegen den bekehrten Sünder oft mehr als gegen den in groben Sünden offenbar und sicher lebenden.

Dies scheint unerklärlich. Wie mögen sie doch überhaupt so herabsehen auf diese früher so Unglücklichen! Bei ihren eigenen Vorstellungen von der Natur der menschlichen Tugend, wobei sie immer die Selbstsucht als die letzte Triebfeder voraussetzen, sollten sie sich doch wahrlich gar nicht weit erhaben dünken über sie und nicht vornehm gegen sie thun. Einen wirklichen Gegensatz zu ihnen gibt es doch nur nach menschlichem Urtheil, nicht nach göttlichem. Doch ist die Theilnahmlosigkeit auch wieder sehr natürlich. Wo soll die Freude und freudige Theilnahme an der Bekehrung des Sünders herkommen? Die Liebe fehlt, der Selbstsucht ist sie gleichgültig. Der Glaube an die Bekehrung fehlt. Eine eigentliche Bekehrung, bei der sich wirklich die Lebensrichtung, auch die innere ändert, ist dem natürlichen Menschen ein Unding und eine Schwärmerei. Es fehlt ihm der Glaube an das wahre, d. h. das reine Gute in der menschlichen Welt und wohl auch überhaupt im Universum, und also auch an die eigentliche Sünde, überhaupt an die Möglichkeit für den Menschen aus der natürlichen Lebensrichtung herausgerissen zu werden, zumal bei tiefer Versunkenheit und groben

Lastern. Die Motive, die bei dem sich bekehrenden Sünder wirken, kennt der natürliche Mensch gar nicht aus eigener Erfahrung, und traut ihnen deßhalb auch keine Kraft zu. So sieht er denn in einer solchen Bekehrung nur Heuchelei, die er mit Recht verabscheut, nur eine Verschlimmerung des Uebels. Schon insofern ist ihm die Bekehrung des Sünders geradezu ein Gegenstand des Unwillens und Verdrußes.

Aber auch noch von einer andern Seite her: Das Bekenntniß des wahrhaft Guten in der Welt, wie es in jeder Bekehrung liegt, ist ihm an und für sich schon fremd. Der Gegensatz aber von verworfenen Sündern und von Rechtschaffenheit ist ihm gerade erwünscht, er will sich ihn nicht aufheben lassen. Der natürliche Mensch bedarf verworfener Sünder in der Welt, um den Gegensatz gegen sich selbst herauszuheben, nicht bloß für das Urtheil der Menschen, sondern auch für sein eigenes Urtheil über sich selbst, um sein, so oft wankendes, Selbstgefühl an diesem Gegenstand aufzustacheln. In einer Welt, in der es eine Bekehrung der Sünders gibt (die ihm wie eine gespensterhafte Erscheinung dünkt), wird ihm unheimlich zu Muthe.

2.

Der Himmel, die Engelwelt, nimmt Theil an der Bekehrung des Sünders. Wie überschwänglich sagt der Text: „Also wird auch Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen“ (V. 7). Es ist Thatsache; denn das versichert uns Der, welcher als Augenzeugen davon reden konnte.

Und das muß uns auch sehr erklärlich erscheinen. Wenn es überhaupt einen Himmel gibt, eine heilige Engelwelt — ein Sein nicht sinnlicher, sondern rein geistiger Natur, in dem eben deßhalb auch Gott sein Sein haben kann, — eine Welt rein geistiger und persönlicher Geschöpfe, mit denen Gott Gemeinschaft haben kann, denen er innewohnen kann, wenn es eine solche Welt gibt, dann muß sie sich auch freuen mit unaussprechlicher Freude über die Bekehrung des Sünders. Denn diese Engelwelt weiß aus eigener Erfahrung und Anschauung, daß der Mensch (dieses sinnliche Wesen) sich dort hinaufzuringen bestimmt ist, dazu angelegt ist vom Schöpfer, — daß nichts ihm dies unmöglich macht als die Sünde, aber diese auch, so lange sie nicht aufgehoben ist, unbedingt, — daß aber der Sünder sich bekehren kann (kraft der Erlösung), auch der gröbste wirklich loskommen kann von Sünde und ein göttliches Leben beginnen, — welche Seligkeit seiner in

dieser Welt wartet, und wie sein Hinzutritt eine Steigerung ihrer eigenen Seligkeit ist. Weil sie dies alles gewiß weiß, muß die Bekehrung des Sünders sie mit Freude erfüllen.

3.

Daß diese Freude vom Christen getheilt wird mit dem Himmel, die Erfahrung bezeugt es. Aber auch mit Recht getheilt? Gewiß, wenn es einen Himmel gibt, wenn der Mensch für den Himmel bestimmt ist, wenn die Sünde ihn dem Menschen unbedingt verschließt, aber dies durch die Bekehrung kraft der Erlösung wieder aufgehoben werden kann, wenn der Himmel Seligkeit bringt, wenn die Seligkeit des Himmels durch jeden neuen Himmelsgenossen einen Zuwachs erhält, — und wenn dem Christen dies Alles gewiß ist.

Dies ist ihm aber gewiß. Es gibt einen Himmel; denn siehe da Christum, ein himmlisches, übersinnliches, gotterfülltes Wesen. Es ist der Mensch für den Himmel bestimmt: denn siehe: Christus, des Menschen Sohn ist als Sohn Gottes ein himmlisches Wesen geworden; die Sünde schließt unbedingt vom Himmel aus; denn er hat Gottes Zorn über die Sünde erfahren und empfunden; die Sünde kann kraft der Erlösung wieder aufgehoben werden; es gibt eine wirkliche Bekehrung, er hat es an sich selbst erprobt; der Himmel bringt überschwängliche Seligkeit, er hat Gottes Liebe geschmeckt und die Kräfte der zukünftigen Welt; — jeder neue Himmelsgenosse ist ein Zuwachs der Seligkeit; denn er weiß sich als Glied am Leibe des Herrn, und weiß, wie der Wachsthum dieses unmittelbar zugleich der Wachsthum seiner Seligkeit ist.

Wer von keinem Himmel weiß, der weiß auch nichts Wahrhaftes von der Sünde. — Der Erlöser fühlte wie die Engel im Himmel. Es gibt für uns nichts Hohes im Leben ohne die Anerkennung der Sünde. Die Menschen wissen sich nicht zu freuen über den bußfertigen Sünder. Wer möchte sich scheuen, sich als Sünder anzuerkennen, wenn man dessenungeachtet als Sünder Gegenstand der überschwänglichen Freude des Himmels werden kann? Und dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen, heißt es von Jesus. Die Menschen nehmen Anstoß an der Freundlichkeit Jesu gegen die bußfertigen Sünder. Sie denken doch am Ende sehr klein von dem, was der Mensch sein soll, und demnach halten sie sich für zu hoch, um sich freundlich mit Solchen abzugeben, über die sie wahrlich kaum merklich erhaben sind. Der eigentliche Unterschied ist nur der, daß diese durch der

Menschen Urtheil geächtet sind, daß man Ehre einbüßt, indem man sich mit ihnen bemengt, was mit den Andern nicht der Fall ist. Die Engel freuen sich über die bußfertigen Sünder, die Menschen ärgern sich an ihnen. Woher kommt das? Die Engel wissen, daß es ein übersinnliches, geistiges Sein gibt, eine Gemeinschaft mit Gott, Sie wissen, wie selig diese ist. Sie wissen, daß die menschliche Natur fähig ist zur Erhebung zu diesem Sein und zu dieser Gemeinschaft mit Gott, ungeachtet die Menschen jetzt noch Sinnenwesen sind, daß aber die Sünde den Menschen schlechterdings von Gott scheidet. Sie wissen, daß durch Buße die Sünde wieder wirklich rückgängig gemacht werden kann, nämlich unter der Voraussetzung einer Erlösung, daß in dem Menschen ein wirkliches göttliches Leben entstehen kann, auch nach der Sünde. Sie wissen, daß jenes selige Sein in der übersinnlichen Welt ein Leben der Gemeinschaft ist, durch welche die Vollständigkeit der Gemeinschaft in ihrer Vollendung bedingt ist. So erkennen sie jeden, an der Sünde hängen Bleibenden als einen Verlust an ihrem großen Körper an.

Dagegen besteht ein Mißtrauen des natürlichen Menschen gegen die Bekehrung des Sünders. Die Motive, die bei dieser wirken, kennt jener gar nicht aus eigener Erfahrung, er traut ihnen auch deßhalb keine Kraft zu. Eigentliche Bekehrung ist dem natürlichen Menschen überhaupt ein Unding, ein schwärmerischer Traum. Der natürliche Mensch argwohnt hinter der Bekehrung des Sünders Heuchelei; der Christ weiß, was Sünde ist, er weiß, was Liebe ist. Die Engel wissen, daß der sündige Mensch dort hinan zu ringen bestimmt ist seiner Natur nach, daß die Sünde es ist, die ihn schlechterdings davon scheidet; daß durch die Bekehrung auch der gröbste Sünder, kraft der Erlösung, sich dort hineinringen kann. Sie wissen, welche Seligkeit dort wartet, und wie durch den Hinzutritt auch nur Eines bekehrten Sünders ihre eigene Seligkeit sich steigert.

„Ich sage euch, der Herr kann dies sagen aus eigener Erfahrung und Anschauung, also wird auch Freude im Himmel sein über Einen Sünder, der Buße thut, vor neunundneunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen. Also auch, sage ich euch, wird Freude sein vor den Engeln Gottes über Einen Sünder, der Buße thut."

Wenn man richtig beurtheilen will, wie viel es sagen will, Buße thun, so muß man sich in die Seele des Himmels, der Engel Gottes (die Kinder Gottes können ihnen nachfühlen) versetzen. Man muß also von einem Himmel wissen, von Engeln, von der Ansicht, die im Himmel ist, von der Natur und Bestimmung des Menschen und von der Sünde. Wie unendlich

tröstlich dieser Gedanke ist! Weg, mein Herz, mit dem Gedanken, als ob du verstoßen wärest! — Wie unendlich bewegend: Der Himmel muß über uns weinen, so oft wir sündigen. Es ist also doch nicht so gleichgültig (sittlich nämlich), ob man an Engel (an heilige, mit Gott vereinigte, geistige persönliche Geschöpfe) glaube oder nicht. Ohne den Glauben an eine heilige Geisterwelt hat die Sittlichkeit keine rechte Basis, sowie auch jener Glaube keine Basis hat ohne den Glauben an Gott.

Was macht den Engeln so tiefen Schmerz bei unserer Sünde? Sie kennen die Seligkeit der Gemeinschaft mit Gott, die Unseligkeit der Geschiedenheit von ihm. Sie empfinden jede persönliche Creatur als zu sich gehörig, als einen Theil ihrer selbst. — „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.“ Was Sünde und Bekehrung von der Sünde ist, verstehen die Menschen nicht; wir müssen es von den Engeln lernen. Wir müssen vom Standpunkt der Engel die Welt und uns selber ansehen, von ihrem Standpunkte aus fühlen: Dem Himmel liegt an nichts mehr als an der Bekehrung des Sünders. Gegenstand der Betrübniß (nicht des Zorns) der Edelsten zu sein, wie traurig! Gegenstand ihrer Freude, wie erhebend, wie herrlich, Amen.

XXXIV.

Die wahre Quelle christlicher Freude.*)

Text: Luk. 10, 17—20.

Die Siebenzig aber kamen wieder mit Freuden, und sprachen: Herr, es sind uns auch die Teufel unterthan in deinem Namen. Er sprach aber zu ihnen: Ich sahe wohl den Satanas vom Himmel fallen, als einen Blitz. Sehet, ich habe euch Macht gegeben, zu treten auf Schlangen und Scorpionen, und über alle Gewalt des Feindes; und nichts wird euch beschädigen. Doch darinnen freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind; Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind.

Wir bedürfen der Freude: des Lebensgefühls, — des Gefühls der Fülle frischen Lebens in uns selbst, das sich eben dadurch als Leben erweist,

*) Gehalten Sonntag, den 17. Juli 1842.

daß es ein Verhältniß mit der uns umgebenden Welt anknüpft; daß es empfänglich ist für die Einwirkungen der Welt um uns her auf uns, diese sich selbst anzueignen vermag und wiederum wirksam ist auf dieselbe, sie empfänglich findet für die Wirkung auf sie, sie umzubilden vermag. Stockt dieses lebendige Wechselverhältniß zu der Welt und uns, so stockt das Leben in uns selbst; fehlt uns das Gefühl nur derselben, die Freude, so stockt auch unsre Kraft überhaupt, nicht bloß die zum Guten.

So gibt es nun im Allgemeinen zwei Quellen der Freude für uns: Genuß und Wirksamkeit. Am frühesten werden wir unser lebendiges Wechselverhältniß mit der Welt inne im Genuß, — aber nicht schon vollständig und deßhalb noch nicht auf wahrhaft würdige Weise. Vollständig werden wir es nur inne in unserer Wirksamkeit. Diese ist daher die natürlichste und edelste Quelle, aus der wir unsre Freude schöpfen, zumal, wenn unsre Wirksamkeit nicht auf das Sinnliche als solches gerichtet ist, und nicht auf unsre eigenen Interessen, sondern auf das Geistige, auf das Interesse des Allgemeinen, der Gemeinschaft. Ja vollends, wo sie dem Heiligen, der Sache Gottes, seinem Reiche gewidmet ist, — wo sie ist und uns bewußt ist als eine Wirksamkeit nicht aus unsrer eigenen menschlichen Kraft, sondern aus der Kraft Gottes — da schöpfen wir die Freude am reinsten und reichsten. In diesem Falle waren die siebenzig Jünger. Sie sahen die Macht Christi gegen das Reich der Hölle wirksam in sich, ihren Glauben gekrönt. Sollten sie sich denn nicht freuen? Der Herr tadelt in unserm Text gewiß nicht ihre Freude über die Macht der Gnade Gottes, die sie gesehen, sondern ihre Freude über ihre persönliche Theilnahme an dieser Macht, über ihre Wirksamkeit durch dieselbe.

Und ebenso verbietet er uns nicht die Freude über die Macht der Erlösung, die wir in der Welt wirksam sehen, sondern nur die Freude über *unsre* Wirksamkeit in der Welt kraft dieser Macht der göttlichen Gnade. Nicht auf *diese unsre Wirksamkeit in der Welt* sollten wir unser Gemüth richten, um aus dem Bewußtsein derselben unsre Freude, unser Lebensgefühl zu schöpfen.

Das führt uns nun darauf, in unserm Text

die wahre Quelle der christlichen Freude

aufzusuchen, indem wir darüber nachdenken,

1. wo sie sich nicht findet,
2. wo sie sich findet.

1.

Der Herr hat Recht. Die Freude, die wir aus unsrer Wirksamkeit in der Welt schöpfen, ist jedenfalls eine sehr unsichere und gefährliche. Ihr können wir uns jedenfalls nur mit Furcht und Zittern hingeben, also nicht unbedingt, mithin ist sie gar keine wahre Freude. — Unsicher ist sie: Denn wir haben sie nicht in unserer Macht, gerade bei der weisen göttlichen Ordnung in dieser Beziehung, — wir können sie nicht festhalten, — wenn wir die Motive unsrer Wirksamkeit betrachten, können wir uns ihrer nicht rein freuen, — wir finden ähnliche Wirksamkeit bei solchen, die Gott fremd sind, wir finden also in ihr keine Beruhigung.

Gefährlich ist sie: diese Richtung unsres Blicks auf unsre eigene Wirksamkeit, also auf uns selbst. Dadurch kommen wir schon um das eigentliche Erquickende bei einer gesegneten Wirksamkeit, uns selbst vergessen zu können über dem heiligen Zweck und Werke. Von uns selbst loszukommen, das ist die Hauptsache; wo das nicht geschieht, entsteht Eitelkeit, Hochmuth, Wahn eigener Größe, eigener Würdigkeit, eigenen Verdienstes, Verengung des Herzens; die Liebe im Keime wird verletzt, wodurch wir uns dann gerade wieder um die beste Freude bringen. Das Verbot des Herrn, sich nicht zu freuen über die eigene Wirksamkeit in der Welt, ist daher sehr wohl gemeint.

Aber wo bleibt uns denn noch eine Quelle der Freude, wenn wir an diese nicht herantreten dürfen? Könnten wir nicht eine solche ahnen, auch wenn der Herr sie uns nicht zeigte? Nur wo Leben, da ist auch Freude; Leben ist aber nur, wo ein Verhältniß zwischen uns und den Gegenständen außer uns ist. Aber die Gegenstände, zu welchen wir uns bisher im Verhältniß betrachtet haben, sind unsrer nicht werth, das Verhältniß zu ihnen kann uns die wahre Lebensfähigkeit nicht geben, wir stehen über ihnen, sie sind nichtig. Rechte, volle Freude können wir nur schmecken, wenn es noch eine andre Welt gibt, eine uns verwandte, geistige, und zu ihr für uns ein Verhalten kräftiger Wechselwirkung!

Der Mensch bedarf der Freude, des Gefühls einer Fülle frischen Lebens. In sich selbst, aber auch in seinem Verhalten zur Welt um ihn her. Ohne dies versiegt und stockt ihm das Leben, die Kraft geht ihm aus zu Allem, nicht bloß zum Guten und Heiligen. Die natürlichste Quelle der Freude ist ihm daher seine Wirksamkeit, weil sie eben Zeugniß ablegt von der Stetigkeit seines innern Lebens, von dem Zusammenhang zwischen ihm und

der Außenwelt; von ihrer Empfänglichkeit für das Leben in ihm, nicht bloß von seiner Empfänglichkeit für das Leben in ihr. — Es ist gewiß unvergleichlich würdiger, wenn wir die Quelle unserer Freude in unserer Wirksamkeit finden als in unserm Genuß. Vollends nun, wenn diese Wirksamkeit nicht das Sinnliche und Eigene, sondern das Geistige, das Allgemeine, das Leben der Gemeinschaft betrifft, ja vollends das Göttliche, das Heilige, — wenn sie sich erweist als eine Wirksamkeit nicht aus eigener menschlichen Kraft allein, sondern aus der Kraft Gottes.

Sollte nun da das Bewußtsein einer solchen Kraft nicht eine würdige Quelle der Freude sein? Nicht in diesem Fall der Jünger? Jedenfalls müssen wir sagen: eine unsichere und eine gefährliche. Dieser Freude kann man sich jedenfalls nur mit Furcht und Zittern hingeben. In demselben Maß, in welchem man aus dieser Quelle Freude schöpft, sich bestimmt und mit Bewußtsein darauf hin richtet, wird sie gefährlich. Auch hier muß das Wort des Herrn gelten: die Linke soll nicht wissen was die Rechte thut. Die Richtung auf uns selbst macht uns eitel, hochmüthig, während wir gerade uns selbst vergessen sollen über unsrer Wirksamkeit. Das erquickendste bei einer gesegneten Wirksamkeit besteht gerade darin, daß wir uns selbst über dem Gegenstand derselben vergessen; überhaupt eigentlich nur in dem von uns selbst Loskommen. In dem Verschmelzen mit Andern besteht unsre eigentliche Freude. — Wahn von Verdienst bleibt sonst nicht aus. Unser Herz wird sonst verengt, die Liebe im Keime erstickt durch eine solche Richtung. Sobald wir den Blick auf unsre Wirksamkeit ausschließlich oder vorzugsweise richten, bringen wir uns um die höchste Freude.

2.

Die Jünger konnten gewiß sein durch die Versicherung Jesu, daß ihre Namen im Himmel angeschrieben seien: wir werden uns gewiß durch das Zeugniß seines Geistes im Glauben.

Auf dieses Allereinzige, daß wir bei Gott in Gnaden sind, von ihm bestimmt zu Himmelsbürgern, sollen wir uns stellen; welche hohe, kühne, erhabene Stellung! Wer auf dieser schwindligen Spitze steht, stehen kann, der ist zu bewundern. Es kann aber freilich auf ihr Niemand feststehen, er bleibe denn stetig in der sittlichen Gemeinschaft mit Gott. — Jenes Verbot des Herrn ist sehr freundlich gemeint, wir können uns in jenem nicht wahrhaft stichhaltig freuen, und die Freude darin ist eine

gefährliche. — Mit der sittlichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott und dem Himmel kann nichts sonst in Vergleich kommen, keine andere Befriedigung mit der Befriedigung in der Gewißheit von ihr, welche Gewißheit sie der Natur der Sache nach von selbst mit sich führt. — Es ist so natürlich, daß der Mensch sich über die großen Dinge freut, die er ausrichtet, zumal wo er sie durch die Kraft des Herrn ausrichtet, so daß er selbst überrascht ist über sie. Noch dazu wenn er es, wie die Jünger, im Glauben gewagt hat und es ihm gelungen, wenn sein Glaube nicht zu Schanden geworden ist. Unsre Freude muß in uns lebendig sein, auch unabhängig von allen äußeren, sichtbaren Erfolgen.

Sollten wir uns denn gar nicht darüber freuen, daß unsre Namen im Himmel angeschrieben sind? Ueber was sonst sollten wir uns doch in solchem Maße freuen? — Die Freude der Jünger war nicht eine Freude rein über die Macht, der auch die bösen Geister gehorchen müssen, sondern über ihre persönliche Theilnahme an dieser Macht. Dadurch fanden sie sich gehoben, befriedigt, beseligt. Da sagt ihnen nun der Herr: nicht dieses selbstische Gefühl sollten sie zur Quelle machen, aus der sie Lust und Freude, jenes frische Gefühl von Leben und Lebensfülle, welche der Mensch bedarf, schöpften.

Der Freude über die Macht, der auch die bösen Geister gehorchen, können wir uns unbedingt hingeben, und darum namentlich ist sie so selig. Diese Freude gibt Stärke. — Dies ist eine Freude, die unerschütterlich ist durch alle Stürme und Schmerzen des Lebens, daran kann keiner heran, wenn anders ja die Gewißheit in uns selber nicht wankt. — Sie ist eine kräftige, unsre Heiligung wirkende Freude.

Alle unsre irdische Wirksamkeit, und wenn sie die höchste wäre, sollen wir nicht den eigentlichen Gegenstand unsrer Freude, unsrer Befriedigung sein lassen. In diesem Fall ist denn auch unsre Freudigkeit nicht von ihr, die gar nicht in unsrer Macht steht, abhängig; in diesem Falle kommen wir nicht in die Gefahr, uns auf unser Verdienst etwas einzubilden.

Wundergabe war Talent; sie konnte auch zu Zeiten an einen Unwürdigen kommen, z. B. an den Judas, oder auch an Andere. — Noch werden Viele zu dem Herrn sagen an jenem Tag: „Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? haben wir nicht in deinem Namen Teufel ausgetrieben? haben wir nicht in deinem Namen viele Thaten gethan?“ Und er wird ihnen bekennen: „Ich habe euch noch nie erkannt, weichet von mir, Uebelthäter“ (Matth. 7, 22.). Wie sehr haben wir uns zu

hüten, daß wir uns nicht wegen unverdienter Talente, wegen Kleinigkeiten, schon für begnadigte Kinder Gottes, für selig halten. Der zweideutige Werth und das Verführerische hoher Geistesgaben muß uns aus der Erfahrung einleuchten. Sie können mit einem bösen Charakter verbunden sein. Der höchste Weltruhm ist noch nicht — himmlischer Ruhm. Gottes Gnadenwahl und Erbarmung über uns macht uns allein selig; vor Gott, vor den Engeln sind nur die Kleinen, Niedrigen, die Geistesarmen werth geachtet. Strebe nach der Gewißheit, daß du den Kindern Gottes beigezählt bist! Die Seligkeit, welche die Gewißheit unsrer Erwählung gibt, ist die höchste. Dem Blute Jesu verdanken wir unsre Aufnahme in das himmlische Bürgerthum. Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde (1. Joh. 1, 7). Wir sollen uns nicht freuen über das, was wir in der Welt ausrichten. Eine größere That kann es nicht geben, als einen Bruder aus der Gewalt des bösen Geistes zu erretten. Dies Wort ist sehr tröstlich in einer Zeit, da so wenige „Thaten" geschehen. Die Größe dessen, was wir ausrichten, kann nicht der Maßstab unsres eigenen Werthes sein. Darein setzt der Erlöser den eigentlichen *Werth* der Jünger, daß ihre Namen im Himmel angeschrieben sind.

Der Mensch kann für den Erfolg seiner Thaten nicht einstehen. — Die höchsten Thaten und Erfolge stehen oft auch Solchen zu Gebote, in denen wir die Gnade Gottes *nicht* erkennen. Es gibt nichts Löbliches und Schönes, was nicht auch von solchen Menschen vollbracht würde, denen wir im christlichen Sinn des Wortes gar keinen eigentlichen Werth zuschreiben können (Matth. 7, 22). Fühlen wir aber, daß wir, was wir thaten, nur deßhalb thun konnten und wollten, weil unsre Namen im Himmel angeschrieben sind, weil wir unter Die gehören, die der Vater seinem Sohn gegeben hat: so wollen wir uns darüber freuen, denn das theilen wir nur mit Denen, die wir gerne als Brüder lieben unter allen Geschlechtern der Erde.

Die rechte, *volle* Freude kann doch nur das Gefühl unsres wirklichen und wirksamen Zusammenhangs *mit Gott* gewähren; und eines Zusammenhangs mit einer Außenwelt, *in der Gott selbst wohnt*, die nicht leer ist von Gott, mit dem Himmel.

„Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind!" Freuet euch der Gnadenwahl, des euch zugedachten und gesicherten Antheils am Himmel, dessen, was Gott für euch gethan hat, nicht dessen, was ihr für euch gethan habt. — Das himmlische Bürgerthum, das sich genügen lassen an der Gnade des Herrn, das Bewußtsein unsrer Gemeinschaft mit Gott,

das ist der höchsten Freude werth. Freuen wir uns auch wirklich darüber, das unsere Namen im Himmel geschrieben sind? Der Himmel ist Gegenstand der Freude, weil ohne ihn dieses Leben keinen Werth haben würde.

Sich nicht freuen, daß einem die Geister unterthan sind, dazu gehört ungeheuer viel Demuth. — Die reine Freude über das im Himmel angeschrieben sein des Namens ist nur möglich, wenn man sich nicht freut, daß einem die Geister unterthan sind. Befremdliches Verbot, sich zu freuen, daß einem die Geister unterthan sind, also sich der Erfolge zu freuen, die man doch durch die Kraft des Herrn erlangt und mit dem Bewußtsein, sie durch diese zu erlangen! — Jene Macht den Jüngern zu geben, ist dem Herrn ein Kleines; aber die Namen im Himmel, das ist groß und schwer. — In unserer Bekehrung wird unser Name im Himmel angeschrieben. Das ist eine Gnadenwahl, bei der wir aber auch wirklich ins himmlische Wesen versetzt sind. Wie groß, hoch und herrlich ist Der gestellt, der nach diesem Wort des Herrn beschaffen ist. Warum sollen wir uns denn nicht freuen, daß uns die Geister unterthan sind? — Gegen die himmlische Gnadenwahl erscheint auch das Größte, was es sonst gibt, wie nichts. Große Erfolge nach außenhin leisten noch gar keine Bürgschaft dafür, daß es mit uns selbst gut bestellt ist.

Rein freuen können wir uns nicht über die Erfolge unsrer Wirksamkeit, denn wir finden sie auch bei Solchen, denen wir in Wahrheit keinen Grund zur Zuversicht in Beziehung auf sich selber zugestehen können. Die Erfolge unsrer Wirksamkeit sind unsicher, stehen nicht in unsrer Hand.

Unsre Wirksamkeit, wenn wir sie nach der Seite besehen, nach der sie von uns ausgeht, kann uns nie ein Gegenstand reiner Freude sein, wegen ihrer vielfachen Unlauterkeit. Der Segen Gottes krönt die Bestrebungen der Menschen nicht immer nach Maßgabe der Reinheit ihres Willens und der Geschicktheit ihrer Ausführung mit glücklichem Erfolge sondern diesen gibt Gott, wem er will.

Wenn wir auf den unmittelbaren Erfolg der Wirksamkeit Jesu selber sehen, wie gering war er! Aber ungeachtet dieses geringen Erfolges, nie verließ ihn ein durchaus seine ganze göttliche Würde aussprechendes Gefühl, daß er von oben gekommen sei vom Vater, und daß ihm daher dennoch alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden.

Wie oft würde uns das Abmessen unsres Werthes nach dem Erfolg unsres Thuns in die trübste Schwermuth stürzen; wie oft würden wir uns

damit das bitterste Unrecht zufügen! — Unsern Nächsten nach dem zu zu schätzen, was er ausrichtet, streitet mannigfach gegen die Liebe. Wir würden dann nicht vom Neide frei bleiben, wie wir nun einmal noch sind. Nur darin ist Befreiung von dem Uebel des Neides zu finden, wenn wir wissen, daß der wahre Werth eines Jeden nur in seinem Innern ist. Wir beurtheilen Andere falsch, sowohl wegen desjenigen, was wir an ihnen loben, als wegen desjenigen, was wir an ihnen bei unserm Beifall ganz übersehen. Das Größte und Ehrwürdigste bleibt immer dasjenige, worin noch gar keine äußere That ist: die Umkehr des Menschen, dieses Innerlichste von allem. Durch sie wird der Name des Menschen im Himmel angeschrieben, und das ist sein wahrer Werth, zu welchem durch alles, was er hernach in seinem ganzen Leben ausrichten mag, eigentlich nichts hinzukommen kann.

Die Liebe beruht gerade auf dem Bewußtsein des gegenseitigen Zusammenwirkens durch Menschen, bei denen keiner sein eigenes Werk scharf scheiden kann von dem des anderen. Jene Schätzung aber sieht das Werk des Menschen als sein eigenes an, und so hebt sie gerade die Liebe auf. Jenes Bewußtsein darf nicht verloren gehen, wenn die Liebe nicht leiden soll. Je mehr wir unsre ganze Lust und Freude an unsre Werke setzen, desto mehr müssen wir auch von den Schicksalen, die sie erleiden, ergriffen werden. Das Bewußtsein unserer Gemeinschaft mit Gott führt uns zu der Erkenntniß: Alles Guten, was uns wirklich gelingt, werden wir uns um so reiner freuen können, als wir mit keiner Art von persönlicher Theilnahme fragen, von wem es ausgegangen ist, sondern jedes als das gemeinsame Werk sowie als das gemeinsame Gut sehr Vieler ansehen.

Die Freude über das, was w i r ausrichten, ist eine Freude, die wir nicht festhalten können.

Dem Zusammenhang nach ist das: „darum freuet euch nicht, daß euch die Geister unterthan sind", nicht als ein absolutes Verbot der Freude über die Macht des Geistes in ihnen anzusehn, sondern nur als ein Verbot, sich isolirt e b e n d a r ü b e r zu freuen. In diesem Fall nämlich, wenn der Gläubige die Wirkungen des Geistes Gottes durch ihn zum einzigen oder auch nur zum vorherrschenden Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und Freude macht, ist er in Gefahr, den Blick von der Quelle dieses höheren Lebens abzulenken, und so wie er aufhört, daraus zu schöpfen, versiegt alsbald das Leben, und Selbstgefälligkeit, Eitelkeit und Stolz gebären sich in seiner Seele aus. — Der menschlichen Thätigkeit im Herrschen mit höheren Kräften wird

eine göttliche Thätigkeit in Beziehung auf den Menschen entgegensetzt; jene ist ein sehr zweifelhaftes Object der Freude, weil Selbstgefälligkeit und Eitelkeit sich leicht dabei einschleichen, indem der Wille selten vom Eigenen hinreichend gelöst ist. Die göttliche Gnade und ihre Offenbarung, die Berufung des Menschen, ist dagegen ein reines Object der lautersten Freude, weil Gottes Willen eben so rein als unveränderlich ist in seiner Gnadenwahl, die ihn nicht gereuen wird (Röm. 11, 29), und in welcher der Grund alles Heils und aller Seligkeit für den Menschen liegt. Kann er daher auch keine große geistige Thaten ausüben, wie sie 1. Cor. 12, 9 geschildert werden, so bleibt das die Freude des Gläubigen, die ihm nicht genommen werden kann, als von ihm selber, daß er sich an Gottes Gnade genügen lässet. Und in dieser immer fester zu werden durch die Gemeinschaft mit Christo, das möge uns Allen zu Theil werden. Amen.

Anhang.

Enthaltend

sämmtliche früher schon gedruckte und von dem Verfasser selbst

herausgegebene Predigten.

I.

Christus ist nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.*)

Text: Matth. 10, 34.

Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen sei, Frieden zu senden auf Erden. Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Indem wir uns, andächtige Mitchristen, nach längerer Unterbrechung zum ersten Male wieder in dieser Stunde hier versammeln, erfüllt wohl Manchen von uns ein eigenthümlich ernstes, ja beinahe banges Gefühl. Es ist ja eine ernste Zeit, in der wir leben, — und sie wird von Tage zu Tage immer ernster, — eine ernste Zeit für die Gemeinde des Herrn. Die Völker freilich leben durch Gottes Gnade in tiefem Frieden; aber die Kirche freut sich nicht des Friedens, sondern hat eine Zeit des Kampfes, und zwar des lauten, öffentlichen Kampfes. Insbesondere auch die Abtheilung der Heerde des Einen großen Hirten, der anzugehören wir uns mit

*) Rothe's Vorwort zu dieser bei der Eröffnung des akademischen Gottesdienstes zu Heidelberg am 23. Sonntage nach Trinitatis 1845 gehaltenen (1845 im Druck erschienenen) Predigt lautet wie folgt:

„Die nachstehende Predigt überlasse ich dem Druck, lediglich um nicht gegenüber von mehreren lieben Freunden, deren Urtheil ich billig mein eignes unterordne, eigensinnig zu sein. Für meine Person finde ich an ihr gar nichts, was sie zur Veröffentlichung eignen könnte. Die darin ausgesprochenen Ueberzeugungen liegen für alle die, denen sie einleuchten werden, so ganz von selbst auf der Hand, daß es dabei für sie meines Dazuthuns nicht bedürfen kann; für die übrigen aber kann denselben durch meine Art sie auszusprechen keine Ueberzeugungskraft zuwachsen. Da ich diese Predigt erst nach ihrer Haltung niedergeschrieben habe, so kann ich sie nur was ihren Inhalt betrifft für die gehaltene ausgeben. Auch diesem aber glaubte ich im zweiten Theile bei der Ausarbeitung für den Druck, bei der ich nicht mehr in bestimmte Zeitgrenzen eingeengt war, eine etwas erweiterte Ausführung geben zu dürfen im Interesse der Deutlichkeit. Bei einem Gegenstande, der den Mißverständnissen beinahe unvermeidlich ausgesetzt ist, hielt ich dies nicht für überflüssig.“

Dank gegen Gott rühmen, unsre evangelische Kirche. Das innere Zerwürfniß, das schon von lange her ihren Schooß zerwühlt hat, droht jetzt auch äußerlich hervorzubrechen und zur That zu schreiten. Der Gedanke hieran nun mag wohl Manchem von uns heute auf die Seele gefallen sein beim Wiedereintritt in dies Gotteshaus. Und gewiß er kann einem recht schwer auf dem Herzen lasten. Denn allerdings zwar mag man sich dieses Kampfes auch freuen, weil doch ein ehrlicher Krieg besser und rühmlicher ist als ein falscher und feiger Friede, und in allen Beziehungen allein Wahrheit und Offenheit frommen kann; allein die Sache hat doch auch eine sehr düstre Seite, und es kann einen dünken, als solle die kaum erst aufgesproßte junge Saat eines neuen gnädigen Jahrs im Reiche Gottes, das noch vor Kurzem über uns aufzugehen schien, durch ein göttliches Gericht an Einem Tage wieder zertreten werden. In solchen Stimmungen und Lagen nun ist es immer der beste Rath, sich durch den zurechtweisen zu lassen, der von seiner ewigen Höhe herab das verworrene Treiben auf diesem irdischen Schauplatz mit unumwölktem Blicke überschaut, durch den, der, wenn alles um uns her wechselt, unveränderlich derselbe bleibt, Jesus Christus, gestern und heute und derselbige auch in Ewigkeit. Aus seinem Munde gibt es für alle Bedürfnisse ein ausreichendes Wort; und so auch für unsern Fall. Es ist Euch so eben vorgelesen worden. Wenden wir denn ihm jetzt unsere andächtige Betrachtung zu. Er, unser Herr und Heiland, der es gesprochen, lehre es uns auch verstehen durch seinen Geist! Unter seinem Beistande wollen wir denn andächtig mit einander erwägen

Das Wort des Herrn: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.

Wir wollen

1. versuchen, uns den Sinn dieses Worts zu verdeutlichen, um dann
2. zu fragen, wie wir uns nach der Anweisung desselben bei dem gegenwärtigen Kampf des Christenthums zu verhalten haben.

1.

Unser Textwort steht nicht vereinzelt da unter den Worten des Erlösers. Es berührt sich ganz nahe mit jenem Wort desselben von dem Feuer, das er gekommen auf Erden anzuzünden, und von dem ihn so verlangte, daß es schon brennen möchte (Luk. 12, 49); und ganz ähnliches hat er auch vielfältig in seinen Gleichnissen vom Himmelreich angedeutet und in den Reden der letzten Tage vor seinem Hingange, besonders in den prophetischen

Verkündigungen von den letzten Zeiten (Matth. 24. Marc. 13. Luk. 21). Die bisherige Geschichte seiner Gemeinde hat unser Wort auch unzweideutig bewährt, und seine Erfüllung in ihr erleichtert es uns in hohem Grade, seine wahre Meinung richtig zu fassen.

Im Allgemeinen sichert uns schon gegen jedes Mißverständniß desselben eben der heilige Mund selbst, der es in die Welt gerufen hat. So kann er es nicht gemeint haben, als liebe und wolle er den Frieden nicht, oder als vermöge er ihn nicht aus dem himmlischen Heiligthum seines Vaters auf diese Erde herabzubringen, — Er, der nicht nur unser Friede mit Gott ist, sondern auch die Menschen alle durch das Band des Friedens brüderlich zusammenschlingen will zu Einer großen Familie Gottes, um ihn selbst als den erstgebornen Bruder her, — Er, der Friedefürst, — Er, der beim Scheiden von den Seinigen gesagt hat: „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht gebe ich euch wie die Welt gibt" (Joh. 14, 27), — Er endlich, der, wie alle, die an ihn glauben, täglich erfahren, einen Frieden Gottes gibt, der höher ist denn alle Vernunft (Phil. 4, 7). Nein, dieser Jesus will den Frieden, mit einem Willen, dessen Heiligkeit schon die Gewähr seiner unbedingten Macht, sich durchzusetzen, in sich schließt. Er weiß es mit zweifelloser Gewißheit, daß es ihm gelingen muß, den seligen Frieden, den er in der eignen Brust trägt, über alles Fleisch auszugießen. Das fühlt Ihr ja der erhabenen, furchtlosen Ruhe ab, mit der er das Wort von dem Schwerte spricht, das er auf Erden zu senden habe. Aber er weiß zugleich, daß er der Erde diesen seinen Frieden nicht anders bringen kann als auf dem Wege vielen, heißen und langen Kampfes.

Und dies hat nun eben die Geschichte seiner Gemeinde vollständig bestätigt. Ich rede hier, weil auch der Text nur davon spricht, allein von den großen geschichtlichen Wirkungen des Christenthums auf die Menschheit im Ganzen und in ihr, — nicht von dem, was auch die Geschichte des einzelnen Christen zur Bewahrheitung unsers Textesausspruchs so reichlich an die Hand gibt. Ich rede hier nicht von dem Schwert, das der Erlöser noch immer jedem Einzelnen durch die Seele gehen läßt, mit dem er in wirksame Berührung kommt, durch sein göttliches und von seinem heiligen Geist durchwehtes Wort, welches „lebendig ist und kräftig und schärfer denn kein zweischneidiges Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens" (Hebr. 4, 12). Dies haben wir, wie gesagt, hier zur Seite liegen zu lassen, ungeachtet allerdings die Geschichte des Einzelnen

sehr erläuternde Vergleichungspunkte darbietet für die Geschichte der christlichen Menschheit im Großen und des Christenthums selbst. Denn es ist ja natürlich beide Male im Wesentlichen derselbe Hergang. Eins aber laßt mich außerdem noch voraus bemerken, Ein für allemal, daß wenn ich hier vom Christenthum reden werde (der Kürze wegen), ich darunter allemal zugleich und vor allem den lebendigen, persönlichen Herrn Christus selbst mit begreife, wie er, zur Rechten des Vaters erhöht, in der Fülle der unbeschränkten Gewalt, die ihm im Himmel und auf Erden gegeben ist, durch seinen heiligen Geist in seiner Christenheit wirkt als geschichtliche Macht.

Wir wissen Alle, meine andächtigen Zuhörer, daß die erste Erscheinung des Christenthums in der Welt unmittelbar in ihr, beides in der jüdischen und in der heidnischen, die bitterste Feindschaft hervorrief und einen Kampf auf Leben und Tod, der nach wenigen Jahrhunderten mit dem entschiedenen Siege der Sache Christi endete. Aber nun hob sofort innerhalb der Christenheit selbst der Kampf an, in deren Innerem ja schon seit Langem mannichfache Gegensätze mit einander im Streit gelegen hatten. Wir meinen nicht bloß den Kampf, den das Christenthum fortwährend mit der Sünde derjenigen zu bestehen hatte, die sich ihm als Bekenner anschlossen, — und dieser kann ja Keinen von uns auch nur für einen Augenblick befremden, — sondern vor allem den Kampf der verschiedenen Gestalten unter einander, die es sich im Laufe seiner Geschichte nach und nach in der Welt gab. Es hat nämlich ein beständiger Wechsel dieser Formen des Christenthums stattgefunden. Jede derselben hielt sich von vornherein für unantastbar, und nichts desto weniger ist keine von allen auf die Länge unangefochten geblieben, und hat sich auf die Dauer festhalten können. Dieser Zusammenstoß sich nach einander verdrängender Formen erregte dann allemal in der Christenheit einen lebhaften Krieg; in allen diesen inneren Kämpfen ist aber das Christenthum selbst nie untergegangen, sondern aus jeder Niederlage einer seiner besondern geschichtlichen Gestaltungen ist es immer wieder siegreich neu auferstanden in verjüngter und reiner verklärter Herrlichkeit. Nach jenem großen Siege über das römische Weltreich bauten unter den äußersten Anstrengungen Jahrhunderte an dem hehren Dome des katholischen Christenthums des Mittelalters. Aber kaum war dieser erhabene und reichgeschmückte Prachtbau seiner Vollendung nahe gebracht, so erhob sich auch schon innerhalb seiner eignen Mauern die Stimme des Widerspruchs und der Versuch ihn in seinen Grundfesten umzustürzen. Die Stimmen, die sich aus ihrer eignen Mitte heraus gegen diese großartige Bildung des Christenthums auf-

lehnten, wurden je länger desto lauter und gewaltiger, und ihr wehklagender Ton drang immer herzzerschneidender aus der innersten Seele der christlichen Menschheit heraus, bis endlich die Geburtsstunde der neuen Entwickelung kam, und in unserer evangelischen Kirchenverbesserung die Macht der alten Form durchbrochen, und das Christenthum aus neuen Stoffen in eine neue Weise umgegossen und die Kirche nach einem neuen Plane umgebaut wurde. Aber auch diese durch ein dreihundertjähriges Bestehen ehrwürdige Gestalt des christlichen Lebens scheint noch nicht die letzte sein zu sollen. Denn auch innerhalb ihrer ließ sich bald die Stimme des Widerspruchs vernehmen, in ihr selbst brachen Gegensätze hervor, die schon lange mit einander im Streit liegen, und eben jetzt in unsern Tagen hat dieser innere Kampf in ihr eine solche Ausdehnung und Stärke erlangt, daß alles darauf hinzudeuten scheint, daß noch einmal aus dem Alten ein Neues werden will.

Woher nun dieser Wechsel und Wandel ohne Ende? Woher; wenn das Christenthum ewiger Natur und Abkunft ist? Wir dürfen nur jene geschichtlichen Thatsachen genauer beobachten, von denen so eben die Rede war, um den Grund davon zu erkennen. Er liegt in der überschwänglichen Größe der Aufgabe, welche der Erlöser nach dem ewigen Rathschluß Gottes an der Menschheit zu vollbringen hat. Nichts Kleineres will er — oder sagen wir immerhin auch das Christenthum, als das gesammte menschliche Dasein, mit allen seinen Elementen und Verhältnissen, vollständig durchdringen mit seiner reinigenden und heiligenden Kraft, und es sich vollständig als Werkzeug anbilden, eben damit aber auch die ganze Fülle von Lebenskeimen entfalten, welche die Schöpferhand Gottes demselben eingepflanzt hat und die nur durch die Sünde von gedeihlichem Wachsthum zurückgehalten werden. Sollte er so großes mit Einem Zauberschlage vollführen können? Reift doch alles Große und Herrliche nur langsam heran, und das Größte und Herrlichste, das, womit nichts anderes in Vergleich kommt, weil es alles wahrhaft Edle und Hohe in sich befaßt, sollte anders erreicht werden können als ganz allmählich? Alles Leben ist in stetem Wechsel und Wandel seiner Formen begriffen, und das höchste, das geistige und ewige Leben, das der Eingeborne des Vaters aus seiner lichten Höhe in diese dunkle Sinnenwelt gebracht, sollte allein von diesem Gesetz ausgenommen sein? Auch der Erlöser braucht zu seinem Werke eine gemessene Zeit. Er muß mit seiner die sündige Menschheit aus dem Fleisch in den Geist umgebärenden Wirksamkeit vom innersten Mittelpunkt derselben aus anheben, und kann von ihm her nur langsam nach und nach hindurchdringen durch den Gesammtumfang

ihres Daseins, es sich zueignend. Gleichen Schritt haltend mit dem Fortgang der Besitznahme desselben müssen dann aber auch die Gestalten wechseln, in denen er unter uns wandelt. Von jedem neuen menschlichen Lebensgebiete, das er für sich erobert, nimmt er auch die eigenthümlichen Elemente an sich, und nimmt sie mit auf unter die Stoffe, aus denen er sich das Gewand webt, in dem er sich unserm Bewußtsein darstellt. Ungeachtet er sich unveränderlich gleich bleibt, muß er also im Lauf der Zeit doch uns immer wieder nicht zwar als ein Anderer, wohl aber in einem andern Licht und in andern Farben, überhaupt in einer andern Gestalt erscheinen; und dies heißt eben nichts anders, als daß die geschichtlichen Formen des sich selbst ewig gleichen Christenthums bis zur vollendeten Lösung seiner weltgeschichtlichen Aufgabe hin in unaufhörlichem Wechsel begriffen sein müssen. Keine dieser Gestalten genügt dem unaufhaltsam siegreich vorschreitenden Erlöser auf die Länge, jede wird ihm nach und nach zu eng und zu arm, keine von allen hat genugsam Raum für seine ewige Lebensfülle und Herrlichkeit. Er müßte nicht der Herr vom Himmel, nicht der Eingeborne vom Vater voll Gnade und Wahrheit sein, wenn nicht die Form, in der er sich für unser geistiges Auge zur Anschauung bringt, und die Gestalt, welche er unserm Leben aufdrückt, mit Einem Worte, wenn nicht das Christenthum sich von Geschlecht zu Geschlecht abwandeln sollte zu immer hellerer Klarheit. Das Christenthum muß sich immer wieder neu gestalten, je länger desto reicher, desto weiter, desto freier.

Bei diesen Abwandlungen kann nun aber ein harter Kampf nicht ausbleiben. Ueberall ja, wo es Leben gibt und Wechsel seiner Gestalten, überall, wo neue Lebensstufen hervorbrechen wollen aus den alten, in deren Schooß sie im Stillen gereift sind, gibt es Bewegung, Gährung, Kampf der Elemente. Der Natur der menschlichen Dinge gemäß weichen die alten Formen auch des Christenthums nicht gutwillig und friedlich den neuen. Das Alte wehrt sich überall gegen das eindringende Neue, und sucht sich ihm gegenüber so lange als es kann zu behaupten; und das Recht dazu soll ihm auch nicht bestritten werden. Auf der andern Seite aber leisten auch die neuen Gebiete und Formen des menschlichen Daseins, in welchen der Erlöser sich jetzt eben zuerst niederläßt durch seinen Geist, ihm noch theilweise Widerstand, weil sie nur erst unvollständig von ihm ergriffen sind, und nehmen ihn noch nicht mit der Innigkeit auf, daß er durch sie rein und klar herausleuchten könnte. Die theilweise Finsterniß will auch hier das Licht noch nicht recht und ganz begreifen, das in sie hineinscheint. Von diesem Kampfe, andäch-

tige Freunde, hat ja auch der einzelne Christ im Kleinen eine sehr bestimmte Erfahrung in seinem eigenen Leben, und eine desto häufigere, je frischer dieses ist. Auch die christliche Lebensentwickelung des Einzelnen — ich meine des wahren, des lebendigen, des mit Herz, Mund und Wandel gläubigen Christen, — hat ihre Zeitläufte, und ungeachtet der Jesus Christus, dem er unbedingt angehören will, unveränderlich derselbe bleibt, so wird doch er unter der ihn erziehenden Gnadenhand dieses Christus von Zeit zu Zeit ein anderer, und sieht nun auch im Zusammenhange damit diesen seinen Heiland und die Welt um ihn her, die seine Gnade und Wahrheit beleuchtet, von Zeit zu Zeit in einem andern Lichte und in einer andern, erneuerten Gestalt. Das sind wohl liebliche Frühlingszeiten, wenn so vor unserm inneren Auge ein Vorhang sich aufthut, und uns der Erlöser und in ihm Gott in neuer, noch nie gekannter Verklärung entgegenstrahlt, und unser Gesichtskreis zu unsrer Ueberraschung sich erweitert und uns ein neues herrliches Land des Reiches Gottes enthüllt; aber ein solcher innerer Frühling geht Keinem anders auf als nach schweren und oft langen inneren Kämpfen, in denen das Gewissen unter Angst und Zagen mit beiden ringt, mit der alten Wahrheit, von der es sich nicht loszureißen vermag, und mit der neu heraufleuchtenden, gegen die es sich nicht zu verschließen weiß.

So müssen denn also in der allmählichen Entwickelung des Reiches Gottes auf Erden von Zeit zu Zeit Wendepunkte eintreten, in welchen das Christenthum sich in neue Formen umgestaltet, und diese Wendepunkte müssen von tiefgreifenden inneren Kämpfen im Schooß der Christenheit selbst begleitet sein. Unter diesen großen geschichtlichen Wendepunkten — das können wir schon zum voraus mit Sicherheit erkennen, — muß im Verlauf der Entwickelung des Lebens der christlichen Menschheit irgend einmal ein besonders wichtiger, aber auch besonders schwieriger herbeikommen, in welchem der innere Kampf mit ganz eigenthümlicher Heftigkeit entbrennen muß. Die Sache ist diese. Das Christenthum in seiner geschichtlichen Wirksamkeit auf die Menschheit ergreift diese zu allernächst in dem innersten und tiefsten Mittelpunkt ihres gesammten Lebens, auf der r e l i g i ö s e n Seite, gerade so wie es auch bei dem Einzelnen noch immer ganz auf die gleiche Weise verfährt in seiner Erweckung. Und dies ist völlig in der Ordnung und der Natur der Sache gemäß. Es tritt also zunächst überwiegend als Frömmigkeit und nur als Frömmigkeit auf. Das große Gebiet des natürlich menschlichen Daseins, d. h. deutlicher des s i t t l i c h e n Lebens mit der Mannichfaltigkeit seiner Verhältnisse muß es vorerst noch unbebaut zur Seite liegen

lassen, um sich zu allernächst ganz in seinem letzten Mittelpunkt in sich selbst zu sammeln, und sein Leben hier in dem eigentlichen Quellpunkt desselben nachhaltig erstarken zu lassen. Dieses sittliche Feld sieht es von vornherein unvermeidlich sogar mit einem gewissen Mißtrauen an, als ein wenigstens zweideutiges Gebiet. Die neue christliche Gemeinschaft, die es seinem innersten Wesen zufolge sofort stiften muß, erbaut es daher auch zunächst als eine rein religiöse, als eine Gemeinschaft lediglich der Frömmigkeit, d. h. als eine Kirche und als bloße Kirche. Aber dabei kann es nicht stehn bleiben im weiteren Fortgang seiner Geschichte. Es ist nun einmal nicht bloße Religion, sondern nichts geringeres als ein ganzes, volles menschliches Leben. Es ist ihm nichts fremd, was wirklich menschlich ist. Sein eigenstes Wesen fordert, daß es weiter greife, über Frömmigkeit und Kirche hinaus, und gerade jenes natürliche oder sittliche Leben in Besitz nehme, es reinigend und heiligend, und zwar vollständig nach seinem ganzen Umfange. Wie ja auch gerade erst in dieser christlichen Sittlichkeit die christliche Frömmigkeit ihre volle Wahrheit und Wirklichkeit erhält. So muß es denn freilich auch ein Mal dazu kommen, daß das Christenthum sich in dieses sittliche Gebiet hinübersiedelt aus dem bloß religiösen oder aus der bloßen Kirche. Allein eben dieser sein Ueberschritt aus der lediglich religiösen oder der kirchlichen Form in die natürlich menschliche oder deutlicher in die sittliche, wie er ein überaus entscheidender geschichtlicher Wendepunkt ist, muß auch ganz vorzugsweise schwere Arbeit kosten. Denn indem die ihn herbeiführende Bewegung in der Christenheit eintritt, kann es denen, welche noch überwiegend der eben ablaufenden Periode angehören, und so das christliche Leben noch so gut wie ausschließlich nur in seiner kirchlichen Form kennen und besitzen, nicht anders scheinen bei jener Umgestaltung des Christenthums, als daß ihnen dieses selbst genommen werden solle, und so müssen sie denn mit allen Kräften diese kirchliche Form desselben fest zu halten bemüht sein. Die Andern aber, welche auf der Seite der hereinbrechenden neuen Ordnung der Dinge stehen, indem es die sittlichen Ideen sind, die sie ganz erfüllen, während sie mit dem alten kirchlichen Christenthum zerfallen sind, täuschen sich, eben dieses für das Christenthum überhaupt nehmend, nur zu natürlich über sich selbst, und meinen, mit dem Christenthum selbst zerfallen zu sein. Es kommt dazu überdies noch, daß es ihnen auch an einem klaren Bewußtsein darum fehlt, wie eben dasjenige sittliche Leben, welches ihnen vorschwebt und auf das sie Alles setzen, wesentlich ein christliches ist, wesentlich ein Erzeugniß desselben Christenthums, dem sie sich entfremdet wähnen. Und

dies alles muß dann jene ersteren nur noch mehr in ihrem Mißtrauen gegen das sich gewaltsam hervorarbeitende Neue bestärken. Ist es zu diesem Punkt gekommen, dann freilich muß der Kampf nicht bloß ein heftiger, sondern auch ein verwickelter werden in einem Maße, wie er es bis dahin noch nie war. Aber laßt ihn noch so hart sein, diesen Kampf; ist er nur einmal siegreich durchgekämpft, so ist dann auch ein sichrer Grund gelegt zu einem bleibenden Frieden innerhalb des Christenthums; denn dann haben die göttliche Seite an ihm und die menschliche sich zusammengefunden und, sich verständigend und durchdringend, ihre nie wieder rückgängig zu machende Versöhnung gefeiert. Dies, andächtige Christen, dies wollen wir, die es so nahe angeht, fest ins Auge fassen. Denn daß der gegenwärtige Augenblick eben in den großen Hauptwendepunkt, von dem jetzt die Rede war, schon mit hineinfällt, darauf brauche ich wohl nicht erst noch besonders hinzuweisen.

So hat uns denn unser Textwort, indem wir es uns ganz ohne Rücksicht auf unsre eignen besonderen geschichtlichen Verhältnisse zum Verständniß zu bringen suchten, unbeabsichtigterweise mitten in diese hineingeführt, damit aber zugleich unmittelbar an unsre zweite Frage heran, an die Frage, wie wir uns eben aus dem Gesichtspunkt, den der Text uns eröffnet, bei dem gegenwärtigen Kampf des Christenthums zu verhalten haben.

2.

Die Antwort auf diese Frage läßt sich kurz in dem Satze zusammenfassen: unser Text legt uns die Pflicht auf, Theil zu nehmen an diesem Kampfe, aber so, daß wir uns dabei weder in unsrem Glauben erschüttern noch zu liebloser Beurtheilung der Kämpfenden hinreißen lassen.

Zur persönlichen Theilnahme an der gegenwärtigen Bewegung in unsrer evangelischen Christenheit fordert uns nämlich das Wort des Erlösers in unserm Texte auf das unzweideutigste auf. Und zwar uns Alle, ohne Ausnahme, ohne Unterschied des Standes, des Berufs und der Bildung. Freilich jeden von uns zur Theilnahme in seiner eigenthümlichen Weise, und mithin nur die allerwenigsten von uns zu einer lauten Theilnahme, in Beziehung auf die überhaupt weit leichter zu viel geschehen kann als zu wenig. Aber innerlich, in unsrer eignen Seele sollen wir ausnahmslos Alle den Kampf ritterlich mit durchkämpfen, der die Kirche um uns her bewegt. Ihn überhören, ihn, ohne daß er uns mit ergriffe, an uns vorüberziehen lassen, das dürfen wir nicht, selbst wenn wir es vermöchten, nachdem wir aus dem

Munde des Herrn selbst wissen, daß Er das Schwert gesendet hat, das vor unsern Augen den Streit führt. Dieser Kampf ist so nichts zufälliges, sondern das Werk des Herrn, das uns also aufs nächste angeht. Gewiß, wissen wir anders die Bedeutung des jetzigen Augenblicks für das Reich des Erlösers recht zu würdigen, so werden wir stolz darauf sein, in einer solchen und so entscheidenden Zeit zu leben, trotz alles des Unmuths, der uns gerade in ihr so leicht befällt. Nichts könnte verkehrter sein, als wenn wir aus den Anfechtungen, welche in unsern Tagen das Christenthum erfährt, den Schluß ziehn wollten, jetzt verlohne es sich augenscheinlich nicht erst mehr, der Mühe, dasselbe ernstlich zu untersuchen, denn es werde bald eine ein für allemal von allen Einsichtsvollen aufgegebene, eine abgethane und veraltete Sache sein, — oder wenigstens doch, jetzt seien wir vollkommen gerechtfertigt, wenn wir dasselbe einstweilen noch gleichgültig auf sich beruhen ließen, und erst abwarteten, bis die um uns her so lauten Streitigkeiten über dasselbe ausgefochten seien. Müßige Gleichgültigkeit in diesen Dingen wäre nie schmählicher gewesen als jetzt, weil nie unnatürlicher. Nein, Freunde, treten wir rüstig mit ein in die Arbeit des großen Kampfes, jeder in seiner Weise. Was es bei ihm gilt, ist nichts uns Fremdes, es sind die Dinge, die uns am allernächsten angehen, die wichtigsten, ja eigentlich die allein wichtigen Fragen, die es für uns gibt, für Zeit und Ewigkeit, die Grundfragen in Betreff dessen, was uns nicht nur das Heiligste sein soll, sondern auch das Theuerste, — die Fragen, was Christus ist und Christenthum, was Gott und Frömmigkeit. Ueber diese Fragen müssen wir uns selber Rede stehen. Nahe genug werden sie uns wohl jederzeit ans Herz gelegt; aber in unsern Tagen treten sie uns durch Gottes Fügung auch so nahe unters Auge und so unmittelbar in den Weg, in jedem geselligen Kreise, in jedem Flugblatt, bei jedem Schritte im öffentlichen Leben, daß nur die völlige Gedankenlosigkeit von ihnen unberührt bleiben, und nur die herzloseste Feigheit sich ihnen entziehen kann. Nein, nein, ein solcher Vorwurf darf und soll uns nicht treffen; wo das Schwert des Herrn sein Werk treibt, da wollen auch wir uns in die Reihen seiner Streiter stellen. Er ruft uns vernehmlich genug herzu, er will uns mit in der Schlacht haben, denn er kann uns dabei nicht entbehren. Es mag Euch vielleicht auffallen, aber es ist volle Wahrheit, ohne uns, ohne unser aller lebendige Theilnahme kann der jetzige Kampf nicht ausgefochten, nicht zum Siege des Herrrn und zum Frieden hinausgeführt werden; denn augenscheinlich kann und wird ja nur in demselben Maße, in welchem in der Kirche unsrer Tage ihre großen

Lebensfragen wirklich allgemeine Aufmerksamkeit und Beherzigung finden, in ihr wieder ein aufrichtiges Einverständniß zu Stande kommen.

Indeß die Theilnahme am Kampfe überhaupt reicht noch nicht hin; es kommt erst noch darauf an, daß sie die rechte sei, und in dieser Beziehung verwahrt uns gerade unser Text, wenn anders er in unsre Ueberzeugung eingeht, gegen zwei Gefahren, denen wir unter diesem Kampf besonders leicht ausgesetzt sind, — gegen kleingläubige Furchtsamkeit und falschgläubige Lieblosigkeit.

Es fehlt in der That unter denen, welche gerade das lebhafteste Interesse an der religiösen Bewegung der Gegenwart nehmen, nicht an solchen, die sie nur mit sorglichem Blicke anzusehen gewohnt sind. Sie sehen in ihr nur ein unheildrohendes Zeichen der Zeit, und fürchten, es werde über kurz oder lang vollends um den Glauben an den Erlöser und um das Christenthum überhaupt geschehen sein, freilich nicht für sie selbst und das Häuflein der ihnen gleichgesinnten, wohl aber für die Welt im Großen oder doch für unsere vaterländische Christenheit, wo nicht für die europäische überhaupt, wenigstens für die nächste Zukunft. In dieser ängstlichen Stimmung entsinkt ihnen dann nur zu leicht der Muth im Kampfe, und was noch weit wichtiger ist, es trübt sich ihnen die Unbefangenheit, ohne welche hierbei auch die innigste Theilnahme und die heldenmüthigste Tapferkeit nur irreleitend und verwirrend wirken können. O daß diese Alle doch einen Augenblick vor unserm Text stille stehen, und sich Angesichts desselben fragen wollten, ob nicht ihre Furchtsamkeit versteckter Unglaube sei! Spricht denn der Herr das Wort vom Schwerte, das er senden wolle, im Tone des Zagens oder mit dem Ausdruck triumphirender Zuversicht? Er sendet es ja selbst, das Schwert. Nicht etwa überfällt es ihn, sondern er selbst schickt es aus, Sein Werk auszurichten. Er fürchtet ja nicht den Kampf, sondern eben dieser Kampf ist ja in seinen Augen das eigenthümliche Mittel, durch das allein er den Sieg erringt. Ich wüßte auch gar nicht, wie uns ein solcher Kampf um das Christenthum, und gerade um das innerste Heiligthum desselben, überraschen und befremden könnte. Der Erlöser hat ihn ja ausdrücklich vorausgesagt, und der Eintritt desselben ist eben nur eine Erfüllung seiner Vorausverkündigungen mehr. Er nennt es ja in unserm Texte selbst einen Wahn, wenn wir meinen würden, seine Sache könne ohne einen solchen Kampf durchdringen. Aber ebenso stellt es sich auch, wenn wir nur auf die Sache an sich selbst sehen. Besinnen wir uns doch nur über uns selbst. Wenn uns denn — wie wir ja freudig bekennen — der Erlöser und sein

Werk wirklich überschwänglich groß und hoch ist, größer und höher als alle menschliche Größe und Höhe, — und wenn wir die Sünde der Welt wirklich nach ihrer ganzen Tiefe und Gewalt erkennen: so können wir es ja selbst nicht anders erwarten, als daß es des heißesten und längsten Kampfes bedürfen wird, bis der Erlöser die Welt ganz für sich erobert und diese ihn ganz begriffen, ganz erfaßt, ganz sich zugeeignet haben kann. Gerade diejenigen von Euch, meine Zuhörer, die am festesten an Christo hangen und am schmerzlichsten klagen über die Angriffe, welchen in unsern Tagen die Vorstellungen von ihm ausgesetzt sind, die seit langen Jahrhunderten der Kirche heilig waren, gerade sie sollten am wenigsten darüber betroffen sein, daß man bei diesen altgeheiligten Vorstellungen nicht stehen bleiben, sich mit ihnen nicht befriedigen will. Könnt Ihr denn von vornherein voraussetzen, daß sie die schon wahrhaft genügenden und angemessenen sein werden? Gewiß müßt Ihr das gerade Gegentheil vermuthen, wenn Euch der Heiland wirklich überschwänglich groß ist. Denn dann wird wohl Keiner es für möglich halten, daß die bisherige Christenheit mit ihrem Verständniß die ganze Fülle seines heiligen Wesens und Sinnes schon erschöpft haben sollte. Aber genügen Euch denn jene Vorstellungen wirklich? Ist Euch denn mittelst ihrer Euer Heiland vollkommen verständlich, anschaulich und auch für Euer Denken durchdringlich und durchsichtig? Bringen sie ihn Euch denn auch für Euer Denken so nahe, daß Ihr in Eurem Begriff von ihm durch keinen Widerspruch, durch kein räthselvolles Dunkel mehr gestört, ja ich darf wohl mehr sagen, gepeinigt und geängstigt würdet? Ueberragt denn nicht wenigstens das Bild von ihm, das Ihr aus unsern Evangelien schöpft und aus dem täglichen geistigen Verkehr mit ihm selbst im innersten Heiligthume Eures Gemüths in lebensfrischen Zügen tragt, in seiner Lebensfülle und unmittelbaren inneren Wahrheit unendlich die gedankenmäßige Vorstellung von ihm, welche die Kirche in ihren Lehrbestimmungen Euch darzubieten vermag? Und ist Euch das denn etwa gleichgültig, daß Euch eine klare, deutliche Vorstellung von ihm gebricht, die Eurer inneren Anschauung nachkommen könnte? Ist es Euch auch nur eben für Eure christliche Frömmigkeit selbst gleichgültig, wenn anders Ihr überhaupt auf der Stufe geistiger Bildung steht, auf der die Klarheit und Deutlichkeit des Gedankens einen Werth hat? Kann das irgend einem gleichgültig sein, der Jesum in Wahrheit lieb hat? Nein, gewiß, kein Preis wäre Euch zu hoch für einen wirklich klaren und vollen Begriff Christi, der Eure Anschauung von ihm rein und ganz wiedergäbe. Nun wohl, meine Freunde, dann wollen wir

aber auch uns nicht darüber entrüsten und nicht darüber seufzen, daß dies unser eignes Gefühl sich offen ausspricht um uns her und sich aufmacht, die Befriedigung des Bedürfnisses zu suchen, das wir selbst gar wohl anerkennen. Ohne Streit und Zwist, ohne ernste und schmerzliche Anstrengung kann das freilich nicht abgehen; aber soll uns das abschrecken und kleinmüthig stimmen? Und wenn wir, wie es nicht fehlen kann, selbst auch mit hinein verflochten werden in den allgemeinen Kampf um ein solches Kleinod, kann uns denn dann die Noth und Mühe verdrießen, die uns daher erwächst? Wiegt uns denn der Zweck, den es dabei gilt, nicht alle diese Unbequemlichkeiten überreichlich auf, zumal wir ja ohnehin ein für allemal auf ein unbequemes Christenthum gewiesen sind? Gewiß wir alle, denen Jesus Christus das theuerste Heiligthum ist, wir haben keinen Grund deßhalb zu zagen, daß sich ein Kampf darum erhoben hat, ob sich nicht ein noch reineres und volleres verstandesmäßiges Wort für ihn und sein Werk finden lasse, als das, welches bis dahin gegolten hat. Daß man dies Wort unter Streit und Kampf sucht, soll uns nicht irre machen; denn der Kampf ist ein Zeichen des Lebens. Wo es Kampf gibt und Bewegung, da ist ja das Vorurtheil dafür, daß es da auch Leben gebe. Eben dieser Kampf selbst ist schon ein Zeichen von der Kräftigkeit des Christenthums in unserm Geschlecht. Es ist das Schwert des Erlösers, das die Geister so erregt. Dann aber dürfen wir auch wegen des Ausgangs des Kampfes nicht besorgt sein. Es kann doch wohl nur Kleinglaube sein, selbst falls er sich auch gerade für den eigentlich entschiedenen Glauben hielte, wenn wir hier irgend eine Gefahr für den Erlöser und das Christenthum besorgen, eine Herabwürdigung des Erlösers, wo nicht seine völlige Entthronung in dem Glauben der Christenheit. Ja freilich, andächtige Mitchristen, wenn das in Aussicht stände, dann gälte es kein sich Besinnen, dann bliebe keine andre Wahl als die unbedingte Flucht aus dem Kampfe, um, wenn auch auf schmähliche Weise, das schlechthin höchste und im vollen Sinne schlechthin einzige, das schlechthin unentbehrliche Heiligthum der Menschheit zu retten. Daß ich Christum nicht missen könnte, was mir auch sonst statt seiner geboten werden möchte, — und zwar ihn den Menschen- und Gottes-Sohn, ihn den hohepriesterlichen Versühner der Sünde der Welt und auch meiner Sünde, ihn den fort und fort lebendigen Herrn aller Herren, dem da zur Rechten des Vaters alle Gewalt übergeben ist im Himmel und auf Erden, — das bekenne ich feierlich vor Euch. Ihn zu erhalten, mir und meinen Brüdern, würde kein Preis mir zu hoch sein. Aber um einen solchen Verlust handelt es sich jetzt wahrlich nicht; und wir

sind wahrlich nicht in dem Fall, und können nie in den Fall kommen, auf den Erlöser die Schmach zu laden, ihn nur durch feige Flucht vor seinen Feinden bergen zu können. Ist denn nicht bei allen früheren Kämpfen sein Sieg der Erfolg gewesen, ja seine desto höhere Verherrlichung? Es will allerdings etwas Neues unter uns werden; aber dies wird nimmermehr eine Herabsetzung des Erlösers sein, sondern eine reinere Verklärung desselben in unserm Bewußtsein, nach der ja auch wir in tiefster Seele verlangen. Und wenn uns etwa auch noch ein andrer Schatz, der uns evangelischen Christen nächst dem Erlöser der theuerste sein muß, unsre heilige Schrift, unter den Stürmen der Gegenwart gefährdet erscheinen will: o so hüten wir uns doch auch ihr gegenüber, sie durch Kleinglauben zu entehren. Nein, der gesagt hat: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht," der kann nicht lügen; und was Petrus bekannt hat: „Herr, wohin sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens!" das wird so lange das Bekenntniß der Menschheit bleiben als noch ein Funke von Sehnsucht nach ewigem Leben in ihrer Brust glimmt. Nicht zerrissen wird uns unsre Bibel werden, wohl aber — und zwar eben durch den Streit, der uns so fürchten macht für sie, — näher gebracht, ja recht nahe, so daß allmählich alles, was uns jetzt an ihr noch befremdlich, noch unverstandene Hieroglyphe ist, was an ihr für uns noch den Schein des Willkürlichen und Wunderlichen an sich trägt, sich uns in Verständniß und heilige Weisheit auflösen wird. Laßt mich Euch fragen, gerade Euch, die Ihr am höchsten haltet von diesem Gottes-Buche und mit dem heiligsten Ernst und Fleiß darin leset und forschet, — laßt mich Euch auf Euer Gewissen fragen, ob Euch denn nicht schon tausendfältig so zu Muthe war, als sei Eure liebe Bibel Euch doch immer noch ein nur erst zur Hälfte aufgeschloßnes Buch, als schimmerten durch die Oberfläche ihrer Zeilen noch geheimnißvolle Züge auf dem Grunde hindurch, die Ihr nicht zu entziffern vermöchtet? Und wenn dem so war: wie solltet Ihr Euch dann nicht sehnen nach einem vollständigeren Schlüssel zu den Geheimnissen des göttlichen Worts, den Ihr ja aber nicht finden könnt ohne zugleich an Eurem jetzigen Schriftverständniß theilweise irre zu werden? Hättet ihr aber wirklich nie solche Erfahrungen gemacht, nun so hat doch gewiß mancher von Euch wenigstens die Schwierigkeit empfunden, sich von dem, was ihm die göttliche Eingebung der heiligen Schrift ist und nicht ist, eine recht bestimmte und deutliche Vorstellung zu bilden, — hat es empfunden, wie *wir* jenes Wort nicht mehr genau in dem Sinne unsrer Vorväter gebrauchen können, und wie doch die Sache

an der Schrift, die es bezeichnen will, auch für uns immer noch unverrückbar dieselbe geblieben ist, ohne daß er doch auch schon den genau entsprechenden Begriff für sie zu entdecken wußte. Nun wahrlich dieses Begriffs bedarf unsre heutige evangelische Christenheit gar sehr, und wir dürfen nicht zweifeln, daß was uns oft als ein Frevel an dem Heiligen erscheinen will und nur zu leicht erscheinen kann, auch mit zu dem Wege gehört, der uns zu jenem Begriff in seiner vollen Schärfe leiten wird. Ja, laßt es mich wiederholen, andächtige Christen, es will ein Neues werden in unsern Tagen in der Christenheit, und dieses Neue wird nicht eine Zerstörung unsrer altbewährten Heiligthümer sein, sondern ihre Verjüngung und Verklärung. Entgegnet nicht bedenklich zweifelnd, ihr vermöchtet noch nichts zu sehen von einem solchen Neuen. Es gibt Andre, deren Auge vielleicht schärfer ist, die sehen die Anfänge davon schon, wenn auch noch so unscheinbare. Gottes Werke und Wege verlangen Geduld auf unsrer Seite; sein Schritt dünkt uns langsam, aber eben daran mögen wir ihn erkennen. Die neuen Lebensansätze liegen meist lange verhüllt im Verborgenen, — das ist Gottes ewige Ordnung — und wachsen heimlich und kaum bemerkt fort. Allein im Schatten und in der Stille können sie heranreifen. Nur daß wir sie nicht stören durch plump zugreifende furchtsame Ungeduld. Nur daß wir in unsrer Aengstlichkeit sie nicht zertreten, sie für Keime von Giftpflanzen haltend. Verfahren wir doch nur auch in diesen Dingen mit der Unbefangenheit und Ehrlichkeit, die der Glaube gibt. Verschweigen wir uns doch nur die wirklichen Schwierigkeiten nicht und die noch erst zu lösenden Aufgaben. Erkennen wir sie doch nur an mit der freudigen Unumwundenheit des Glaubens, und machen wir uns doch nur keine Täuschungen, die, wenn wir sie auch immerhin für Zeichen unsrer Glaubensentschiedenheit halten sollten, doch in Wahrheit nur aus unsrer Kleingläubigkeit kommen und aus unsrer Bequemlichkeit. Nein, nein, zu alle dem kann unser Herr sich nicht bekennen, sein Feldgeschrei ist: Wer gläubet, der fleucht nicht! (Jes. 28, 16.)

Aber auch über unsrer Liebe wollen wir wachen, daß sie nicht unter unserm Kampf verlösche. Die Gefahr liegt in dieser Hinsicht nahe genug. Denn solche Kämpfe bringen unvermeidlich eine tiefe Entzweiung der Gemüther mit sich. Der Erlöser selbst hebt dies ja im Zusammenhange mit unserm Textesausspruche sehr nachdrücklich hervor, indem er unmittelbar nach demselben fortfährt: „Denn ich bin gekommen, den Menschen zu erregen wider seinen Vater, und die Tochter wider ihre Mutter, und die Schnur wider ihre Schwieger. Und des Menschen Feinde werden seine eignen

Hausgenossen sein" (V. 35. 36.) Der Kampf um das Heiligste muß natürlich die am tiefsten greifende Scheidung unter den Menschen hervorbringen. Aber um so mehr sollen wir uns in solchen Zeiten der Gährung zum Festhalten an der Liebe aufgefordert finden, vornehmlich zu liebevoller Besonnenheit bei der Beurtheilung der Kämpfenden, besonders der Gegner. O da möchten wir doch immer den Erlöser zur Seite haben, daß Er uns leitete in unserm Urtheil. Ihn sollten wir uns immer in der Mitte der Streitenden denken, und allezeit uns fragen, wie er wohl unsre Gegner beurtheilen würde, und wie uns selbst. Ich zweifle nicht, Sein Urtheil würde oft gar viel anders ausfallen als das unsrige. Er würde auf allen Seiten der Streitenden etwas von aufrichtiger Liebe zu ihm anerkennen als Motiv zum Streit, und nicht dulden, daß eine Seite wähnte, im Alleinbesitz der Liebe zu ihm zu sein. Er würde nichts davon wissen wollen, daß das Christenthum allein auf Einer Seite sei bei diesem Kampf, und wenn die Kämpfenden sich gegenseitig der Feindseligkeit gegen ihn verdächtigten, so würden beide Theile gleich sehr seinen strafenden Ernst erfahren. Auch uns wird es aber nicht schwer sein, hierbei den Sinn des Erlösers zu treffen, wenn wir nur mit besonnener Ruhe zu Werke gehen. Dann werden wir vorerst die Bewegungen, die wir im Kampf begriffen finden, nicht ohne weiteres nach denjenigen beurtheilen, welche auf beiden Seiten am lautesten sind und die Stimmführer machen, am wenigsten nach den Bestrebungen derjenigen, die, was unter allen Umständen unwürdig bleibt, durch Aufregung der Massen die Entscheidung von Fragen erzwingen wollen, über welche nur die erleuchtetste Einsicht der Zeit eine Stimme haben darf. Es wäre voreilig, von der etwaigen Unlauterkeit oder Unbedeutendheit dieser anscheinenden Führer auf die Beschaffenheit der Sache zu schließen, für welche sie sich zu Vorkämpfern aufgeworfen haben. Vielmehr sollen wir den entgegengesetzten Schluß ziehn. Denn daß solche Bewegungen auch durch nicht unzweideutige und durch unbedeutende Personen ihren Fortgang haben, das erklärt sich nur daraus, daß die allgemeine Strömung der Geschichte in unsrer Zeit eben diese Richtung hat. Es müssen solche Personen an einer geschichtlichen Macht hinter ihnen einen Rückhalt haben, sonst vermöchten sie nichts. Ja wohl tragen alle großen geschichtlichen Bewegungen auf ihrer Oberfläche viel unreinen und hohlen Schaum; aber ist es denn so gar schwer, durch ihn hindurch zu schauen und die mächtige, unaufhaltsame Strömung unter der trüben Oberfläche zu erkennen? Und wenn man nun in unsern Tagen von den einzelnen Personen absehend, sich fragt, wohin die allgemeine

Richtung, welche die Zeit forttreibt, hinaus will, und was ihrem Drange für ein Beweggrund unterliegt in Ansehung des Christenthums: so lautet die Antwort gar nicht trostlos. Laßt es mich kurz sagen: die letzte Quelle aller dieser gewaltsamen Bewegungen ist ein Verlangen, das auch wir, wie wir es uns schon vorhin eingestanden haben, theilen, — das Verlangen, das tiefe, ungestüme Verlangen nach einem Christenthum und einem Christus, die wir wahrhaft *unser* nennen können. Das gegenwärtige Geschlecht will keine Fassung des Christenthums ertragen, in der es ihm fremd ist und bei der es sich nur heuchlerisch oder doch nicht mit vollster Wahrheit seiner Seele zu ihm bekennen könnte. Es verlangt eine Fassung des Christenthums, in der es Fleisch ist von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, ein Christenthum, welches von dem kündlich großen Geheimniß der Gottseligkeit in der Sprache unsrer eigensten Empfindung und unsres eigensten Gedankens zu uns redet, — ein Christenthum, an dessen Herzen wir wahrhaft erwarmen können, weil es sich mit dem frischen Lebensblut der Gegenwart erfüllt hat. Ein solches Verlangen, wollt ihr es einen Frevel nennen, und die Aufrichtigkeit deßhalb tadeln, weil sie dem Heiligsten gilt? Dies aber, eben dies ist es, meine Freunde, was, wenn von unsrer Zeit selbst *im Ganzen* die Rede ist, diese *eigentlich* will, das, worauf jetzt der stürmische geschichtliche Drang in der evangelischen Christenheit eigentlich hintreibt, trotz aller noch so betrübenden einzelnen Erscheinungen. Und durch Gottes Gnade wird es ihm auch gelingen, wenngleich viel langsamer als es unsrer Ungeduld gefällt. Aber warum arbeiten wir statt unsres ungeduldigen Klagens, das Gottes Werk nur aufhält, nicht lieber mit an der Beschleunigung desselben? Wir können es ja, und ganz vornehmlich eben durch das Festhalten an der Liebe unter dem Kampf. Denn bei feindseligem Abstoßen der Gegner, das müssen wir doch einsehen, ist eine Verständigung über ein wirklich befriedigendes Neues nicht möglich; nur liebevolle Besonnenheit kann die tief verworrenen Verwickelungen glücklich lösen. Und nichts wird so sehr die Schlichtung unsrer Wirren fördern, als wenn wir, statt den Gegnern ihren Antheil an Christo zu bestreiten, mit allem Anliegen der Liebe grade dahin arbeiten, sie zum Bewußtsein darum zu bringen, wie viel wirklich Christliches in ihnen ist, wovon sie selbst nichts ahnen, und wie alle die eigenthümlich menschlichen Güter, durch die sie abgesehen von Christo Befriedigung zu haben meinen, nichts andres sind als das Werk eben dieses Christus.

Nun denn noch einmal: kämpfen wir Alle mit den Kampf unsrer Tage um Christum! Ermüden wir in ihm nicht; denn durch ihn hindurch

geht es zu einem tiefen Frieden! Aber kämpfen wir ihn im Glauben und in der Liebe, auf daß er selbst, unser hochgelobter Herr und Heiland, Jesus Christus, gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit, mit uns sein kann in unserm Kampf! Amen.

II.

Der Glaube an den lebendigen Christus.*)

(Erste Predigt.)

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Amen.

Offenb. 1, 17. 18.

Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen als ein Todter. Und er legte seine rechte Hand auf mich, und sprach zu mir: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.

Wundert euch nicht, andächtige Mitchristen, über die Wahl des eben verlesenen Textes, der eigentlich ein Ostertext ist. Er ist aus der Beschreibung genommen, die Johannes von dem herrlichen Gesicht gibt, das er im Geist auf Patmos hatte, als er dort war „um des Wortes Gottes und des Zeugnisses Jesu Christi willen“. Er berichtet uns, wie er da „eine große Stimme als einer Posaune“ zu sich reden gehört, als er sich aber umgewendet, nach ihr zu sehen, sieben goldene Leuchter geschaut, und mitten unter den sieben Leuchtern „Einen, der eines Menschen Sohn gleich war“, angethan mit dem Zeichen der höchsten Majestät, mit Einem Worte die Erscheinung des Erlösers in seiner himmlischen Herrlichkeit. Bei diesem Anblick, setzt er hinzu, sei er vor Schrecken ohnmächtig zu den Füßen des in gött-

---

*) Rothe's Vorwort zu den beiden Predigten über diesen Gegenstand, welche am 25. Sonntage n. Trinit. und am 1. Sonntage des Advents 1845 bei dem akad. Gottesdienste zu Heidelberg gehalten und zuerst 1846 im Druck erschienen sind, lautet:

Die nachstehenden Predigten in den Druck zu geben, bin ich nur wider Willen durch nöthigende rein persönliche Umstände, welche für den Leser kein Interesse haben, bewogen worden. Die Rechtfertigung ihrer Veröffentlichung lehne ich deßhalb völlig von mir ab. Niedergeschrieben wurden sie erst geraume Zeit nach ihrer Haltung.

licher Klarheit strahlenden Menschensohnes niedergesunken, dieser aber habe ihn freundlich berührt, und ihm Muth zugesprochen mit jenem mächtigen Zuruf: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes." Wenn ich jetzt im Namen eben dieses selben Menschensohnes auch euch dieses Wort zurufe, so kann es nicht meine Absicht sein, mit meiner Predigt seinem mächtigen Schwunge nachfliegen zu wollen; sondern nur deßhalb habe ich es euch vorgeführt, weil es den Gedanken, der uns unter göttlichem Beistand in dieser Stunde beschäftigen soll, auf die erhabenste und gewaltigste Weise ausspricht. Es scheint mir nämlich gerathen, daß wir unsre Aufmerksamkeit einmal ausdrücklich auf einen Punkt richten, den wir schon aufs vielfältigste beiläufig berührt haben, indem wir dabei ein Einverständniß unter uns in Ansehung desselben stillschweigend voraussetzten. Wir haben ja, wie ihr euch erinnert, bei jeder Gelegenheit von dem lebendigen Christus gesprochen und von dem Glauben an den lebendigen Christus, mit starker Betonung. Was meinen wir denn nun aber mit diesem Ausdruck? Verstehen wir uns wirklich darüber, meine Zuhörer, was uns der Glaube an den lebendigen Christus ist? Heutigen Tages darf man dies gewiß nicht ohne weiteres voraussetzen; und da es nun doch nach meiner innigsten Ueberzeugung eine höchst wichtige Sache ist, so laßt uns denn eben bei diesem Gegenstande in der gegenwärtigen Stunde mit unsrer Andacht verweilen. Es soll uns also jetzt vor Gottes Angesicht beschäftigen

Der Glaube an den lebendigen Christus.

Wir wollen versuchen, uns klar zu machen,

1. was wir unter diesem Glauben zu verstehen haben, und
2. wie viel es mit ihm auf sich hat.

Es bleibt dann allerdings noch ein dritter Punkt übrig, die Frage, ob denn dieser Glaube an den lebendigen Christus uns, die wir jetzt leben, wirklich so fern liegt, wie man vorauszusetzen pflegt; allein hierauf einzugehen, das werden wir aus Rücksicht auf die Zeit bis zu unsrer nächsten Zusammenkunft in dieser Stunde aussetzen müssen.

Es ist etwas Großes, wovon wir uns zu reden unterfangen. Wir thun es allein im Vertrauen auf Dich, Herr Jesu, daß Du, der lebendige Heiland, mit Deines Geistes Gnade mitten unter uns sein werdest, die wir in Deinem Namen versammelt sind, wie Du verheißen hast!

1.

Was das denn eigentlich sei, an den **lebendigen** Christus glauben, diese Frage ist gewiß keine überflüssige in einer Zeit, da es gar mancherlei Glauben an Christum gibt. Denn wiewohl noch immer der Glaube nicht Jedermanns Ding ist (2. Thess. 3, 2), so ist doch in irgend einem Sinne an Christum zu glauben, inmitten der Christenheit nichts weniger als schwer; ja ich möchte sagen, man könne es gar nicht wohl umgehen. Wenigstens nicht, wenn man leidenschaftslos, besonnen und verständig um sich blickt. Wer nur ein wenig von der Weltgeschichte weiß, muß ja doch die geschichtliche Bedeutung dieses Jesus von Nazareth, nach welchem wir uns nennen, wahrnehmen, und zugestehen, daß sie eine wahrhaft unermeßliche und in ihrer Art durchaus einzige ist. Jeder besonnene Betrachter der Geschichte muß ja doch anerkennen, daß es eine solche geschichtliche Person gegeben hat, und daß von ihr eine höchst staunenswürdige geschichtliche Wirkung ausgegangen ist. Es liegt vor Augen, daß der Anstoß zu der völlig neuen und eigenthümlichen Bewegung, welche seit nunmehr achtzehn Jahrhunderten durch denjenigen Theil der Menschheit, in dem während dieser Zeit allein die wirkliche Geschichte fortspielt, sich hindurchzieht, und zur Entstehung derjenigen Gestalt, welche das menschliche Dasein jetzt um uns her an sich trägt, allein von ihm hergekommen, und daß die ganze **neue** Welt, wenn man ihren unterscheidenden Charakter in Einem Worte zusammenfassen will, eine **christliche** ist. Auch kann kein Verständiger im Ernst leugnen wollen, daß dieser Jesus auch jetzt noch in sich immer mehr erweiternden Kreisen in unserm Geschlechte fortwirkt, nämlich mittelst der von ihm zu seiner Zeit auf seine Zeitgenossen ausgegangenen Einflüsse, und im Zusammenhange damit besonders durch die noch immer laut gebliebene Kunde von ihm, — durch sein auch vor unsern Augen noch in unverblichener Frische dastehendes heilig schönes Bild, — durch sein alle andre menschliche Rede und Lehre noch immer laut übertönendes Wort von oben her, — durch seinen gleich sehr demüthigen und in reiner und voller Liebe unerschütterlich kühnen und göttlich hohen Wandel, der als beugendes und flammendes Vorbild noch immer die Herzen entzündend von der Höhe her weithin hineinleuchtet in die Nacht der dumpfen Bewußtlosigkeit und der feigen Gemeinheit des menschlichen Lebens, — endlich, und auf ganz besonders handgreifliche Weise, durch die von ihm gestiftete Gemeinschaft, die mit ihren Wurzeln in alle übrigen menschlichen Lebensgebiete hineingeschlungen ist. In Ansehung der Ausdehnung und der Dauer seiner

Wirksamkeit auf die Welt kann gar kein Andrer auch nur von ferne sich mit ihm messen; und diese seine durchaus unvergleichliche Wirksamkeit wird sich auch voraussichtlich sobald noch nicht verlieren, selbst in dem Falle nicht, wenn er nichts weiter wäre als einer unsers Gleichen. Wie sehr auch Andre ihn überbieten möchten in der Erkenntniß der göttlichen und der menschlichen Dinge, eine so gemeinfaßliche, Jedem ohne Unterschied der Bildung sofort einleuchtende und das Gemüth abgewinnende Gottesweisheit wird Keiner wieder dem tiefsten Herzen Gottes und dem innersten Bedürfniß unsrer Natur ablauschen, wie Er, der Eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooß ist. Das wissen auch die Verständigen sehr wohl, selbst unter Denen, die für ihre Person über ihn hinaus zu sein sich schmeicheln. Und diese seine ohne Vergleich größte Wirksamkeit ist nun ebenso auch ohne allen Vergleich die wohlthätigste, die je ein menschliches Einzelwesen auf sein Geschlecht ausgeübt hat. Nichts, was wir in dem Leben unsrer gegenwärtigen neueren Menschheit von wahrhaft Gutem, Hohem, Edlem und Schönem besitzen, ist ohne das Christenthum geworden, und würde ohne dasselbe sein. Dies ist buchstäbliche Wahrheit. Was unsre neueren Nationen zu der Stufe der sittlichen Bildung erzogen hat, welche sie einnehmen, was sonst ist es als das Christenthum? und was sonst als eben dieses erhält sie noch immer im Großen und Ganzen auf dieser Stufe? Alles das namentlich, was es von Liebe und von wirksamen Anstalten der Liebe unter uns gibt, worin sonst wurzelt es, woraus sonst zieht es fortwährend seine Lebensnahrung als dem Christenthum? Dies alles sind Wirkungen Christi, die auf ganz natürliche Weise zugehen, Wirkungen, wie jeder in der Geschichte große Mensch sie nach Maßgabe seiner Größe ausübt. Aber Wirkungen von einer durchaus überraschenden Ausdehnung und Beschaffenheit, von der wir den Schluß auf die ebenfalls ganz beispiellose Größe der Person nicht vermeiden können, der sie zugehören. So stellt die Weltgeschichte vor aller Augen Christum auf eine völlig einzige Höhe, auf der er alle übrigen Erscheinungen in ihrem Gesammtumfange weit überragt, und kein Nachdenkender unter uns kann sich dem entziehen, dies anzuerkennen. Diese Anerkennung ist nun allerdings schon ein G l a u b e a n C h r i s t u m, ein Glaube an ihn als die bedeutendste und ehrwürdigste Person in der Geschichte unsers Geschlechts, der eine weltgeschichtliche Bedeutung zukommt in einem Sinne, wie keiner andern sonst, und von der ein Segen für die gesammte Menschheit ausgeht, wie von keiner andern sonst. Dieser Glaube an Christum kann dann auch ein wahrhaft ehrfurchtsvoller sein, oder rich=

tiger er muß bei Jedem, der jene Wirkungen dieses Christus in der Welt einigermaßen verständig zu würdigen weiß, mit tiefer Bewunderung und Ehrfurcht vor ihm, als dem durchaus einzigen Wohlthäter seiner Brüder verbunden sein.

Bis hierher, andächtige Zuhörer, geht in unsern Tagen der gewöhnliche Glaube an Christum; diesen Glauben in dem Sinne genommen, wie wir ihn bis dahin beschrieben haben, werden Viele unsrer Zeitgenossen bereitwillig sein, sich zu ihm zu bekennen. Wollen wir sein eigenthümliches Wesen mit Einem Ausdruck bezeichnen, so werden wir ihn am angemessensten den Glauben an den geschichtlichen Christus nennen können. Bei ihm haben wir dann wieder bestimmt einen todten Glauben an den geschichtlichen Christus zu unterscheiden und einen lebendigen Glauben an ihn, je nachdem er eine bloße Verstandeseinsicht ist oder zugleich warme Herzensüberzeugung, wirklicher Herzensglaube, der sich dann auch naturnothwendig im Leben bethätigt. Denn in der That dieser geschichtliche Christus braucht für uns nicht draußen stehen zu bleiben in der Ferne so vieler Jahrhunderte, die zwischen ihm und uns liegen, sondern er ist ganz dazu angethan, uns nahe an die Seele heran zu treten, in seiner sittlichen Reinheit, Hoheit und Liebenswürdigkeit unser Gemüth zu ergreifen, einen tiefen sittlichen Eindruck auf uns zu machen, das Gefühl inniger bewundernder Freude an ihm und herzlicher, gleich sehr ehrfurchtsvoller und dankbarer Liebe zu ihm in uns zu erwecken, und uns mit Begeisterung für seine Zwecke zu erfüllen. Wer die Anschauung von diesem Christus nur unbefangen auf sich wirken läßt, in dem muß sie wohl zu einer lebendigen religiös-sittlichen Kraft werden, der muß wohl die heilige Gesinnung dieses Christus in sich aufnehmen und sich ernstlich darum bemühen, in seinem eignen gesammten Thun und Lassen seinen heiligen Willen nachzubilden. Und das ist dann der lebendige Glaube an den geschichtlichen Christus; aber es ist noch nicht der Glaube an den lebendigen Christus.

So wenig wir nämlich, andächtige Zuhörer, euch den Glauben an den geschichtlichen Christus, und zwar diesen Glauben als einen wirklich lebendigen, erlassen wollen, so dürfen wir doch bei ihm noch nicht mit euch stehen bleiben. Wir haben an ihm für allein noch nicht genug; der Glaube bloß an den geschichtlichen Christus, oder genauer ausgedrückt der Glaube an den bloß geschichtlichen Christus genügt uns noch nicht. Daraus machen wir kein Hehl, ungeachtet wir wohl wissen, daß in unsern Tagen die allermeisten auch von Denen, welche sich aufrichtig und warm zu Christo bekennen, mit ihrem Glauben auf diesem Punkt stehen bleiben, und alles, was noch darüber

hinaus liegt, mit Mißtrauen ansehen oder ohne weiteres als Schwärmerei und Aberglauben von sich weisen.

Und was liegt denn noch darüber hinaus über diesen Glauben an den geschichtlichen Christus? Das muß euch ja wohl bekannt sein; denn die christliche Kirche aller Zeiten hat es laut genug bekannt. Ihr Bekenntniß ist, daß dieser Jesus Christus, der vor mehr als achtzehn Jahrhunderten auf Erden gewandelt hat, und dessen unvergleichlich heilsamer Einfluß auf die Menschheit seitdem ununterbrochen fortwirkt, und je länger in desto weiteren Kreisen, nicht nur einst einmal gelebt hat, sondern noch immer fortlebt, — daß er nicht bloß durch die tausend und aber tausend andern menschlichen Einzelwesen, die von ihm einen religiös-sittlichen Anstoß empfangen haben, sei es nun unmittelbar oder erst durch viele andre Hände hindurch, sondern noch immer auch persönlich und unmittelbar unter uns, auf uns und für uns fortwirkt. Die Kirche glaubt nicht nur an die fortgehende Macht und Wirksamkeit des Christenthums in der Welt, sondern auch an Christum selbst, an diese gottmenschliche Person, als eine persönlich wirksame Macht in der Weltgeschichte. Die eigenthümlich christliche Macht, welche den Gang der geschichtlichen Entwickelung auf Erden bestimmt, ist ihr eine persönliche, Jesus Christus selbst, der durch seinen heiligen Geist noch immer ebenso unmittelbar wirksam eingreift in die menschlichen Angelegenheiten wie während seines irdischen Wandels, nur mit einem unvergleichlich größeren Maße von Macht. Und zwar beides, auf das Ganze und auf die Einzelnen, keineswegs etwa unmittelbar bloß auf jenes. Sie glaubt, daß hinter allen jenen unübersehbaren menschlichen Vermittelungen der Wirksamkeit Christi in der Geschichte der Christenheit, welche abzuleugnen ihr nicht in den Sinn kommt, als die letzte alles bewegende Macht wirklich dieser noch immer fortlebende, und zwar für uns fortlebende Christus selbst steht. Und dieser Glaube ist's, den wir, dem Glauben an den bloß geschichtlichen Christus gegenüber, bezeichnend den Glauben an den lebendigen Christus nennen. Auch er kann natürlich wieder beides sein, entweder ein todter bloßer Verstandesglaube oder ein lebendiger Herzensglaube; dies aber liegt außer dem Wege unsrer diesmaligen Betrachtung. Daß uns auch hier allein der wirklich lebendige Glaube genügt, wißt ihr ohne besondere Erinnerung.

Was ich unter dem Glauben an den lebendigen Christus verstanden haben will, das, andächtige Mitchristen, wird euch nach diesem allem klar ein; aber darum verstehen wir uns nicht auch schon über denselben. Ich

muß vielmehr besorgen, daß Viele von euch gegen den Glauben an Christum in diesem Sinne große Bedenken haben werden. Die Meisten unserer Zeitgenossen dünkt ja dieser Glaube Schwärmerei zu sein; wenn sie recht gelinde urtheilen, so meinen sie wenigstens, daß er in keinem Falle Jedermanns Sache sein könne, und daß er bei der christlichen Frömmigkeit etwas durchaus Unwesentliches sei, indem bei ihr alles nur an dem von uns sogenannten Glauben an den geschichtlichen Christus liege. Wenn dem so wäre, dann freilich hätten wir keinen Beruf, in euch zu dringen mit der Erweckung zum Glauben an den lebendigen Christus; und so müssen wir denn, bevor wir uns in weitere Verhandlungen einlassen, zuallernächst fragen, was es denn in Wahrheit auf sich hat mit diesem Glauben.

2.

Wie nun auch immer unsere Antwort auf diese Frage ausfallen möge, dies Eine lasset uns zum voraus ausmachen, daß wir den Glauben an den bloß geschichtlichen Christus gewiß nicht herabsetzen oder geringschätzen wollen. Ja, wir erkennen es ohne allen Rückhalt an, es ist etwas Großes schon um diesen Glauben. Schon er, wo er lebendig ist, muß Wirkungen hervorbringen, die nur die Frucht des Christenthums sein können, schon er muß einer wahren christlichen Bekehrung und Wiedergeburt die Bahn bereiten. So weit auch nur dieser Glaube reicht, so weit gibt es eine Grundlage für eine wirkliche christliche Gemeinschaft, und wir wollen unbeweglich darauf bestehen, daß Alle, die auch nur diesen Glauben mit uns theilen, als unsre Brüder in Christo, als Christen angesehen werden. Es soll uns Niemand von seiner vermeintlichen geistlichen Höhe herab verächtlich reden dürfen von diesem Glauben, Niemand uns den weiten Kreis der christlichen Gemeinschaft innerhalb dieses Glaubens hochmüthig verengen dürfen. Hätten wir nur recht viel von diesem Glauben an den bloß geschichtlichen Christus unter uns, und zwar von lebendigem Glauben dieser Art! Ja auch nur überhaupt von diesem Glauben! Denn wo er nur wenigstens als Verstandesglaube vorhanden ist im Menschen, da läßt sich diesem ja mit einleuchtenden Gründen zumuthen, daß er ihn nun auch in sich lebendig werden lasse. Fern davon, seinen Werth zu verkleinern, wollen wir ihn, wo wir ihm auch begegnen mögen, freudig als eine schöne Vorstufe des vollen Christenthums begrüßen. Mehr als dies aber können wir freilich in ihm nicht sehen. Warum nicht, darüber bin ich ich euch jetzt Rechenschaft schuldig.

Und zuerst nun, meine ich, muß uns schon das bedenklich machen gegen diesen Glauben an den bloß geschichtlichen Christus, daß er offenbar nicht derjenige ist, den der Erlöser selbst für sich in Anspruch nimmt. Er selbst, der Erlöser, schildert augenscheinlich sein Verhältniß zu den Seinigen genau ebenso, wie wir vorhin das Verhältniß des lebendigen Christus zu uns dargestellt haben. Und zwar sein bleibendes Verhältniß zu den Seinigen, sein Verhältniß zu den Seinigen, wie es mit seinem Hingange zum Vater eintreten werde. Ihr kennet ja die Worte, mit denen er nach seiner Auferstehung wieder von seinen Jüngern schied: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 18. 20). Und dies hat er nicht einmal nur gesagt am Ende seines irdischen Lebens, sondern vom Anfang seiner Wirksamkeit an hat er es bezeugt, daß ihm alle Dinge übergeben sind von seinem Vater (Matth. 11, 27), und daß, wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen, er da mitten unter ihnen ist (Matth. 18, 20). Ihr wisset, wie er auf das ausdrücklichste verheißen hat, am Ende der Tage sichtbar wieder zu erscheinen in Herrlichkeit, um sein Reich auf Erden zu vollenden, und wie er noch in seinem letzten Verhör vor dem jüdischen hohen Rath feierlich betheuert hat: „Von nun an wird es geschehen, daß ihr sehen werdet des Menschen Sohn sitzen zur Rechten der Kraft, und kommen in den Wolken des Himmels" (Matth. 26, 64). Mit ganz besonderm Anliegen spricht er sich aber namentlich in den letzten Stunden vor seinem Todesgange gegen seine Jünger über die innige geistige Gemeinschaft aus, in der er auch nach seinem Hingange ununterbrochen mit ihnen und allen seinen Gläubigen bleiben werde, er schildert uns diese geistige Gemeinschaft als eine so wahre, tiefe und lebendige, daß wir sagen müssen, weit entfernt davon, daß durch sein Scheiden aus der Sichtbarkeit sein Verkehr mit den Seinigen unterbrochen werde, wird er vielmehr eben erst hierdurch ein unmittelbar naher und ein stetiger. Er begnügt sich nicht damit, seinen Gläubigen zuzusichern, daß sie einst auch da sein sollen, wo er ist, und daß sie seine Herrlichkeit sehen sollen, die ihm sein Vater gegeben hat (Joh. 14, 3; 17, 24), — er sagt ihnen nicht nur zu, daß er in seiner Herrlichkeit bei seinem Vater alles thun will, was sie in seinem Namen den Vater bitten werden (Joh. 14, 13. 14); nein, auch jetzt schon will er sie nicht Waisen lassen, sondern zu ihnen kommen und sie wiedersehen, daß sie sich freuen sollen mit einer Freude, die Niemand von ihnen nehmen soll (Joh. 14, 18. 19; 16, 22). Er will in ihnen sein, wie sein Vater in

ihm ist (Joh. 17, 21—23. 26). Wer immer seine Gebote hält und ihn liebt, dem will er sich offenbaren und bei ihm Wohnung machen mit seinem Vater (Joh. 14, 21. 23). Ja er stellt das bleibende Verhältniß zwischen sich und den Seinigen als ein eben so inniges dar wie das zwischen dem Weinstock und den Reben (Joh. 15, 1 ff.), weßhalb er denn auch seinen Jüngern erklärt, ohne ihn können sie nichts thun (Joh. 15, 5). Hiernach können wir doch nicht leugnen, daß wer nicht an den lebendigen Christus glaubt, überhaupt nicht im eignen Sinne Christi an diesen Christus glaubt, an Christum nicht als an Denjenigen, als welcher er für sich unsern Glauben in Anspruch nimmt. Ist nun dies nicht eine höchst mißliche Stellung Christo gegenüber, eine wunderliche Mischung von Glauben und Unglauben? Man glaubt ihm in Ansehung alles Uebrigen, nur in Ansehung seiner selbst glaubt man ihm nicht. In allem Uebrigen ordnet man sich ihm unter mit seinem eignen Urtheil, nur nicht in Ansehung seines Urtheils über sich selbst. In Ansehung aller übrigen Gegenstände traut man ihm eine der unsrigen überlegene Erkenntniß zu, nur nicht in Ansehung seiner selbst. Die Geheimnisse Gottes und der unsichtbaren himmlischen Welt — das traut man ihm zu — soll er verstehen, aber sich selbst nicht! Im Herzen Gottes soll er die Geheimnisse seiner ewigen Liebe und Vergebung lesen können, aber seine eigne Person soll er nicht erforschen können, sein eignes Innere, sein eignes Wesen soll ihm ein undurchdringliches Räthsel sein! Was Andre angeht, soll er, ohne daß er Jemandes Zeugniß bedurfte, gewußt haben, was in dem Menschen ist (Joh. 2, 24. 25), über sich selbst aber soll er in einer sonst völlig beispiellosen Täuschung oder vielmehr Verblendung befangen gewesen sein! Ihr seht, andächtige Christen, daß wir nicht einmal bei der Behauptung stehen bleiben können: erst der Glaube an den lebendigen Christus sei überhaupt wirklich Glaube an Christum. Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen, wir müssen hinzufügen: folgerichtig ist ein Glaube an den bloß geschichtlichen Christus überhaupt unmöglich. Ein solcher Glaube, wenn anders er Christum so nimmt, wie eben die Geschichte ihn uns zeigt, steht mit sich selbst im Widerspruch. Denn sagt doch, wie ist denn euer Christus dazu gekommen, von sich selbst eine Vorstellung zu hegen, und zwar, was ihr nicht bestreiten werdet, mit zweifelloser Zuversicht, die ihr als eine durchaus ungegründete und schwärmerische betrachtet? Ihr müßt Ihn, wenn ihr aufs glimpflichste verfahren wollt, zum Schwärmer machen, und einem Schwärmer werdet ihr doch wohl nicht glauben wollen, geschweige denn an

ihn! Selbst jene tiefe, aufrichtige Verehrung für ihn, die ihr, wie ich es euch aufs Wort glaube, aufrichtig in eurem Gemüthe tragt, werdet ihr aufgeben müssen, so sehr auch euer Herz bluten mag. Denn die Schwärmerei, die ihr in diesem Falle voraussetzen müßt, ist von so besondrer Art, daß sie sich deutlich genug unmittelbar mit dem äußersten Gegensatze aller Frömmigkeit berührt. Freilich werdet ihr, wenn ihr euch wirklich hierzu entschließen könntet, nach der andern Seite hin wieder mit den einfachsten Grundsätzen eures gesunden Menschenverstandes in Widerstreit gerathen. Denn solche Wirkungen, wie die Wirkungen Christi, die uns geschichtlich vorliegen und die ihr ja nach ihrem ganzen Werthe zu würdigen wißt, vermöget ihr natürlich nicht als Wirkungen eines Schwärmers und einer großen mehr als tausendjährigen Schwärmerei zu begreifen. wenn sich euch nicht eure Vorstellung zwischen Ursache und Wirkung völlig verkehren soll. Wie ihr denn auch in der ganzen Weltgeschichte nirgends menschliche Gesittung im höchsten Sinne des Worts — wie sie doch anerkanntermaßen nur durch das Christenthum hervorgerufen worden ist, — als Wirkung der Schwärmerei werdet aufweisen können. Aber was folgt hieraus? Eben nur wieder von einer neuen Seite her, was wir schon oben gesagt haben, daß e u e r Glaube an Christum nicht aus den Widersprüchen heraus kommt, — daß, wenn man diesen Christus nicht überhaupt ganz ignorirt und aus der Geschichte ausstreicht, wenn man überhaupt noch in irgend einem Sinne ihn gelten lassen und an ihn glauben will, man schlechterdings auch ihn a l s d e n l e b e n d i g e n gelten lassen und an ihn a l s d e n l e b e n d i g e n glauben muß. Als dieser ist er ja auch von Anfang an von allen Denen angesehen worden, die sich zu seinem Namen bekannten, von seinen ersten Jüngern nicht allein, sondern eben so auch von allen Denen, die durch die Predigt dieser an ihn gläubig wurden. Den Beweis dafür werdet ihr mir gern erlassen; er liegt euch in den apostolischen Briefen unmittelbar vor. Und auch in der nachapostolischen Zeit ist es dabei geblieben in der Kirche. Die Reformation hat darin ebenfalls nichts geändert; sie hat gerade im Gegentheil den Glauben an den lebendigen Christus, den die Kirche zwar noch immer bekannte, der aber in sich dem Ersterben nahe war, wieder zu neuem frischem Leben angefacht. Es ist deßhalb eine Täuschung, wenn wir uns mit unserm Glauben an den bloß geschichtlichen Christus noch in ununterbrochenem Zusammenhange mit dem uranfänglichen christlichen Glauben, mit dem Glauben der christlichen Vergangenheit, mit dem Glauben der christlichen Kirche aller Jahrhunderte und aller Völker

der Christenheit zu befinden meinen. Nein, andächtige Freunde, unser Christenthum, wenn es keinen andern Christus hat als diesen bloß geschichtlichen, ist etwas wesentlich andres als was man seit beinahe zwei Jahrtausenden Christenthum genannt hat. Es unterscheidet sich davon nicht etwa nur durch eine veränderte Form, — was ganz unbedenklich sein würde, — sondern es ist wesentlich nicht mehr dasselbe. Erwäget selbst, ob eine solche Zerreißung des Bandes, welches eure christliche Frömmigkeit mit der der vergangenen Christenheit verknüpft, euch gleichgültig sein kann; was mich betrifft, so mache ich kein Hehl daraus, daß ich das Bewußtsein eines solchen Zusammenhangs nicht zu missen im Stande wäre, das Bewußtsein, daß der Glaube, welcher den letzten Anhalt und die Seele meines Lebens bildet, wesentlich derselbe ist, der in allen frommen Christenherzen seit der Apostel Tagen unter allen Himmelsstrichen und Nationen geschlagen hat und noch jetzt schlägt, und daß ich mit allen, die den Christennamen je mit Wahrheit getragen haben und noch tragen, wesentlich eine und dieselbige Frömmigkeit theile. Und dabei sehet dann auch insbesondere zu, ob die so hervorstechende Frische, Innigkeit und Wärme, welche die Frömmigkeit der ersten Christenheit auszeichnete, zumal der Frömmigkeit unserer jetzigen Christen gegenüber, nicht vielleicht gerade eben darin ihren Grund hatte, daß jene alten Christen von gar keinem andern Christus wußten als von dem lebendigen.

Denn allerdings — und dies ist der andre Hauptpunkt, auf den ich euch bei unsrer Frage hinweisen möchte, — muß sich ja wohl unser ganzes Verhältniß zum Erlöser wesentlich anders gestalten, je nachdem er uns entweder der bloß geschichtliche oder der lebendige Christus ist. Soll unser Verhältniß zu ihm ein eigentlich religiöses sein, so müssen wir, aller Innigkeit und Vertraulichkeit unsers Verkehrs mit ihm ungeachtet, schlechterdings an ihm hinaufsehen; er muß uns als schlechthin einzig dastehen, schlechthin über uns, ungeachtet er der Erstgeborne unter vielen Brüdern ist, und zwar über uns allen, ohne Ausnahme, und in durchaus bleibender Weise. In solchem Sinne kann uns nun aber der bloß geschichtliche Christus nicht groß sein. Er ist uns ein Verstorbener, und als solcher, so hoch wir ihn auch stellen mögen, so viel er auch der Welt gewesen sein mag, für uns nicht mehr da. Was aber für uns nicht da ist, dafür können wir uns auch nicht mit vollster Seele beugen, dazu nicht anbetend hinaufblicken. Er ist uns eine über den Schauplatz der Geschichte dahin gegangene Person; immerhin zwar eine vor allen übrigen hervorragende, aber doch nur an

ihrem bestimmten Ort und in ihrer bestimmten Zeit. Wie groß und nachhaltig auch die Wirksamkeit dieses Christus auf Erden sein mag, sie ist doch immer nur eine beschränkte, wie die aller Uebrigen, und je weiter sie sich fortsetzt, desto mehr wird sie eine lediglich mittelbare. Ja, wenn er auch zu seiner Zeit alle Andern weit überstrahlte, und vielleicht auch noch Jahrhunderte und Jahrtausende nachher: wird dies denn auch für immer so bleiben? Denn wenn doch eben in der christlichen Welt das geistige Leben sich immer höher entwickelt, wie soll dann nicht zuletzt die Menschheit ihn überflügeln und sich über den Standpunkt seines Geistes erheben, wenngleich freilich nur auf dem von ihm gelegten Grunde? Und ist dieser Zeitpunkt nicht vielleicht schon gekommen? Stehen nicht vielleicht wir selbst schon über Christo, wenigstens in einzelnen Beziehungen, etwa mit unserm Wissen, mit unsrer geistigen Bildung? Ihr fühlt, andächtige Freunde, wie wir hier auf Vorstellungen geführt werden, die ein christliches Gemüth im tiefsten Grunde nicht bloß verletzen, sondern empören müssen; aber wir werden eben unvermeidlich auf sie geführt, sobald uns Christus der bloß geschichtliche ist.

Gern wollen wir uns dessen freuen, daß die Wenigsten diese Folgerungen wirklich ziehen und die Nothwendigkeit bemerken, die sie zu denselben hindrängt; allein finden sie denn nun in dieser glücklichen Täuschung bei dem bloß geschichtlichen Christus für ihr persönliches Bedürfniß nach einem Erlöser auch wirkliche Befriedigung? Wo dieses Bedürfniß wirklich vorhanden ist, da kann ihm nur der lebendige Christus genugthun. Wer wirklich einen Erlöser braucht, dem ist mit einer einmal für die sündige Menschheit im Ganzen gestifteten Vermittlung zwischen Gott und ihr für sich allein noch nicht geholfen; er bedarf nächst ihr schlechterdings auch eines noch jetzt für ihn vorhandenen Mittlers zwischen sich und Gott, der jene einmalige Versühnung der Sünde der Welt ihm insbesondere aneigne. Er bedarf eines himmlischen Freundes, der selbst seine Hand ergreife und ihn hinführe zu dem Thron der Gnade, dem für sich allein zu nahen ihm der Muth fehlt. Er bedarf eines noch jetzt mit ihm fühlenden himmlischen Hohenpriesters, der Mitleid haben kann mit seiner Schwachheit. Ich weiß wohl, daß es genug Solche gibt, die von diesem Bedürfniß nichts wissen, und die auch nichts von ihm wissen wollen, sondern es für eine Schwachheit erklären; aber für diese gibt es überhaupt kein Bedürfniß eines Erlösers. Was wir Andern brauchen, das vermögen sie nicht zu beurtheilen, und sie müssen es uns schon verzeihen, wenn wir die Stimme,

die in unserer tiefsten Brust nach Erlösung schreit, nicht für Täuschung halten, sei es nun eine unwillkürliche oder eine künstlich erzeugte. Wir könnten sie in uns nicht anders zum Schweigen bringen, als indem wir zugleich das Bewußtsein um unsern eigenthümlich menschlichen Adel in uns ersticken. Auch wir haben eine Zeit gehabt, wo wir so unbesorgt waren wie sie; aber, wie auch immer diese Beruhigung wegen unsrer Sünde in uns gestört worden sein mag, wir können sie nicht wieder gewinnen. Wohl aber können wir uns deutliche Rechenschaft davon geben, daß die Unruhe unserer Seele keine Schwärmerei ist. Denn wem die Sünde wirklich Sünde und Gott wirklich Gott, d. h. vor allem andern heilig ist, der kann nicht anders, er muß in dem Gefühle seiner Sünde zugleich seine Verwerfung von Gott empfinden, und wenn er sie nicht empfände, so müßte wenigstens sein Verstand vermittelst der einfachsten Schlußfolge sie ihm verkündigen. Wer aber wirklich so empfindet, liebe Freunde, der kann, um zum Frieden zu gelangen, eines ihm noch immer erreichbaren menschlichen Bruders nicht entbehren, der, selbst untrennbar Eins mit Gott, ihn dem himmlischen Vater zuführe und ihn fort und fort, wenn er immer wieder strauchelt, bei ihm vertrete, wie der Freund den Freund in seiner Schwachheit nicht fallen läßt und ihm alles zum Besten wendet. Er braucht einen lebendigen Erlöser. Er kann zu seinem Erlöser nur dann ein unbedingtes Vertrauen fassen, wenn er auch jetzt noch selbst dabei ist bei dem von ihm gestifteten Reich der Erlösung. Nur dann fühlt er sich geborgen unter allen Stürmen, wenn er die unbedingte Gewißheit hat, daß Gott nicht nur einmal vorübergehend sein heiliges Wesen voller Gnade und Wahrheit seinen Menschenkindern zugewendet hat, sondern fortwährend nun auch durch eben diesen Sohn seiner Liebe die menschlichen Dinge leitet, durch ihn die Weltgeschichte beherrscht, — nur dann, wenn er weiß, daß sein Christus, dessen Herz er kennt, vermöge seiner vollendeten Einheit mit seinem Vater, noch immer auch dem Kreise dieses irdischen Daseins als in ihm wirksame Kraft angehört.

Nehmet zu diesem allem noch hinzu, daß zu dem bloß geschichtlichen Christus ein wirklich persönliches Verhältniß des an ihn Gläubigen unmöglich ist, daß dieser mit ihm eine wirklich persönliche Gemeinschaft, einen eigentlich persönlichen Umgang, einen Verkehr zwischen Herz und Herz nicht pflegen kann. Bei jeder Liebe aber gewährt allein ein solches Verhältniß Befriedigung, und mithin auch bei der Liebe, die ihrem Gegenstande und ihrem Ursprunge gemäß die hingebungsvollste, die zarteste und die feurigste

von allen Arten der Liebe sein muß. Wem sein Erlöser der bloß geschichtliche ist, wie sollte der mit dem Apostel sprechen können? „Ich lebe aber; doch nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat und sich selbst für mich dargegeben!" (Gal. 2, 20.) Wie soll es bei ihm zu rechter Lebendigkeit seines Glaubens an den Erlöser kommen, zu rechter Wärme und Innigkeit zu ihm, zu rechter Freudigkeit seiner Hoffnung auf ihn, überhaupt zu rechter Nähe und Vertraulichkeit seines Verhältnisses zu ihm? Wie kann er sich den Augen wie Feuerflammen (Offenb. 1, 14), die nur der lebendige Christus hat, im geheimsten Grunde seines Gewissens durchschaut fühlen? Wie kann er in allen Fällen mit ihm zu Rathe gehen und bei ihm seine Hülfe suchen? Mit Einem Worte, wie kann er zu ihm beten? Und doch wird kein Christ sich das nehmen lassen, diesen kräftigsten Trost und diese süßeste Freude, durch den Sohn das Herz des himmlischen Vaters zu suchen; und schon deßhalb allein kann ihm kein anderer Christus genügen als der lebendige. Dieser hört zwar freilich dadurch, daß er uns bloß der geschichtliche ist, nicht auf der lebendige zu sein, und seine Lebenswirkungen werden auch so uns treffen; aber der Erfolg dieser bei uns muß doch augenscheinlich ein gar verschiedener sein, je nachdem wir sie als Wirkungen des noch immer für uns lebenden Erlösers aufnehmen oder sie gar nicht unmittelbar auf ihn zurückbeziehen. Nur in jenem Falle gehen wir unsrerseits mit klarem Bewußtsein auf sie ein, und öffnen uns ihnen mit entgegenkommender Empfänglichkeit. So wird unser Verhältniß zum Erlöser ein gegenseitiges, ein Verhältniß bewußtvoller Wechselwirkung, und dann erst sind wir in ihm und er ist in uns, wie er verheißen hat, mit aller seiner Gnade und Seligkeit.

So viel, andächtige Zuhörer, hat es auf sich mit dem Glauben an den lebendigen Christus, so ganz und gar ein andres ist unser gesammtes Christenthum bei ihm als bei dem Glauben an den bloß geschichtlichen. Der Unterschied zwischen diesem doppelten Glauben ist also gewiß keine bloße Spitzfindigkeit der Schule ohne Bedeutung für das Leben. Ihr werdet es Euch nicht einreden lassen, daß es nur darauf ankomme, in irgend einem Sinne an Christum zu glauben, der Glaube an ihn als den lebendigen aber praktisch bedeutungslos sei. Nein, liebe Freunde, vielmehr wollen wir gerade auf diesem Punkte bestehen, um im übrigen desto weitherziger sein zu können. Eine christliche Weitherzigkeit ist ja allerdings in unsern Tagen hochnöthig. Aber bei ihr müssen wir doch auch wieder unumwunden anerkennen, daß

es ein doppeltes Christenthum gibt, ein ganzes und ein halbes; und es muß doch irgend ein charakteristisches Merkmal zu finden sein, auch auf der Seite des Glaubens, an welchem diese beiden Arten des Christenthums sich sicher erkennen lassen. Nun hier eben haben wir dieses eigentliche Kennzeichen. Es liegt in dem Unterschiede zwischen dem Glauben an den lebendigen Christus und dem an den bloß geschichtlichen. Dieser Unterschied ist der allein entscheidende, und in einer Zeit, in welcher im Schooße der Kirche selbst die religiösen Vorstellungen so weit auseinander gehen, der einzige von unbedingter Wichtigkeit. Gegen ihn wollen wir gern alle übrigen Meinungsverschiedenheiten auf diesem Gebiet zurücktreten lassen als unwesentliche, und uns freudig zusammenfinden in dem gemeinsamen lebendigen Glauben an den lebendigen Christus. O daß wir dies Alle könnten, Alle ohne Ausnahme! Wem sollten wir doch diesen Glauben nicht wünschen! Auch diese dürftige Betrachtung schon muß uns ja davon überzeugt haben, wie bei ihm das Christenthum etwas so viel würdigeres, größeres, herrlicheres, beseligenderes, überschwänglicheres ist als ohne ihn. So werden wir uns denn auch jetzt schon Alle wenigstens in dem aufrichtigen Verlangen nach diesem Glauben vereinigen können, und dies Verlangen möge in unsren Herzen zum vertrauensvollen Gebet zu dem werden, der selbst zu uns gesagt hat: „Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ Amen.

III.

Der Glaube an den lebendigen Christus.*)

(Zweite Predigt.)

Gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe! Amen.

Text: Offenb. 1, 17. 18.

Und als ich ihn sah, fiel ich zu seinen Füßen als ein Todter. Und er legte seine rechte Hand auf mich, und sprach zu mir: Fürchte dich nicht! Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.

Ich führe euch heute, andächtige Christen, noch einmal zu dem nämlichen Texte und zu demselben Gegenstande zurück, die, als wir das letzte Mal in dieser Stunde vor Gott versammelt waren, unsre Andacht beschäftigt haben. Auch heute sollt ihr wieder von dem lebendigen Christus hören und von dem Glauben an ihn. Wir treten damit dem heutigen festlichen Tage und seinem Recht nicht etwa zu nahe. Denn jener Text ist recht eigentlich auch ein Adventstext und jenes Thema recht eigentlich ein Adventsthema. Denn, saget doch, Freunde, wenn unser Herr Christus nicht immer noch der Lebendige ist, was ist dann überhaupt unsere Adventsfeier? Die Gedächtnißfeier eines rein vergangenen Ereignisses, ein Jahresfest wie etwa ein vaterländischer Gedenktag. Und wie dergleichen Feste der allgemeinen Erfahrung zufolge nach und nach in Abgang kommen, so würden wir in diesem Falle auch dem unsern das gleiche Geschick voraussagen müssen. In der That, es verlohnt sich nicht, nach so vielen Jahrhunderten noch immer den Advent zu feiern, wenn damit bloß das Andenken an die einmalige, längst vergangene Herzukunft Christi zu uns begangen wird, wenn nicht dieser damals gekommene Christus auch jetzt noch gegenwärtig ist unter uns, wenn er nicht auch jetzt noch immer zu uns kommt durch seinen lebendigen Geist, so daß die ganze Geschichte seiner Christenheit von Anfang an bis auf diese Stunde ihrem innersten Gehalt nach nichts andres ist, als ein immer näheres geistiges Herzukommen desselben zu uns. Ja gewiß was uns zu der heutigen Feier vor allem andern Noth thut, das ist gerade der feurige Glaube an den lebendigen Christus; denn ohne diesen können wir sie durchaus nicht mit rechtem Herzen begehen. Und so zweifle ich

---

*) Gehalten am 1. Sonntag des Advents 1845, bei dem akademischen Gottesdienste zu Heidelberg.

denn nicht, daß ihr damit einverstanden seid, wenn ich noch einmal auf diesen Glauben an den lebendigen Christus, eben um euch und mich selbst von neuem zu ihm zu erwecken, zurückkomme. Was wir unter diesem Glauben, in seinem Unterschiede von dem Glauben an den bloß geschichtlichen Christus, zu verstehen haben, und wie viel es mit ihm auf sich habe, darüber haben wir schon neulich uns zu verständigen versucht; aber neben diesen Seiten hat unser Gegenstand noch eine weitere, für uns besonders wichtige, die wir damals nicht mehr erledigen konnten. Denn wenn wir nun auch noch so tief durchdrungen sind von der entscheidenden Bedeutung des Glaubens an den lebendigen Christus, haben wir ihn denn damit auch bereits? Oder steigt nicht vielmehr dann sofort die Frage in uns auf, ob denn ein *solcher* Glaube an den Erlöser für uns, in unsern jetzigen Verhältnissen überhaupt noch erschwinglich ist. Ich bin überzeugt, Andächtige, daß, wenn ich diese Frage aufwerfe, ich sie Vielen von euch aus der eigenen Seele heraus und von den eignen Lippen hinwegnehme. So werdet ihr denn gern jetzt eben dieser Frage eure fromme Aufmerksamkeit schenken. Indem ich sie ausspreche, laßt sie mich sofort auch schon zum Voraus bejahen, laßt mich freudig und zuversichtlich behaupten,

Daß der Glaube an den *lebendigen* Christus uns keineswegs so fern liegt als wir anzunehmen pflegen.

Und zwar stützt sich diese Behauptung auf zwei andere Sätze, welche sie in sich zusammenfaßt:

1. *Daß der Glaube an den lebendigen Christus für uns etwas durchaus Fremdes, ja Unmögliches sei, diese Meinung ist (wenn wir ehrlich sein wollen) bei uns nicht mehr als ein Vorurtheil,* — und
2. *Eine unbefangene Untersuchung der Sache würde uns diesen Glauben vielmehr als die natürliche Folge solcher religiösen Ueberzeugungen erkennen lassen, die zu den uns gewissesten und theuersten gehören.*

Es ist mir wohl bewußt, andächtige Zuhörer, wie viel man in einem solchen Falle bei dem besten Willen verderben kann durch den verunglückten Versuch, eine so heilige Ueberzeugung Andern nahe zu bringen. O darum ist meine herzliche Bitte an euch: wenn es mir nicht gelingt, eurem innren Auge das anschaulich zu machen, was mir selbst in voller Klarheit vor der Seele steht, so messet die Schuld davon doch nicht der Sache bei, von der

es sich handelt, sondern mir, mir allein und meinem Unvermögen. Du aber, Herr Jesu, der Du lebendig bist von Ewigkeit zu Ewigkeit, hilf meiner Schwachheit, und erweise Deine Lebenskraft auch jetzt an mir und Denen, zu welchen ich in Deinem Namen rede!

1.

Es ist allerdings eine sehr weit verbreitete Meinung, die wohl auch Manche von euch theilen werden, daß der Glaube an den lebendigen Christus, in dem Sinne nämlich, in welchem wir hier von ihm reden, für alle Diejenigen eine Unmöglichkeit sei, welche an der geistigen Bildung unserer Zeit Theil haben. Von allen diesen, wenn sie sich zu einem solchen Glauben bekennen, pflegt man ohne weiteres vorauszusetzen, daß sie heucheln oder im besten Falle sich selbst betrügen. Spricht ein Mann den Glauben an den lebendigen Christus laut und nachdrücklich als den seinigen aus, — und wäre es auch an heiliger Stätte, — von dem man annimmt, daß er nicht ohne eignes Nachdenken bloß von Andren erlernte Sätze nachzubeten gewohnt sei, und daß er ehrlich genug sei, um sich durch kein Interesse von der Welt, auch nicht durch ein vorgeblich heiliges, zur Lüge und zur Heuchelei verleiten zu lassen, so stutzt man, und sucht etwa in irgend einer eigenthümlichen Laune seines Geistes den Erklärungsgrund. Man betrachtet es nun einmal als eine ausgemachte Unmöglichkeit, daß von unserm jetzigen geistigen Bewußtsein aus zu jenem Glauben ein Weg hinüber führe. Die Zeit dieses Glaubens an Christum, wie unerschütterlich auch der Glaube an den geschichtlichen Christus fortbestehe, meint man, sei unwiederbringlich vorüber. Dieser Glaube — so urtheilt man — beruhe nämlich auf Voraussetzungen, die wir heut zu Tage nicht mehr aufrichtig theilen könnten, auf gewissen Schulsätzen der Kirchenlehre, die längst veraltet seien, und so müßten denn auch wenigstens alle Die ihn fallen lassen, welchen diese seine Grundlagen unhaltbar geworden seien. Er stütze sich — so fährt man fort — durchaus auf die Lehren einerseits von der göttlichen Dreieinigkeit, von der Dreiheit der Personen in Gott bei der Einheit seines Wesens, und andrerseits von der Zweiheit der Naturen in dem Erlöser, der göttlichen und der menschlichen. Denn eben nur sofern man mit der Menschheit des Erlösers die zweite Person in der Gottheit, den Sohn Gottes, persönlich und unauflöslich vereinigt denke, werde man auf die Vorstellung von einer solchen persönlichen Fortwirksamkeit desselben nach seinem Abscheiden aus diesem sinnlichen Leben geführt, wie sie durch den Ausdruck „Lebendigkeit"

bezeichnet werden soll — von jenen Vordersätzen aus aber freilich unvermeidlich. Wer nun jene kirchlichen Lehrsätze nicht mehr mit innerer Wahrheit festzuhalten im Stande sei, wie solle der noch bei dem Glauben und dem Bekenntniß eines lebendigen Christus verharren können. Unsere Vorväter freilich — sagt man — in ihrer glücklichen Unbefangenheit oder vielmehr in ihrer unbefangenen Befangenheit in dem alten kirchlichen Lehrgebäude, die hätten leicht so glauben können, wir aber könnten's, wenn wir es nicht auf gedankenlose Weise thun wollten, nimmermehr, so ehrlich wir es auch sonst mit dem Christenthum meinen möchten. Dies — wir können es nicht läugnen, so schmerzlich es uns auch auf die Seele fällt, — dies ist unter uns die durchaus vorherrschende Meinung. Es hängt diese traurige Erscheinung unverkennbar nahe zusammen mit einem höchst erfreulichen Fortschritt, welchen die neuere Zeit in der Erkenntniß des Christenthums gemacht hat. Es ist uns nämlich allmählich die Einsicht in die menschliche und natürliche Seite an demselben und in die geschichtlichen Mittelglieder bei der Wirksamkeit des Erlösers immer klarer aufgegangen, es ist uns Christus nach seinem menschlichen Wesen immer näher getreten; aber in demselben Maße hat sich uns leider auch das Auge für das Uebernatürliche in seiner Person und seiner Wirksamkeit, eben für das, was wir seine Lebendigkeit genannt haben, verdunkelt. Das ist nun freilich durchaus nicht in der Ordnung; dieses ist keineswegs die nothwendige Folge von jenem, sondern beides besteht friedlich zusammen, oder vielmehr jedes von beiden erfordert, recht erwogen, schlechterdings das andre zu sich hinzu. Die gangbare Meinung ist aber nichts desto weniger die vorhin angegebene.

Hätte nun auch meiner Meinung nach diese unter uns herrschende Ansicht Recht, andächtige Zuhörer, so würde es für immer fern von mir bleiben, euch zum Glauben an den lebendigen Christus bereden zu wollen. Es würde wahrlich meiner innersten Gesinnung widerstreben, euch religiöse Lehren darum, weil sie durch ihr Alterthum geheiligt sind, aufzubringen die euch mit eurem inneren Wahrheitssinne in Zerwürfniß bringen müßten — Lehren, in denen ihr nicht umhin könntet, Widersprüche zu sehen, und an denen ihr mithin auch gar nichts haben würdet, wenn Ihr ihnen beifielet, außer dem unermeßlichen Schaden, daß ihr euch eben jenen innern Wahrheitssinn, jenes zarte Gewissen für die Wahrheit abstumpftet und verdürbet. Nein, darauf kennet ihr mich genugsam, daß mir Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit gegen uns selbst die erste Bedingung aller Frömmigkeit und aller Christlichkeit ist. Aber der *wirkliche* Stand der Sache ist eben nach

meiner innigsten Ueberzeugung ein durchaus andrer. So verbreitet auch jene Meinung ist, ich kann in ihr nichts sehen als ein Vorurtheil, eins von den vielen, vielen Vorurtheilen, die gerade in Ansehung der Frömmigkeit und des Christenthums unter uns in Umlauf sind. Auf ein bloßes Vorurtheil hin aber werden wir in einer so wichtigen Angelegenheit unsre Entscheidung nicht treffen wollen. Vorurtheile sind allemal zugleich Anklagen gegen uns, — Anklagen, denen wir um so weniger ausweichen können, je mehr wir einen Werth legen auf unsere Geistesbildung und auf die Selbstständigkeit und Mündigkeit des eignen Urtheils, deren wir uns ja so gerne rühmen. Daher uns auch die Beschuldigung, daß wir Vorurtheile hegen, besonders empfindlich zu verletzen und an unsrer Ehre zu kränken pflegt. Von allen Vorurtheilen aber müssen uns die in religiösen Dingen am meisten zum Vorwurf gereichen; denn je wichtiger der Gegenstand ist, je näher er unsre höchsten und edelsten Interessen, das eigentlich Menschliche in uns berührt, desto beschämender ist es für uns, wenn wir in Ansehung seiner unser eignes Urtheil nicht gebrauchen und uns bevormunden lassen. Und doch ist es eine Thatsache, daß wir in diesem Stücke die natürliche Ordnung der Dinge geradezu umzukehren pflegen, und gerade in Sachen der Religion uns nicht leicht der Vorurtheile schämen, wofern wir sie nur mit der gerade herrschenden Denkart theilen, auch nicht einmal uns Mühe geben, wenigstens den Schein eines selbständigen Urtheils an uns zu nehmen, während wir überall sonst für solche gelten wollen, die über jedes Vorurtheil erhaben sind. Gewiß ein Umstand, der unsre Sache nur noch übler macht, und uns ein ernstes Mißtrauen gegen den ganzen Charakter unserer Frömmigkeit und gegen die Probehaltigkeit desjenigen, was wir unsre religiösen Ueberzeugungen nennen, nahe legt. Nun, andächtige Freunde, jene Ansicht, von der wir hier reden, falls sie die unsrige ist, worauf beruht sie denn bei uns? Ich sage, bei uns, — nicht etwa bei Denen, welche ihre ersten Urheber gewesen sein mögen. Wie sind wir zu ihr gelangt? Die Meisten werden überhaupt gar nicht mehr angeben können, wie sie zu ihr gekommen sind; und dies ist schon bezeichnend genug. Können wir uns wirklich das Zeugniß geben, daß die Meinung von der Unverträglichkeit des Glaubens an den lebendigen Christus mit der heutigen Bildung sich bei uns auf eigne sorgfältige Erwägung der Sache, soweit diese in unserm Vermögen stand, gründet? Nein, Freunde. Die Meisten wenigstens werden sich eingestehen müssen, daß sie das so Andern nachreden. Und zwar wem? Etwa Solchen, bei denen sie in diesen Dingen eine besonders genaue Kennt=

niß und eine unbefangene Beurtheilung voraussetzen durften? Ich meine nicht, sondern am gewöhnlichsten vielmehr Denjenigen, die schon durch die Leichtfertigkeit und die hochmüthige Verachtung, mit der sie sich über diese Dinge äußern, bei dem Uneingenommenen den Verdacht erwecken, daß sie dieselben überhaupt gar nicht zu würdigen wissen, und auf eine gründliche Untersuchung derselben einzugehen weder befähigt noch aufgelegt sind. Was bei unsrer Frage eben die Unbefangenheit zu allernächst von uns fordert, ist das Geständniß, daß jene Meinung, wie es sich auch immer mit ihr an sich selbst verhalten möge, bei uns wenigstens nichts mehr ist als ein Vorurtheil.

Und wenn wir sie nun an und für sich selbst betrachten, so wird wohl auch nicht viel mehr an ihr übrig bleiben als abermals ein Vorurtheil. Zu dieser Voraussetzung nöthigt uns schon der bloße Hinblick auf die Geschichte des Glaubens an den lebendigen Christus, besonders auf seine Entstehungsgeschichte. Denn diese widerlegt sofort jene Behauptung, daß dieser Glaube das Kind unfruchtbarer Spitzfindigkeiten der theologischen Schule sei und in ihnen seine eigentliche Wurzel habe. Wie weit dies gefehlt ist, kann jeden seine Bibel lehren. Nein, liebe Freunde, das wahre Verhältniß der Sache ist gerade das umgekehrte. Nicht die Lehren der Schule von der göttlichen Dreieinigkeit und von den beiden Naturen in Christo haben den Glauben an den lebendigen Christus gemacht, sondern umgekehrt, dieser Glaube hat jene Lehren hervorgetrieben. Niemand wird ja läugnen wollen, daß er um vieles älter ist als sie, und von vornherein völlig unabhängig von ihnen auftrat. Er ist so alt wie Christus und das Christenthum selbst, und schon deßhalb dürfen wir vermuthen, daß er wohl in ihrem Wesen selbst seinen Grund haben werde. Vollends aber wenn die ihm unterliegende Vorstellung von dem Erlöser der Sache selbst so fremd wäre, wie man uns sagt, wie doch wäre man dann so frühe, ja vom ersten Anfang an auf sie gerathen? Nein, gerade unmittelbar aus der Sache selbst heraus, ohne irgend eine Beihülfe wissenschaftlicher Schulbegriffe, wurde der Glaube an den lebendigen Christus geboren. Wenn der Erlöser selbst, wie wir neulich sahen, so nachdrücklich von seinem bleibenden persönlichen Verhältniß zu uns spricht, deutet er denn dabei auch nur mit Einem Wort auf solche Schulvorstellungen hin, wie die Kirche sie späterhin aufgestellt hat? Nein; er spricht nur die nothwendigen Folgerungen des unvergänglichen Lebens aus, das er unmittelbar in sich trägt, er stellt sich nur einfach dar, wie er wirklich ist. Und seine ersten Jünger, woher haben denn sie den

Glauben an seine Lebendigkeit genommen? Freilich auch schon aus seinen eigenen Aeußerungen über sich selbst; aber selbst unabhängig von diesen würde er ihnen unvermeidlich entstanden sein, aus der gesammten Natur des eigenthümlichen Eindrucks heraus, den sie von ihrem Herrn und Meister unmittelbar empfingen. Ein andrer Glaube an ihn als an den lebendigen Christus wäre für sie eine reine Unmöglichkeit gewesen. Sie haben sich denselben wahrlich nicht etwa erst künstlich gemacht. Versetzet Euch nur in ihre Lage nach dem Tode und der Auferstehung Jesu, und fragt Euch, ob sie denn anders glauben konnten? Ich will hierbei nicht einmal auf die mancherlei herrlichen Erscheinungen auch des erhöhten Jesus ein Gewicht legen, die insbesondere dem Paulus zu Theil wurden nach dem Bericht der heiligen Schrift. Nicht etwa als ob mir die Thatsächlichkeit derselben zweifelhaft wäre, die sich wahrlich nicht so leicht auf die Seite bringen läßt mit einigen Redensarten von Sagen und Mythen, — sondern weil Ihr vielleicht gegen sie voraus eingenommen seid. Aber auch diese gleich unmittelbar und unwiderleglich für die Lebendigkeit des erhöhten Jesus sprechenden Thatsachen ganz außer Rechnung gelassen, wie hätten doch seine Jünger, die ihn als auferstanden mit ihren eignen Augen gesehen und mit eignen Händen betastet hatten, — sie, die aus unmittelbarem sinnlichen Augenscheine wußten, daß er durch den Tod wieder zum Leben hindurchgedrungen war, und zwar zu einem im Vergleich mit seinem bisherigen unvergleichlich volleren und herrlicheren Leben, zu einem allen sinnlichen Schranken enthobenen Leben, — wie hätten sie doch auch nur auf den Gedanken kommen können, daß fortan sein persönlicher Zusammenhang mit ihnen zerrissen sei, und er keine persönlichen Wirkungen mehr auf sie ausübe? Wie konnten sie unter ihren Umständen so etwas auch nur für möglich halten, noch dazu bei der Erinnerung an die eignen Erklärungen und Verheißungen des Erlösers in dieser Beziehung? Vor allem aber bei den durchaus überraschenden Erfahrungen, die sie fortan machten, an sich selbst und an der Welt um sie her! Denn sie selbst waren nunmehr andre geworden. Kleinglaube und Schüchternheit waren dem Feuergeist heldenmüthigen Glaubens gewichen, und die neue Welt des Geistes, die bisher nur in schwankenden Gestalten vor ihrem Auge aufdämmerte, lag jetzt im hellen Mittagslicht vor ihnen ausgebreitet. Sie waren jetzt mit Feuer und mit dem heiligen Geist getauft, und konnten nun auch Andre mit demselben taufen. Ihr Wort von Christo schlug mit Blitzesgewalt in die Seelen ein, und überall sammelten sich durch dasselbe um sie her Schaaren von Gläubigen. Ihre

Predigt, von Zeichen und Wundern begleitet, hatte Erfolge, mit denen sich die der eignen Heilsverkündigung des Erlösers während seines Wandels unter uns gar nicht vergleichen lassen. Wie durch einen Zauberschlag blühete eine junge christliche Welt um sie her auf aus dem Tode der gottentfremdeten alten. Woher sollten sie sich solche ihnen so ganz neue Dinge erklären? Sollten sie dieselben sich selbst zuschreiben und ihren eigenen Bemühungen für sich allein? Sie, die so tief von dem Bewußtsein durchdrungen waren, daß sie nicht tüchtig seien von sich selber etwas zu denken als von sich selber (2. Cor. 3, 5): sie konnten das Alles nirgends sonst her ableiten als von Demjenigen, der es ihnen zum voraus verheißen hatte, von dem zur Herrlichkeit des Vaters erhöhten Jesus. Sie sahen täglich seine Machtwirkungen, und Angesichts derselben mußten sie urtheilen, er lebe noch immer, und zwar für die Seinen, ungeschieden von ihnen, ja erst jetzt lebe er recht und walte königlich auf Erden wie im Himmel.

Lag nun aber den ersten Jüngern des Herrn der Glaube an seine fortwährende Lebendigkeit so unausweislich nahe, wie sollte er doch für uns in die Ferne zurückgetreten sein? Was hat sich denn seitdem zu seinem Nachtheil geändert? Zeugt etwa die unabsehbare Kette der überraschendsten Wirkungen des Christenthums, die sich mittlerweile durch achtzehn Jahrhunderte hindurch gezogen hat, wider ihn? Daß die Lehrsätze, durch welche man diesen Glauben aufzuhellen bemüht gewesen ist, eine Geschichte gehabt haben, durch die sie sich zum Theil wieder in sich selbst aufgelöst, das spricht nicht wider ihn, sondern deutet nur darauf hin, daß sein Gehalt eben zu groß war im Verhältniß zu der Höhe des wissenschaftlichen Standpunktes, von dem aus man bisher versucht hat, ihn mit dem Gedanken zu umspannen. Die Theorie, in die man ihn bringen wollte, hat sich vielleicht als unhaltbar erwiesen: wohlan denn, so lassen wir sie fallen! Der Gegenstand dieser Theorie fällt damit nicht auch! So urtheilen wir wenigstens in allen andern ähnlichen Fällen. Es begegnet uns ja nicht etwa selten, das uns die Theorien zu Schanden werden, die von lange her ererbten und die selbstgebauten; aber in solchen Fällen kommt es uns nicht in den Sinn, deßhalb nun auch unsere Gewißheit von der Wahrheit und Wirklichkeit der Dinge, welche die mißlungenen Theorien betreffen, aufzugeben, langjährige Ueberzeugungen, deren Probe wir alle Tage wieder von neuem machen durch eigne Erfahrung. Ganz ebenso nun verhält es sich auch mit dem Glauben an den lebendigen Christus. Er ist überhaupt gar kein wirklicher Glaube, wenn er nicht in sich selbst Bestand hat,

völlig unabhängig von allen den Theorien, die es über ihn gibt, von allen den wissenschaftlichen Ausdrucksweisen und Formeln, auf die sein Inhalt in einer bestimmten Zeit gebracht worden ist. Wir wollen diese Formeln gewiß nicht geringschätzen, denn sie sind ein wirkliches Bedürfniß der christlichen Gemeinschaft; aber eben so wenig wollen wir an sie die Geschichte unseres Glaubens selbst knüpfen und sie als das Fundament desselben ansehen. Allerdings müssen wir uns von diesem letzteren klare Rechenschaft geben, müssen den guten Grund unseres Glaubens an den lebendigen Christus uns zum Bewußtsein bringen können; aber unabhängig von allen Lehren irgend einer Schule. Nein, für die heiligsten Ueberzeugungen unseres christlichen Glaubens muß es ein gemeinfaßliches Fundament geben, auf das Jeder, ohne Unterschied der Bildung, sie zurückführen kann, ohne die Beihülfe der Wissenschaft und der Schule. Nur wenn es sich mit dem Glauben an den lebendigen Christus so verhält, dürfen wir ihm freudig vertrauen. Und eben darnach laßt uns jetzt im zweiten Theile umschauen, und also zusehen, ob es denn wirklich in denjenigen religiösen Ueberzeugungen, welche uns, wie wir nun einmal sind und dem Geschlecht der Gegenwart angehören, die letzten gewissen sind, eine feste Grundlage gebe für den Glauben an den lebendigen Christus. Eben dies haben wir nämlich gleich im Anfange zuversichtlich behauptet.

2.

Ihr versteht mich also, andächtige Zuhörer, auf welchen Standpunkt wir uns hiermit stellen. Wir sehen gänzlich ab von allen Voraussetzungen, welche die Kirchenlehre oder die Lehre irgend einer wissenschaftlichen Schule an die Hand geben könnte, und fragen lediglich nach, ob wir nicht vielleicht von denjenigen religiösen Ueberzeugungen aus, welche euch selbst die zweifellosesten nicht nur, sondern auch die theuersten und heiligsten sind, folgerichtig eben zu dem Glauben an den lebendigen Christus hingeleitet, oder richtiger unwillkürlich zu ihm hingetrieben werden. So nämlich scheint mir die Sache eigentlich zu stehen. Nicht an einer wirklichen sicheren Grundlage für jenen Glauben fehlt es bei uns, sondern daran, daß wir auch mit den uns gewissen religiösen Ueberzeugungen keinen vollen Ernst machen, ihnen nicht unbeschränkt Raum geben zur folgerichtigen Gestaltung aller unserer Vorstellungen, ihnen nicht herzhaft ins Auge sehen und nachgehen in allen Folgerungen, die aus ihnen abfließen. Eben hierzu möchte ich euch so gern freudigen Muth machen auch in unserm Falle. Denn gerade

dies ist unser leidiger Fehler, daß wir mit den religiösen Wahrheiten, indem wir ihnen beifallen, beinahe immer auf halbem Wege stehen bleiben, selbst dann, wenn sie unsere höchsten Interessen betreffen. Weßhalb wir denn auch nur so selten dazu kommen, die süßen und wahrhaft nahrhaften Früchte unseres religiösen Glaubens zu pflücken. So traurig das ist, so natürlich geht es doch dabei zu. Der Grund liegt theils in der Halbheit unseres religiösen Interesses, theils in unserer kleingläubigen, wo nicht ungläubigen Furcht, doch nur ja nicht zu groß zu denken von Gott, von seiner Welt und seinen Absichten mit ihr, besonders mit uns selbst. O, liebe Freunde, diese eitle Furcht laßt uns doch ein für allemal abthun! Sie steht Denen gar übel an, welche „die Klarheit Gottes in dem Angesicht Jesu Christi" (2 Cor. 4, 6) angeschaut haben, und wissen sollen, daß „was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist, Gott Denen bereitet hat, die ihn lieben" (1 Cor. 2, 6). Nicht das darf in diesen Dingen unsere Sorge sein, daß wir zu hoch hinausfliegen könnten mit unsern Gedanken, sondern nur das, mit ihnen nicht hinter dem zurückzubleiben, was Gott uns durch seinen Geist davon geoffenbaret hat.

Und nun zur Sache. Ihr fragt natürlich vor allem andern, welche von unsern religiösen Ueberzeugungen ich denn als die euch theuersten und zugleich gewissesten betrachte. Damit euch nichts aufgedrungen werde, gebe ich euch die Frage zurück; ihr möget diese Ueberzeugungen selbst angeben. Täuscht mich nicht alles, so nennet ihr außer der allgemeinen Grundlage aller Frömmigkeit überhaupt, der Gewißheit, daß Gott ist, und zwar ein persönlicher Gott, vorzugsweise noch dieses beides; einmal die Ueberzeugung von dem Gottverwandten unserer menschlichen Natur, also von der Möglichkeit einer Gemeinschaft zwischen Gott und uns, — und fürs andere und eng damit zusammenhängend die Ueberzeugung von der Fortdauer unseres Daseins über den sinnlichen Tod hinaus, und zwar einer Fortdauer, die wirkliches Leben ist.

Ich bin weit entfernt, euch deßhalb zu tadeln, daß ihr euch diese Ueberzeugungen unerschütterlich bewahrt, und Euch in sie nur um so kräftiger zurückwerft mit der Zuversicht eures Gefühls, je hartnäckiger ihr auch sie durch die blendenden Trugschlüsse eines sich selbst genugsamen Scharfsinns bestritten seht. Aber erlaubt mir nun auch, euch auf die Aengstlichkeit aufmerksam zu machen, mit der ihr euch eben diesen Ueberzeugungen gegenüber zu benehmen pflegt, und die sich gar nicht wohl zusammenreimt

mit der unmittelbaren Gewißheit, die sie eurer Angabe nach für euch haben sollen. Ihr behauptet eine Gemeinschaft des Menschen mit Gott vermöge seines gottverwandten Wesens. Aber wie nun, wenn man euch fragt, wie ihr diese Gemeinschaft versteht, ob als eine wirkliche, eine eigentlich so zu nennende, warum geht dann sofort eure Sorglichkeit an? Warum steht ihr an, dies einfach und rundweg zu bejahen? Ihr sagt, ihr meintet damit eine geistige Gemeinschaft oder bestimmter eine sittliche, eine auf sittlichem Wege zu Stande kommende. Und daran habt ihr Recht; nur gestehet euch ein, daß ihr damit eine wirkliche und eigentliche Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen eigentlich nicht umgeht, daß ihr auf diesem Wege euch nicht auf eine bloß gleichsam so zu nennende zurückziehen könnt, was ihr im Stillen beabsichtigt. Gerade darum, weil diese Gemeinschaft eine geistige ist; — eine bloß geistige werden wir hoffentlich nicht sagen wollen! — gerade darum ist sie eine wirkliche und eigentliche. Fassen wir uns also ein Herz, andächtige Freunde, sagen wir uns frisch heraus, was wir uns selbst zu verheimlichen geneigt sind, daß wir, sofern wir unsrer Ueberzeugung Folge geben, glauben, daß wir wirklich und eigentlich mit Gott Eins werden und Eins sein können, nämlich auf sittlichem Wege, in der Liebe, — gerade so wie wir auch unter einander wirklich Eins werden, wirklich in einander leben können, ebenfalls in der Liebe. So ist Ernst gemacht mit jener ersten Ueberzeugung. Auf dieselbe Weise laßt uns nun auch mit der zweiten verfahren. Ihr seid fest davon versichert, daß wir fortleben nach dem sinnlichen Tode. Aber was folgt uns daraus? Wieder solcherlei, was frischweg zu behaupten uns der Muth gebricht. Laßt es mich aussprechen. Ich folgere zunächst: Es gibt also außer dieser sinnlichen Welt noch eine andere Welt, eine übersinnliche, eine geistige. Es gibt wirklich eine solche, und sie ist eine wirkliche Welt, ungeachtet sie nicht handgreiflich ist und ihrer Natur nach schlechterdings in keiner Weise sinnlich wahrnehmbar sein kann. Es gibt eine Welt, die wesentlich aus dem Elemente des Geistes ist, — so wie diese unsere gegenwärtige Welt aus dem Element der Materie, des Sinnlichen ist, — und in der es schlechterdings kein anderes Sein gibt als Geist. Es gibt eine solche Welt, und ich muß noch hinzusetzen: sie allein ist die im vollen Sinne des Wortes wirkliche Welt, — sie allein ist im vollen Sinne, — sie allein ist eben damit unvergänglich. (2 Cor. 4, 18). Denn der Geist allein ist, wie ihr alle wißt, schlechthin unvergänglich; alles Sinnliche währt nur seine gemessene Zeit. Sie allein ist die eigentliche

Welt, diejenige, die Gott selbst gelten läßt als sein fertiges Werk. Auf sie allein geht Gottes Absicht bei seiner Schöpfung, auf sie allein will er bei seinem Schaffen hinaus über alle sinnlichen Dinge hinweg, die er ebenso wieder ins Nichts zertrümmert, wie er sie hervorgerufen hat. Diese sichtbare, sinnliche Welt ist nur das Baugerüst für jene geistige, das wieder abgebrochen werden wird, wenn es seine Dienste gethan haben wird bei ihrem Bau. Ich meine mit dieser sinnlichen Welt nicht etwa unsere jetzige Erde, diesen verschwindenden Punkt im unendlichen Weltraume, allein, sondern mit ihr auch alle die zahllosen Weltkörper, die unser Auge, so viel es nur immer vermag bewaffnet, als flimmernde Lichtpunkte in unermeßlichen Fernen erreicht und nicht erreicht. Wohl schwindelt uns schon bei dem flüchtigsten Blick, den wir auf diese für uns wahrnehmbare Schöpfung werfen; aber dennoch ist sie nur ein dahineilender Schatten und Rauch gegenüber von jener Welt des Geistes. Wohl können wir den Gedanken Gottes schon nicht mehr fassen, wenn wir nur die Werke seiner Hand anschauen, die unmittelbar vor uns ausgebreitet liegen, und wenn wir unsere Augen in die Höhe heben, und sehen wer solche Dinge geschaffen hat, und führet ihr Heer bei der Zahl heraus, und rufet sie alle mit Namen[1]); aber was ist das gegen die überschwängliche Größe des Gedankens Gottes im Angesicht von dem Gedanken seiner geistigen Welt? Und wenn die Herrlichkeit des Schöpfers schon in den Werken seiner Hand aus Staub und Asche uns so unausdenklich wunderbar anleuchtet, in welchem Glanze wird sie uns erst aus den reinen Geisterwelten entgegenstrahlen, in denen seine Schöpfung sich vollendet? O bei der Erhabenheit dieses Gedankens thut es wohl noth, liebe Zuhörer, daß ich euch frage, ob ihr wirklich an diese Welt des Geistes glaubt. Der Glaube an sie ist meist nur ein halber Glaube. Wir fühlen wohl, daß wir alles, was zu unserem menschlichen Adel gehört, unwiederbringlich aufs Spiel setzen, wenn wir die Wirklichkeit einer übersinnlichen, d. h. einer geistigen Welt läugnen; aber nicht minder empfinden wir auch die ganze Kühnheit des Entschlusses, das, was alle unsere Wahrnehmung und Vorstellung durchaus überfliegt, unbedingt als wirklich zu bejahen, und so schwanken wir denn in dieser Beziehung haltungslos hin und her zwischen Glauben und Unglauben. Aber es gilt hier eine zuversichtliche Entscheidung. Die Wahl kann nicht schwer sein; denn alles,

---

[1]) Jesai 40, 26.

was unser Dasein zum menschlichen macht, löst sich in Traum und Wahn auf, wenn nicht der Geist Wahrheit ist (1. Joh. 5, 6). Darum wagen wir es muthig, und wir bekennen: es gibt eine geistige Welt, und sie allein ist die wahre Welt! Ich folgere weiter, eben aus eurer Ueberzeugung von unserer Unsterblichkeit: In dieser unsichtbaren geistigen Welt gibt es also auch eine geistige Menschheit, die unübersehliche Versammlung der bereits reifen und vollendeten Menschengeister, die Gott schon eingebracht hat in seine himmlischen Scheuern von dem Erndtefelde dieses sinnlichen Erdendaseins. Es gibt ein himmlisches Jerusalem, eine Gemeinde der Erstgeborenen, die im Himmel angeschrieben sind, eine Gemeinde der Geister der vollkommenen Gerechten (Hebr. 12, 22. 23). Und diese im Geist vollendete Menschheit der unsichtbaren Welt ist die eigentliche Menschheit, nicht die noch sinnlich lebende. Schwärme ich etwa wieder? Aber, liebe Freunde, saget mir doch, was habt ihr denn für eine Vorstellung von der Menschheit? Ist sie euch denn wirklich nichts weiter als das jedesmal in dieser Sinnlichkeit lebende Geschlecht? Wie? wir paar gerade Lebenden, in allem unserm Elend und Jammer, wir wären die ganze, die eigentliche Menschheit? Und alle die edlen, reifen Früchte, die unser Geschlecht seit Jahrtausenden getragen hat, wären für dasselbe verloren gegangen, und gehörten ihm nicht mehr zu? Nein, nein, wir können nicht umhin, wir müssen groß denken von der Menschheit; wir müssen sagen: die wahre Menschheit ist die geistige in der Welt des Geistes! Ich folgere abermals: die geistige, übersinnliche Menschheit lebt wirklich; ihr Zustand ist der Zustand eines wirklichen Lebens, nicht, auf gut heidnisch, eines schattenhaften Träumens. Sie lebt, d. h. sie wirkt; denn nur Wirken ist Leben. Und sie kann wirken, nach außen, in allen ihren Einzelwesen; denn der vollendete geistige Mensch hat Werkzeuge. Diese sinnlichen Werkzeuge hat er freilich abgelegt, aber nicht die geistigen, die er sich vermöge jener erarbeitet hat. Er hat nur die unvollkommenen gegen die vollkommenen vertauscht. Ja, es gibt wirklich geistige Lebensorgane, so gut wie sittliche, und jene allein sind die eigentlichen und wahren. Wir können nicht im Ernst, wenn wir uns nur einmal ruhig besinnen, dem armseligen Wahn huldigen, daß unsere Wirksamkeit mit dem Augenblicke aufhöre, da wir die sinnlichen Lebenswerkzeuge fallen lassen, — mit dem Augenblicke also, da unser eigentliches Leben gerade erst anhebt. Dies, meine Andächtigen, dies namentlich ist einer von den Punkten, an denen wir uns leicht darüber klar werden können, ob wir an die wirkliche Unsterblichkeit glauben. Ich

folgere endlich noch einmal. Ich frage: Worauf erstreckt sich denn die Wirksamkeit dieser geistigen und himmlischen Menschheit? Nach allem bisherigen muß ich antworten: Worauf immer sonst noch, jedenfalls auch auf uns, ihre Brüder. Die übersinnliche Welt ist nicht abgesperrt von uns, sie kann auf uns wirken, und sie wirkt auf uns. Oder ist denn etwa unsere Sinnlichkeit, die für uns eine Schranke bildet, die uns den Zutritt zur übersinnlichen Welt verschließt, auch für diese eine von ihr uns abscheidende Schranke? Eben weil die himmlische Menschheit eine geistige ist, wirkt sie unbeschränkt auf uns. Thörichter Wahn, der da meint, die sinnlichen Wesen hätten allein die Macht zu wirken, die reingeistigen seien ohnmächtig! Ich wiederhole es zuversichtlich, die vollendete geistige Menschheit wirkt auf uns, — nicht bloß auf unsere Außenwelt, auch auf uns selbst, auf unsere Geister. Oder meint ihr im Ernst, der Geist könne den Geist nicht wirklich berühren, die Geister könnten nicht wirklich auf einander wirken.

Laßt mich, andächtige Zuhörer, hier einhalten mit meinen Folgerungen. Wie sich durch sie unsere Weltansicht überhaupt so ganz anders gestaltet, — wie uns bei ihnen das so klein wird, was uns gemeinhin allein groß dünkt, und das so unendlich groß, worauf wir wenigstens mit der That das allergeringste Gewicht zu legen pflegen, — wie uns bei ihnen die ganze sichtbare Welt mit ihren bunten Lichtern verbleicht, und aus der Nacht, in die sie sich für uns hüllt, eine himmlische Welt in strahlender Klarheit vor unserm inneren Auge auftaucht und der Mittelpunkt aller unserer Empfindungen, Gedanken und Bestrebungen wird, — wie sich bei ihnen unsere Stellung zu den beiden Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren, geradezu umkehrt, — wie uns endlich bei ihnen ein erhabenes Gefühl unserer Bestimmung ergreift, in dem unser Leben für uns eine ganz neue Bedeutung gewinnt, — auf dies alles brauche ich euch nicht erst hinzuweisen, aber daran erinnere ich euch nochmals ausdrücklich, daß alle diese Vorstellungen nichts sind als einfache Folgerungen aus der unter uns gottlob so allgemeinen Ueberzeugung von unserer Fortdauer nach dem Tode. Ihr müßt alle jene Sätze unweigerlich unterschreiben, wenn ihr dieser euch mit Recht so theuern Ueberzeugung gerecht werden wollt, wenn euch nicht der Vorwurf treffen soll, daß ihr sie in gedankenloser Weise besitzt, ohne zu wissen, was ihr an ihr habt.

Wenn wir uns so den Inhalt der für uns alle gewissesten und heiligsten religiösen Ueberzeugungen aufgehellt und uns darauf besonnen haben,

wie in ihnen in der That weit mehr liegt als wir anzunehmen pflegen, so lasset uns nun wieder zurückkehren zu unserer Frage. Jetzt, wo wir uns selbst über unseren religiösen Glauben klarer geworden sind, jetzt wo wir eingesehen haben, daß auch unsere allgemeinsten Glaubensartikel einen weit größeren Reichthum von Glaubens-Ueberzeugungen enthalten als wir vermutheten — jetzt erst können wir mit Erfolg fragen, ob denn der Glaube an den lebendigen Christus etwa unserer gemeinsamen Ueberzeugung näher liege als wir bisher ahnten, ob er vielleicht sogar die natürliche und nothwendige Folge gerade derjenigen religiösen Uebungen sei, welche die letzten Grundlagen unseres gesammten religiösen Glaubens bilden.

Zu diesem Ende müssen wir nun freilich in die Frage eintreten: was ist aus dem Erlöser geworden nach seinem Hingange, nach seinem Austritte aus dieser sinnlichen Ordnung der Dinge? Wir fragen aber so abgesehen von allen Bestimmungen der Schule, und nehmen dabei die Stellung ein, als könnten wir die Antwort aus sonst nichts entnehmen als aus jenen unseren religiösen Grundüberzeugungen. Ihr erschreckt vielleicht vor der Schwierigkeit einer solchen Frage, ihr fürchtet, sie möge eine vorwitzige sein. Aber nein, Freunde, so schwierig sie auch sein mag, vorwitzig ist sie wenigstens nicht. Wer irgend ein Herz hat für Jesum, den nöthigt es, so zu fragen, gerade so wie wir einen uns theuren Menschen aus diesem zeitlichen Leben dahingehen sehen können, ohne daß unsere Sehnsucht ihm nachzuschauen sich bemüht und fragt, wohin er gegangen. Auch ist unsere Frage nicht so gar undurchdringlich, wie ihr etwa muthmaßet. Es geht uns bei ihr keineswegs jede Spur aus für ihre Beantwortung, und zwar um so weniger, je mehr wir uns dabei lediglich an die uns allen gewissen allgemeinen Grundvorstellungen halten. Jesu Hingang ist kein Hingang in ein dunkles Land. Wie sein Lebensweg ein Weg im Lichte war, so endet er auch im Licht und führt zum Licht, und zwar zu einem Lichte, das uns seiner Heiligkeit ungeachtet nicht blendet. Wenn aller andern Lebensbahn in Dunkel und Nacht ausliefe, so doch die seinige nicht. Wo sie hinführt, da ist heller Tag für jedes Auge, das nur einfältig gerade vor sich sieht, und nur an der einfachen Antwort auf die scheinbar verwickeltste Frage nicht etwa eben dadurch irre wird, daß sie so einfach lautet und so unmittelbar nahe liegt. Und sehet nun, andächtige Freunde, bei einem solchen Nachdenken über den Zustand des Erlösers nach seinem Abscheiden aus dieser Zeitlichkeit können wir der Ueberzeugung gar nicht ausweichen, daß er noch

immer mit uns persönlich in Berührung steht, mit einem Worte, daß er auch jetzt noch der lebendige Christus ist.

Wir fragen also: was ist aus dem Erlöser geworden, als er, von den Todten auferstanden, aus dem Bereich unseres sinnlichen Auges entschwand? Die nächste Antwort ist: er lebt, — er lebt, wie er sich nach seinem Tode selbst für den sinnlichen Augenschein unzweideutig den Seinigen als lebendig erwiesen hat. „Er war todt, und siehe, er ist lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit!" Er lebt! Hier, bei einem solchen vollen, reichen, gediegenen Menschenleben, wie das seinige, hier ist es am alleraugenscheinlichsten, daß es nicht zugleich mit dahinfallen kann mit seiner sinnlichen Unterlage. Wenn uns freilich bei dem armen, in sich verworrenen und verkehrten Leben, wie es das unsere ist, unser eigenes und das der Andern um uns her, ein solcher Gedanke leicht genug verwandeln kann: bei dem seinigen ist er unbedingt ausgeschlossen. In seiner vollkommen durchgeführten sittlichen Vollendung, wie sie mit dem Augenblicke seines Sterbens zusammenfällt, hat er nicht aufhören können zu sein und zu leben. Er lebt: wie lebt er? Bei Gott, in göttlicher Herrlichkeit. Weil er unbedingt Eins ist mit Gott, kann er nur leben wie Gott lebt. In dieser unbedingten Gemeinschaft, d. h. eben in dieser wirklichen Einheit mit seinem Vater sehen wir ihn während seines Lebens im Fleisch. Worin sie sich gründet, das mag für den Augenblick ganz dahingestellt bleiben, darüber will ich euch gern hier keine bestimmte Vorstellungsweise zumuthen; aber die Thatsache dieser Einheit selbst könnt ihr doch nicht in Abrede stellen. Ihr könnt, wenn ihr den Christus, wie die evangelische Geschichte ihn uns abmalt, mit einiger Aufmerksamkeit und Ueberlegung betrachtet, schlechterdings nicht umhin, in ihm einen wirklichen Gottmenschen zu erblicken, einen Menschen, in dem wirklich Gott lebt und wohnt, und der wirklich in Gott lebt, der von Gott unzertrennlich ist und Gott von ihm. Hat diese seine wirkliche Einheit mit Gott aufgelöst werden können durch die Zerstörung seiner sinnlichen Natur? Oder ist sie nicht vielmehr durch diese vollends von jeder sie noch beeinträchtigenden Schranke befreit worden? Seit er auch diese letzte Hemmung durchbrochen, muß er bei Gott leben, seine Herrlichkeit theilend. Aber so bei Gott lebt er in der innigsten Einheit mit uns, mit unserem Geschlecht, in welchem er der Erstgeborene von vielen Brüdern ist. Denn auch sein Zusammenhang mit der Menschheit hat durch den Tod seines Fleisches nicht aufgehoben werden können. Sein gesammtes Leben im Fleisch war ja ein sich in Liebe in die Menschheit hineinleben, tief in ihr

innerstes Herz hinein, — und die Frucht desselben sollte nicht die vollendete Gemeinschaft mit ihr sein, sondern die Trennung von ihr? Wohlan, nehmet ihm seinen fortdauernden Zusammenhang mit unserm Geschlechte: Ihr nehmet ihm damit zugleich seine Seligkeit, wie reich ihr ihn auch sonst mit göttlicher Herrlichkeit ausstatten möchtet; denn er kennt keine Herrlichkeit außer der der Liebe, keine Seligkeit außer der Liebesgemeinschaft mit uns. Daß er selbst seine Seligkeit bestimmt aus diesem Gesichtspunkt darstellt, wissen Alle, die sein hohepriesterliches Gebet kennen. In dieser himmlischen Herrlichkeit, die er vermöge seiner unbedingten Einheit mit Gott, seinem Vater, und uns, seinen Brüdern, in voller Liebe besitzt, wirket er nun auch ohne Ende. Denn was wäre Lieben ohne Wirken? Er wirkt freilich nicht mehr durch die Werkzeuge einer sinnlichen Natur, aber deßhalb ist er nicht entblößt von Lebensorganen. Er wirkt kraft seiner in sich vollendeten geistigen Natur und ihrer Organe, kraft seines heiligen Geistes. Aber darum wirkt er nur desto mächtiger; eben weil er über alle sinnlichen Bedingungen seines Wirkens und damit auch über alle Schranken desselben hinausgerückt ist. Und wohin und was wirkt er? Er wirkt die Werke seines Vaters, er wirkt für Gott und für uns. Er machet selig immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar, und bittet für sie (Hebr. 7, 25). Er wirkt für uns, denn er liebt uns. Und darin liegt nun auch schon, wie er für uns wirkt. Dahin geht nämlich all sein Wirken, das Band der Liebe zwischen sich und uns vollständig zu knüpfen, Gemeinschaft mit uns einzugehen, sich in uns hineinzuleben und uns in sich hineinzuziehen. Denn sein Wirken ist sein uns Lieben, und was er damit will, ist die volle Befriedigung seiner Liebe zu uns durch die volle Gegenseitigkeit dieser Liebe. So aber kann er nur dadurch für uns wirken, daß er auf uns wirkt. Denn Gemeinschaft kann er nur insofern und insoweit mit uns haben, als wir rein von der Sünde sind und heilig. Darum muß sein Wirken auf uns ein uns bekehrendes und heiligendes sein. Auf diesen Zweck, uns durch Reinigung und Heiligung in vollendeter Liebesgemeinschaft mit sich vollständig zu verbinden, geht all sein Walten durch den heiligen Geist. Dazu wirkt er mit göttlicher Macht beides, auf den äußern Lauf der Welt und auf den innersten Grund unserer Seelen, — beides durch die Einzelnen auf das Ganze der Menschheit und durch dieses auf jene.

Dies also, andächtige Freunde, ist die Antwort auf unsere Frage, was aus dem Erlöser geworden durch seinen Austritt aus diesem sinnlichen

Leben, — die Antwort, wie sie nicht etwa durch irgend ein Lehrsystem der Schule, sondern durch die einfache Betrachtung der Natur der Sache selbst uns an die Hand gegeben wird. Was ist sie, wenn wir sie in Ein kurzes Wort zusammenfassen wollen, was ist sie anders als das, was das Bekenntniß des lebendigen Christus ist, und aufs genaueste gerade dieses? Nun wohl uns denn, liebe Freunde! So lange wir noch an unsere eigene gottverwandte und unsterbliche Natur glauben, so lange dürfen und können, ja so lange müssen wir auch an den lebendigen Christus glauben. Und auch ihr sprechet mit mir: wohl uns! Lasset euch nicht irre machen, wenn etwa mein Freudenruf in euren Herzen für einen Augenblick als eine Botschaft des Schreckens wiederklingen sollte. Es kann ja auch uns wohl geschehen, wie dem Johannes in unserm Texte, daß auch wir bei dem Anblick des lebendigen Erlösers in unserm Geiste zu seinen Füßen fallen als Todte. Die Ueberzeugung von der Lebendigkeit Christi hat ja in der That etwas tief Erschütterndes und Zerschmetterndes, zumal wenn ihr Gedanke etwa plötzlich mit seinem vollen Licht in eine Seele hineinblitzt, die bisher noch nie, auch nur aus der Ferne, von ihm angeschienen worden war. Aber lassen wir uns nur nicht scheu machen durch diesen ersten Eindruck. Sinken wir immer im Geiste unseres Gemüths mit dem Johannes bei dem Blick in das Flammenauge des lebendigen Erlösers entseelt zu seinen Füßen hin. Er wird auch uns diesen Schrecken nicht überlassen, sondern auch auf uns seine Rechte, seine mächtige Geisteshand, legen, und auch zu uns sprechen mit der wohlbekannten freundlichen Stimme: „Fürchte dich nicht; ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes.“ Und das erste Zeugniß, das Er selbst uns innerlich davon geben wird, daß er der Lebendige ist, wird die Versiegelung unseres Herzens durch seinen Geist sein, der Abbaruf des Geistes der Kindschaft in uns, die innige Versicherung unserer Seele, daß wir Sein sind und nichts uns aus Seiner Hand reißen soll. Amen.

IV.

Wie die evangelische Predigt überhaupt den Charakter einer Passionspredigt an sich trägt.*)

Herr, unser Gott, sei Du mit uns auch in dieser Stunde! Lehre Du mich reden, wie es vor Dir recht ist! Amen.

Text: 1. Kor. 2, 1—3.

Und ich, lieben Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt. Denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit großer Furcht und mit großem Zittern.

Ich habe heute, im Herrn Geliebte, euch gegenüber eine schwere Aufgabe, eine Aufgabe, die, an sich schwer, mir insbesondre herzlich schwer fällt. In dem Wort, das ich jetzt zu euch zu reden habe, soll ich so viele und so verschiedene Zwecke mit einander verbinden. Der kirchliche Tag fordert eine der Passionszeit entsprechende Erbauung, — der nun unmittelbar bevorstehende Schluß des akademischen Halbjahrs verlangt eine Betrachtung, die geeignet sei, unsre akademische Gemeinde zu einem heilsamen Rückblick auf den jetzt abgelaufenen Abschnitt ihrer Berufsthätigkeit, als Lehrer und als Hörer, anzuleiten, — und endlich soll ich heute von euch Abschied nehmen, von euch, akademische Genossen, namentlich von euch, ihr jüngeren Freunde aus der akademischen Bürgerschaft, die ihr gewohnt seid, euch mit uns in diesem Gotteshause zu versammeln zu gemeinsamer Anbetung, und von dir, du theure evangelische Gemeinde Bonn's, die du dich einträchtig mit uns zu unsern akademischen Gottesdiensten vereinigst, und zu der auch ich nun bald fünf Jahre lang von dieser Stätte aus habe reden dürfen. Dies Alles soll ich vereinigen in meinem heutigen Wort an euch.

Und doch müssen diese so verschieden lautenden Aufgaben wohl vereinbar sein. Es liegt ja in der Natur der Passionspredigt, daß sie die beiden anderen Zwecke, ohne daß ihr eine Gewalt zu geschehen braucht, mit in sich aufnimmt. Wenn der Christ ihr gegenüber, gestellt auf einen vergangenen Lebensabschnitt, einen Rückblick thut, so muß er ja wohl besonders

*) Gehalten bei dem akademischen Gottesdienste zu Bonn am Sonntage Oculi 1854.

leicht darüber zur Klarheit gelangen können, wie er sein Verhalten in demselben christlich zu beurtheilen habe, und folglich auch der akademische Genosse, — und sich in ihr bespiegelnd wird wohl auch der scheidende Diener des Evangeliums am sichersten mit sich darüber einig werden, was er der theuren Gemeinde, von der er scheidet, noch zu sagen habe aus der Fülle seines Herzens, welche Bekenntnisse, welche Bitten er noch vor ihr aussprechen solle.

In dieser Erwartung habe ich mich denn durch den Text, welchen ich eurer Andacht so eben vorlas, vollends bestärkt finden müssen. Er stellt ja die evangelische Predigt in einem Lichte dar, in welchem sie auf der einen Seite als ganz und gar Passionspredigt erscheint, und auf der anderen Seite auch wieder als ein Spiegel für beide, den evangelischen Lehrer und den evangelischen Zuhörer, zu heilsamer Selbstbeschauung. Dies scheint mir nämlich an der Beschreibung, die Paulus in unserm Texte von der evangelischen Predigt gibt, das Bezeichnende, daß in ihr die ganze evangelische Verkündigung überhaupt als eine Art von Passionspredigt dargestellt wird. Und dies soll es denn auch sein, was wir in dieser Stunde von dem Apostel uns lehren und ans Herz legen lassen wollen. Möge der Herr uns mit seinem Beistande nahe sein, wenn wir jetzt mit einander erwägen:

Wie die evangelische Predigt überhaupt den Charakter einer Passionspredigt an sich trägt.

Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir nur unserem Texte Schritt für Schritt zu folgen. Auf seiner Grundlage urtheilen wir nämlich also:

1. Sehen wir auf die Form und Art der evangelischen Predigt, so ist sie eine demüthig einfältige Predigt,
2. sehen wir auf ihren Inhalt, so ist sie die Predigt von Christo, dem Gekreuzigten, und von ihm allein,
3. sehen wir endlich auf die Stimmung, in welcher sie gepredigt wird, so ist sie eine schüchterne Predigt. Und dies Alles sind ja eben bezeichnende Merkmale der Passionspredigt.

1.

Hören wir denn, andächtige Christen, vom Apostel zuerst, wie er die Form und Art seiner Predigt zu Korinth und damit zugleich die rechte Form und Art der evangelischen Predigt überhaupt beschreibt. „Und ich, lieben Brüder“, spricht er zu seinen korinthischen Lesern, „da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weis-

heit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt", oder, wie es in buchstäblicher Uebersetzung heißt, „das Zeugniß Gottes". Was anders schildert Paulus in diesen Worten als die eigenthümliche Art seiner Predigt und der evangelischen Predigt überhaupt, den eigenthümlichen Ton, auf welchen sie gestimmt ist? Und dieser Ton ist ein gar stiller, gedämpfter, ein demüthig einfältiger, wie ich vorhin sagte. Da ist nichts von buntem Putz und Prunk zu sehen, nichts von stolzem Selbstgefühl. Das hat sie alles abgethan in tiefer Beugung und in das schlichte Gewand, wie es dem heiligen Ernst ihrer Stimmung geziemt, sich gehüllt. Aber ist denn diese demüthig einfältige Art nicht eben die, welche der Passionsstimmung auf eigenthümliche Weise entspricht, — nicht der natürliche Ausdruck der Stimmung, die in dieser jetzigen Zeit des Kirchenjahrs in unsern gottesdienstlichen Versammlungen ganz unwillkürlich und ungerufen über uns kommt? Habe ich also nicht Recht, wenn ich behaupte, der Apostel schildere seine evangelische Predigt, was ihre Form und Art angeht, als eine Passionspredigt?

Freilich wohl könnten wir leicht meinen, die Beschreibung, die unser Apostel von seiner Predigt gibt, passe gar schlecht auf dieselbe. In seinen Briefen finden wir ja wohl etwas ganz Anderes als demüthige Einfalt; und wie könnten wir in ihnen gelesen haben, ohne von ihnen den Eindruck wahrhaft erhabener Weisheit und wunderbarer Redegewalt empfangen zu haben? Gleichwohl müssen wir es ihm schon auf's Wort glauben, daß er das Evangelium in demüthiger Einfalt und einfältiger Demuth verkündigt hat. Er muß ja am besten gewußt haben, was er that; und auch wir können, je genauer wir zusehen, desto weniger anders urtheilen, als er. Ja gewiß, er ist mächtig in Gedanken und mächtig in der Rede, der auserwählte Apostel der Heiden; aber, und gerade darin vollendet sich die Macht seines Worts, die hohe Weisheit und die Gewalt der Rede, sie schauen uns bei ihm überall aus der schlichten Einfalt der Demuth an. Die natürliche Art der evangelischen Predigt kann ja auch gar keine andere sein. In der Absicht des Erlösers wenigstens muß eine solche wohl unzweifelhaft gelegen haben, wenn er doch einfältige Schiffer und Zöllner zu seinen Aposteln gewählt, und sein Evangelium zuallererst den Armen und den Unmündigen zugedacht hat; — wenn er denn doch seine erste Gemeinde nicht aus den Weisen und den Hohen und Gewaltigen gesammelt, sondern „was thöricht ist vor der Welt, erwählt hat, daß er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, daß er zu Schanden mache, was stark ist, und das Unedle

vor der Welt und das Verachtete, daß er zunichte mache, was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme.“ Ja so war es wohlgefällig vor ihm und seinem himmlischen Vater. „Denn dieweil die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen Die, so daran glauben.“ Und so ist es noch immer sein Wohlgefallen; zu allen Zeiten ist es die einfältige Predigt des Evangeliums gewesen, die wahrhaft im Segen gestanden hat.

Warum allein die schlichte Einfalt der Gestalt das Evangelium kleidet, das gibt uns ja der Text selbst an. Sein Auftrag, sagt der Apostel, sei, „das Zeugniß Gottes zu verkündigen“, und das ist auch noch immer die alleinige Aufgabe des evangelischen Predigers. Vernehmt es wohl: es ist „das Zeugniß Gottes“, was zu verkündigen ist, — nicht etwa sollen besondre Entdeckungen hoher menschlicher Weisheit, nicht künstliche Begriffssysteme, wie eine mit ihrem Denken in die Tiefe dringende menschliche Wissenschaft sie aufstellen mag, verbreitet werden. Nicht um die Wissenschaft mit ihren Höhen und Tiefen handelt es sich, sondern um Thatsachen, um von Gott gewirkte Thatsachen, um Heilsthatsachen, die keine Wissenschaft hätte ausklügeln können, sondern die Gott gegeben hat. Und gerade dies ist das Köstliche, daß solche Thatsachen, eben als Thatsachen, uns das als schlechthin unzweifelhaft verbürgen, was der menschliche Geist allezeit aus seinem innersten Bedürfniß heraus, und doch allezeit erfolglos, über jeden Zweifel zu erheben versucht hat. Es sind das freilich Thatsachen von sehr befremdlichem Ansehen, thörichte Thatsachen nach menschlich kurzsichtigem Urtheil, — aber nichts desto weniger doch Thatsachen, thatsächliche Thaten Gottes selbst zu unserm Heil. Das ist's, was Paulus verkündigt hat, und was die Diener des Evangeliums noch immer zu verkündigen haben. Was sollten nun da die „hohen Worte“, die nur zur „hohen Weisheit“ passen? Wo es einfache Thatsachen zu verkünden gibt, da ist der einfältigste Erzähler der beste Berichterstatter, wenn er nur voll ist von dem Eindruck, den sie auf das offene, empfängliche Gemüth machen. Neben solchen großen Gottesthaten nehmen sich die hohen Worte gar kleinlich aus; sie können die Größe derselben nur verdecken. Die hohen und schönen Worte thun es hier überhaupt nicht. Solche Worte auch von den religiösen Dingen hat es längst genug gegeben in der Welt; aber von ihnen ist die Welt nicht anders geworden, durch sie ist kein Friede in das schuldbewußte Herz gekommen, kein Geist heiligender Liebe. Was uns fehlte, das war die Kraft, die von der Wahrheit ihres Gegenstandes überführende

Kraft dieser Worte, — die unmittelbare Selbstbezeugung dieses Gegenstandes durch unsere eigene Erfahrung von seiner Wahrheit, kurz der „Beweis des Geistes und der Kraft." Und dieser Beweis folgt dem „Zeugniß Gottes" auf dem Fuße, wenn es auf- und angenommen wird, — eben weil es „Zeugniß Gottes" ist. Es kommt also gerade darauf an, bei der Verkündigung des Evangeliums, dieser Wirksamkeit des evangelischen Zeugnisses von den göttlichen Thaten und Thatsachen in Christo durch sich selbst, durch seine eigene, ihm einwohnende Geisteskraft nicht zu nahe zu treten, mit Einem Wort: es einfältig auszusprechen, nicht mit hohen Worten, damit der Glaube nicht bestehe auf. „beweglichen Reden menschlicher Weisheit, sondern auf Gottes Kraft."

Aber wie ist es denn nun, meine Freunde, gewährt uns denn dieser erste Punkt unserer Betrachtung, bei dem wir bisher verweilten, für den Rückblick, den wir akademische Genossen heute auf das nun sich abschließende Halbjahr unserer Thätigkeit werfen wollen, irgend ein Licht, irgend einen fruchtbaren Gesichtspunkt, namentlich für die Beurtheilung jener unserer Thätigkeit? Ich meine allerdings. Denn wenn unsere Beschäftigung mit der Wissenschaft rechter Art, wenn sie eine wahrhaft menschenwürdige war, so muß sie uns auch in der Erkenntniß weiter gebracht haben, durch die das menschliche Dasein doch allein wahre Würde erhält, in der Erkenntniß des Zeugnisses Gottes, das er selbst von sich abgelegt hat in Christo. Ob dies geschehen sei, danach müssen wir uns also heute Alle fragen. Nicht bloß ihr müsset es, meine jungen Freunde, die ihr euch dem unmittelbaren Dienst am Evangelium geweiht habt und denen diese Frage allerdings vor allen Anderen nahe liegt, — sondern wir Alle müssen es. Und nach welchem Maßstabe sollen wir uns nun messen bei der Beantwortung dieser Frage? Eben nach demjenigen, welchen unsere bisherige Betrachtung uns an die Hand gibt. Je nachdem wir uns weiter gefördert finden werden in der Gewißheit, daß das Evangelium eine Kunde von göttlichen Thatsachen und Thaten ist, die sich durch sich selbst mit göttlicher Gewißheit bezeugt, je nachdem wir in dieser Gewißheit fester gewurzelt sind und zwar durch eigene Erfahrung — je nachdem wir zu dem Evangelium eine immer einfältigere Stellung gewonnen haben, je nachdem es uns immer weniger ein Lehr- und Begriffsgebäude und immer mehr das einfache, aber geisteskräftige Wort von den großen und heilig gnädigen Thaten Gottes zum Heil der sündigen Welt geworden ist: je nachdem sind wir in christlicher Erkenntniß wirklich vorwärts geschritten.

Wenn ich aber euch eine solche Frage vorlege, meine Brüder, so muß ich sie wohl noch weit dringender an mich selbst richten in dieser Scheidestunde. Habe denn ich bei meiner Predigt des Evangeliums unter euch die demüthige Einfalt eingehalten, die ihre eigenthümliche Art ausmacht und ihr den Charakter einer Passionspredigt aufdrückt? Was ich in dieser Hinsicht gethan, darüber steht das Urtheil mir nicht zu; aber was ich gewollt habe, davon gibt mein Gewissen mir Zeugniß, und das werdet auch ihr mir wohl abgefühlt haben. Ja, das darf ich euch bezeugen, ich habe es heilig halten wollen das Gesetz der demüthigen Einfalt der evangelischen Predigt. Nicht mit hohen Worten bin ich zu euch gekommen, dies Zeugniß werdet ihr mir gern geben. Worte habe ich euch nicht gemacht, schöne und hohe Redensarten. Nein, wahrlich nicht. Ich hätte es, Gottlob, auch nicht gekonnt. Nein, aus der Fülle der Seele habe ich zu euch geredet, einfältig wie es mir ums Herz war. Oft gewiß vielen unter euch zu einfältig, weil so gar wenig im gewohnten Geleise der übereinkömmlichen Formen. Und mit hoher Weisheit bin ich auch nicht zu euch gekommen. Woher hätte ich sie auch nehmen sollen? Darüber, das weiß ich gewiß, habe ich mich nie getäuscht, daß ich an euch nichts Anderes auszurichten habe, als das Zeugniß von den großen Thaten Gottes zum Heil der sündigen Welt. Auch daß ich zu einer akademischen Gemeinde zu reden hatte, hat mich in dieser Hinsicht nie zweifelhaft gemacht. Das wahrlich ist mir nie in den Sinn gekommen, mit den etwaigen Ergebnissen der Wissenschaft euer Wissen bereichern zu wollen. Glaubt mir's, der kindische Wahn hat mich nie angewandelt, als besäße ich eine besondere Einsicht in die christlichen Dinge, die euch gebräche und zu der ich euch erheben solle. Nein, auf dem Fuß der brüderlichen Gleichheit aller, die in Wahrheit an den Herrn Christum glauben, habe ich mit euch verhandelt, und nur auf ihm. Von den göttlichen Thaten und Thatsachen, auf denen unser Heil für Zeit und Ewigkeit ruht, habe ich euch zeugen wollen, und habe euch bezeugen wollen, daß eine wirkliche Ueberzeugung von ihnen nicht anders entstehen kann, als durch das Zeugniß Gottes selbst von ihnen in unserm Innern, als durch die göttlich gewirkte eigene Erfahrung von ihrer Wahrheit, die aber freilich nur dann möglich wird, wenn wir jene Thatsachen auf unser Herz, vorab auf unser Gewissen, unbehindert wirken lassen. Und das allerdings hätte ich überdies so gern noch erreichen mögen, daß ich euch in mein eigenes Inneres hätte hineinsehen lassen, um euch zu zeigen, wie dort jene heiligen Thatsachen mit lebendigen Zügen eingeschrieben stehen. Dies

Alles bezeuge ich euch denn auch heute noch ein Mal, und bitte euch noch ein Mal in der Stunde unserer Trennung: sehet das Christenthum so an, nicht als irgend eine Schulweisheit, nicht als irgend eine religiöse Lehre, die sich anbeweisen lasse, sondern als eine göttliche Thatsache, für die es nur Einen überführenden Beweis gibt, den Beweis des Geistes und der Kraft. So werdet Ihr euch allezeit in demselben zurecht finden, wie auch immer menschliche Wissenschaft in stolzem Wahn es verschatten möge.

2.

Aber was ist denn nun der Inhalt dieser demüthig einfältigen Predigt? Wenn sie göttliche Thatsachen bezeugt, welche sind es denn? Der Apostel gibt uns die Antwort. „Denn", so fährt er fort — „ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, und zwar den Gekreuzigten." Nun da sehen wir es vollends klar, wie die evangelische Predigt überhaupt eine Passionspredigt ist. Sie ist es ja auch ihrem Inhalte nach, auf den es ja doch zu allereroberst ankommt. Denn dies ist genau der Inhalt gerade der Passionspredigt: Jesus Christus, der Gekreuzigte; und einen anderen Inhalt seiner Predigt kennt Paulus, wie wir hören, überhaupt gar nicht.

Vergleichen wir aber mit dieser Beschreibung seine Predigt selbst, so müssen wir ihm das Zeugniß geben: ja, er hat es in der That gerade so gemacht, wie er es hier von sich sagt. Er predigt sonst nichts als Jesum Christum den Gekreuzigten, — natürlich aber mit Einschluß des Auferstandenen. Diesen anderen Punkt betont ja gerade unser Apostel durchgängig so stark mit. Und wie könnte denn auch das Zeugniß von dem Gekreuzigten anders richtig verstanden werden als im Lichte des Zeugnisses von dem Auferstandenen und Verherrlichten? Wie aber Paulus keinen anderen Inhalt seiner Predigt kennt als Jesum Christum, den Gekreuzigten, so gilt ganz dasselbe auch von allen anderen Aposteln, und ebenso auch durch alle Zeitalter hindurch von allen wahrhaft gesegneten Dienern des Evangeliums.

Woher sollte denn auch der evangelischen Predigt ein anderer Inhalt kommen? Denken wir uns nur in die Lage der Apostel hinein. Was hätten sie doch sonst zu predigen wissen sollen? Von was anderem hätten sie denn Zeugniß ablegen können? Doch nur von dem konnten sie zeugen, wovon sie Zeugen gewesen waren. Und was war dies? Nun eben Jesus Christus, er, der allein Worte des Lebens hatte, der Heilige Gottes, der Sohn des lebendigen Gottes, — das fleischgewordene Wort, das voller

Gnade und Wahrheit unter uns wohnte und dessen Herrlichkeit sie gesehen hatten als die Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater. Und sein Geschick: wie er, gesalbt von Gott mit dem heiligen Geist und Kraft, umherzog in Israel als Prophet und wohlthat und gesund machte alle, die vom Teufel überwältigt waren, und wie Gott mit ihm war; wie gleichwohl Israel seine Liebe mit Haß vergalt, und dessen Häupter nicht ruhten, bis sie ihn getödtet hatten am Holz des Fluchs; wie aber Gott ihn auferweckte am dritten Tage, und ihn offenbar werden ließ ihnen, den vorerwählten Zeugen, und ihn erhöhete zur Rechten seiner Majestät und ihm übergab alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Das hatten sie gesehen und erfahren, und das mußten sie bezeugen. Außerdem aber auch noch die göttliche Thatsache, die sie an sich selbst erfahren hatten, diese nämlich: daß in Folge des Todes und der Auferstehung ihres Meisters Friede Gottes, kindlich freudige Gewißheit der göttlichen Vergebung und ihres Heils in ihre schuldbeängstete Brust gekommen war, und im Zusammenhange damit eine neue durchschlagende, alle bisherigen Bande zerbrechende wahrhaft göttliche Kraft wirklicher Heiligung, eine gewisse Zuversicht der himmlischen Dinge, eine fröhliche Hoffnung eines ewigen herrlichen Erbes. Dies allein war das Neue, das die Apostel der Welt zu bezeugen hatten und bezeuget haben: Jesu schlechthin einziges Bild und die Gewißheit, daß er in seinem Leiden und Tode die Sünde der Welt gesühnt und durch seine Auferstehung unsere Rechtfertigung und mit ihr Heiligung, Leben und Seligkeit ans Licht gebracht.

Wohlan, meine Freunde und Brüder von der akademischen Gemeinde, lasset uns denn auch diesen zweiten Punkt mit als Maßstab anlegen bei der Untersuchung der Fortschritte in unserem Christenthum, die wir im abgeflossenen Halbjahr gemacht haben mögen. Er hängt ja mit dem ersten unzertrennlich zusammen. Können wir uns sagen: Ja, mein ganzes Christenthum, mein ganzes Glauben, Lieben und Hoffen, hat sich immer inniger und fester um Einen Mittelpunkt zusammengeschlossen, um Jesum Christum selbst, und zwar um ihn, den Gekreuzigten, — das Bild dieses Jesus ist in mir, ich weiß es selbst nicht wie, so klar und deutlich, so nahe, lebendig und mächtig geworden, daß mein Glaubensauge nichts Anderes sonst mehr sieht als dieses Bild und in ihm die volle Wahrheit und Gnade Gottes, die heilige Versühnung der Sünde der Welt und auch meiner Sünde, — die Person dieses Jesus selbst ist mir allmählich so sehr der eigentliche Kern meines Glaubens geworden, daß sich mir von ihr alles das, was nur das Erzeugniß des menschlichen Denkens, des Denkens Anderer und meines

eigenen, über sie ist, immer mehr loslöst und tief in den Hintergrund zurücktritt: — können wir uns das in Wahrheit sagen, dann wohl uns, dann danken wir demüthig dem Herrn, daß es durch seine Gnade glücklich vorangeht mit unserem Christenthum!

Nicht an euch allein aber habe ich hierbei zu denken, sondern vor allem an mich selbst, und mich selbst vor Gott zu fragen in dieser feierlichen Stunde: Wie hast du es denn in dieser Beziehung gehalten mit deiner Predigt? darfst denn du auch jetzt vor dieser Gemeinde von dir bezeugen: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten?“ Meine Brüder, gewollt habe ich das wenigstens, und das kann euch auch nicht verborgen geblieben sein. Die Gnade hat Gott mir geschenkt, daß ich es weiß, mit aller Klarheit, mit der ich überhaupt irgend etwas zu erkennen vermag, es weiß, daß nichts sonst zu predigen noth ist als allein Jesum Christum, den Gekreuzigten. Ihr müßt euch ja dessen erinnern, wie ich euch immer auf Christum gewiesen habe, und immer wieder auf ihn. Ihr mögt euch oft genug gewundert haben, daß ich so wenig von Gott ins Allgemeine hin zu euch geredet, und immer nur von Gott in Christo. Ich bin nicht müde geworden, diesen Christus mit seinem heiligen Leben voll Gnade und Wahrheit euch immer wieder von neuem als das wahre, als das einzige wahre Heiligthum der Menschheit anzupreisen, euch offen zu bekennen, daß ich nicht wüßte, wie ich ohne ihn sollte Mensch sein, sollte meinem Schöpfer für mein menschliches Dasein danken können. Und zwar habe ich euch so, ihr wißt es, den gekreuzigten Christus gepriesen, den in seinem heiligen Tode vollendeten Jesus, ihn in seiner Leidensschöne und Leidensherrlichkeit, — ihn, der es durch seine Versühnung für die Sünde der Welt möglich gemacht hat, daß wir, die Sünder, von dem heiligen Gott dennoch an sein Vaterherz gezogen werden können. Und auch das wißt ihr, wie oft ich euch gebeten habe, doch nicht etwa irgend eine menschliche Lehre von diesem gekreuzigten Jesus Christus mit ihm selbst zu verwechseln. Nicht als ob ich das auf die Erforschung des göttlichen Geheimnisses in ihm gerichtete Denken und die Ergebnisse desselben verachtet hätte; aber darum habe ich euch gebeten, daß ihr solche Lehrsätze über ihn nicht auf die gleiche Linie mit ihm selbst, mit seiner Person stellen möchtet, — daß ihr nicht irgend etwas von eurem Glauben, von eurem Vertrauen und eurer Heilszuversicht auf solche Lehre von Christo setzen möchtet, was allein ihm selbst, allein seiner Person gebührt. Und von dem allem

nehme ich auch jetzt kein Wort zurück; ich bitte euch vielmehr, so viel ich bitten kann: Kommt, laßt uns alle noch einmal den Bund erneuern, daß dieser Christus, er, der Gekreuzigte, für immer, auch wenn ich nicht mehr zu euch reden werde, unser gemeinsames, unser alleiniges Heiligthum sein und bleiben soll.

3.

Wenn es sich nun mit Form und Inhalt der evangelischen Verkündigung so verhält, wie wir bisher gehört haben: wie wird denn dann dem evangelischen Prediger bei ihr zu Muthe sein, in welcher Stimmung wird er sie predigen? Vernehmen wir auch das von dem Apostel: „Und ich war bei euch mit Schwachheit und mit großer Furcht und mit großem Zittern.“ Sehet da, meine Freunde, welch' eine schüchterne Predigt das ist. Erkennet in der Stimmung, die durch die evangelische Predigt hindurchtönt, daß ich es kurz ausdrücke, die Passionsstimmung, und so an jener noch von einer dritten Seite her den Charakter der Passionspredigt. Ja es ist derselbe gedämpfte Ton, wie er aus dem Passionsprediger spricht. Wenn dieser in tiefer Beugung dem heiligen Geheimniß des leidenden und sterbenden Sohnes Gottes gegenüber steht, da muß ihn wohl scheues Zittern ergreifen und ängstliche Sorge, daß er sich nicht an dem geweihten Mysterium vergreife mit unheiligen Händen, da muß er wohl bangen und zagen, indem er schüchtern seine Stimme erhebt. Und ganz eben dieselbe Schüchternheit beschreibt nun Paulus als seine allgemeine Stimmung bei seiner Predigt des Evangeliums zu Korinth.

Freilich wen kann das auch Wunder nehmen, wenn denn doch die evangelische Predigt überhaupt ganz Predigt von Christo, dem Gekreuzigten ist? Dadurch ist auch jedes Mißverständniß dieser Schüchternheit des evangelischen Predigers schon von selbst ausgeschlossen. Denn man könnte wohl fragen: Woher kam doch dem Paulus seine Schüchternheit? Etwa daher, weil die Predigt von dem Gekreuzigten den Juden ein Aergerniß war und den Griechen eine Thorheit? Oder weil er für seine Person des Evangeliums nicht zweifellos als einer Gotteswahrheit und Gotteskraft gewiß war? Oder endlich weil er zweifelte, ob es auch in den Gemüthern seiner Hörer sichere Anknüpfungspunkte finden werde? Nichts von dem allem war der Grund. Nein, gewiß nicht. Nichts von dem allem ist auch heutiges Tages noch bei dem evangelischen Prediger der Grund seiner Schüchternheit. Wir

wissen es wohl, daß wir „Gottes Zeugniß“ verkünden, und daß der Gott, dessen Zeugen wir sind, auch für unser Zeugniß von ihm als Zeuge auftritt in den Herzen der Hörer durch die Kraft seines Geistes. Der Grund liegt an einer ganz anderen Stelle, er liegt in der Größe und der Heiligkeit der Aufgabe, die uns gestellt ist, und in unserer Schwachheit. „Mit Schwachheit“, sagt der Apostel, und bezeichnet damit die Ursache der großen Furcht und des großen Zitterns. O, wie soll man es doch machen, um dies Zeugniß Gottes auf eine seiner würdige Weise zu verkünden? Soll man das Vermögen dazu bei sich selbst suchen? Ach was man etwa bei sich selbst finden möchte von Mitteln dazu, das muß man wohl bald als völlig ungeeignet, als nur verdunkelnd erkennen. So kommt man denn freilich schnell zu dem Schluß: man muß sich das Vermögen dazu von Gott schenken lassen, die eigentliche Aufgabe dabei ist eben die keuscheste Enthaltung von allen eigenen Mitteln. Aber hier eben liegt die Schwierigkeit. O die Sache ist wohl leicht gesagt, aber schwer gethan. Selbst bei dem ernsten Vorsatze. Aber was will nicht auch der schon sagen! das aufrichtige Gebet: Herr rede Du, in mir soll alles schweigen! Und doch empfinden wir bei dieser unserer Schwachheit so tief die ganze Größe der Verantwortlichkeit, die auf uns lastet. Wir wissen es ja, daß die heilkräftige Wirkung des Evangeliums durchaus bedingt ist durch seine reine Mittheilung, ohne Versetzung mit Stoffen, die ihm fremdartig sind; wir täuschen uns ja nicht darüber, wie leicht wir durch unser Ungeschick und unsere Beschränktheit das Evangelium, indem wir es verkündigen, Denen, die uns hören, verleiden und verderben können. O da lernen wir dem Paulus nachsprechen: „Mit großer Furcht und mit großem Zittern.“

Wird uns denn nun aber auch dieser dritte und letzte Punkt, Ihr akademischen Genossen, bei unserem prüfenden Rückblick auf den sich jetzt abschließenden Zeitabschnitt als Anhaltpunkt dienen können? Nämlich als Maßstab für unseren Fortschritt im Christenthum. Ich stehe nicht an, diese Frage zu bejahen. Wir alle haben ja den Beruf von Verkündigern des Evangeliums, — wir alle ohne Ausnahme, auch euch, die ihr unserem akademischen Kreise nicht mitangehört, mit eingeschlossen, — wir alle, ohne Unterschied unseres sonstigen Berufs; denn jeder Christ hat ihn als solcher. Je nachdem wir uns für diesen Beruf mehr oder minder in der entsprechenden Verfassung befinden, danach gleichfalls haben wir also den Stand unseres Christenthums zu beurtheilen. Und da haben wir ja nun eben vernommen, welches die rechte, die wahrhaft natürliche Gemüthsstellung des

Verkündigers des Evangeliums ist. „Mit Schwachheit und mit großer Furcht und mit großem Zittern.“ Das ist's, was uns tüchtig macht, der Welt das Evangelium nahe zu bringen: auf der einen Seite der lebendige Drang, zum Genusse des Heils, das wir in Christo genießen, auch Andere hinzuleiten, und bei diesem Drange und ungeachtet desselben auf der anderen Seite Furcht und Zittern im Gefühl unserer Schwachheit. Wenn namentlich ihr, meine Freunde, die ihr den Dienst am Evangelium zu eurem besonderen Beruf gewählt, im verflossenen Halbjahr immer mehr verspürt habt von solcher heilsamen Furcht: o, dann preiset dankbar den Herrn. Diese Furcht wird euch tüchtig machen zur Ueberwindung der ungläubigen Welt, nicht kecker Muth, nicht stolzes Selbstgefühl, das übrigens sehr wohl mit demüthiger Redeweise Hand in Hand gehen kann.

Und was soll ich euch nun von mir sagen? O glaubt es mir, theure Brüder, ich habe aus meiner eigensten Erfahrung herausgesprochen, was ich von unserm letzten Punkte geredet habe. Wenn ihr mich fragt, wie es denn mir mit der Predigt des Evangeliums ergeht und diese fünf Jahre unter euch ergangen ist: so kann ich auch nur antworten: „Ich war bei euch mit Schwachheit und mit großer Furcht und mit großem Zittern.“ Gott weiß es, und ihr müßt es mir ja doch auch angehört und angefühlt haben. Ach es war mir sehr schwer zu Muthe unter meinem Predigen, und schüchtern nur, ja mit stets zunehmender Schüchternheit, habe ich meinen Mund vor euch aufgethan. Nicht zwar in dem Sinne mit Schüchternheit, von dem wir vorhin sprachen. Nicht daß ich gefürchtet hätte, das Evangelium werde euch ein Aergerniß oder eine Thorheit sein. Euer Lächeln und Kopfschütteln besorgte ich nicht, und es würde mich auch nicht beirrt haben. Auch wahrlich nicht, daß mir nicht zuversichtlich als Gotteswahrheit und Gotteskraft gewiß gewesen wäre, was ich euch zu verkündigen hatte. O nein, darin hat Gott mich hochbegnadigt von frühe an, daß mich Zweifel an dem Evangelium nie ernstlich beunruhigt haben; sie sind mir immer als tief unter ihm liegend erschienen, und in so großer Schwachheit ich auch unter euch gewesen bin, das Eine darf ich von mir rühmen: ich glaube, darum habe ich geredet. Ebensowenig leere Worte habe ich euch gemacht als hohe, sondern euch bezeugt, was mir das Gewissfeste war und ist und durch Gottes Gnade ewig bleiben soll im innersten Herzen. Ja auch das hat mir keine Sorge gemacht, ob auch das Evangelium eine gute Statt finden werde in euren Seelen. Bin ich doch innigst durchdrungen von der Ueberzeugung, daß in dem Menschenherzen nichts einen so tiefen Wiederhall

findet wie die Botschaft von Christo, — daß wenn auch auf der Oberfläche ein lautes Nein sich ihr gegenüber hören läßt, doch drunten in der innersten Tiefe ein sehnsüchtiges und freudiges Ja das Nein Lügen straft, — daß selbst Diejenigen, welche roh und unempfänglich aussehen, in der Tiefe ihrer Brust irgend eine wunde Stelle haben, wo ihnen das Wort von der Gnade ein milder Balsam ist. Nein, nein, dies Alles hat mich nicht schüchtern gemacht, — aber die Art und Weise, wie ich allein zu reden vermochte von dem, was meiner Seele eben so groß und heilig ist wie gewiß, — daß ich nur stammeln konnte von den großen Thaten Gottes in seinem heiligen Erbarmen: das lag als ein schwerer Druck auf mir. Ich sollte das heilige Bild Jesu, das in leuchtender Klarheit vor meinem Geiste steht, euch vor Augen malen, — und wie gern hätte ich es gethan! Und doch fühlte ich, daß ich es euch eigentlich nur verdecke und verdunkle, auch beim redlichsten Bemühen. Ich habe immer gefürchtet, euch das herrliche Evangelium durch mein Reden darüber nur zu verdüstern oder gar zu verleiden. Ich weiß nicht, wie es Andern ergeht; aber mein Inneres hat mein Schöpfer nun einmal so gebaut, daß ich nicht anders fühlen kann. Und könnte ich denn auch nur wünschen, in diesem Stücke anders zu sein? Mich schaut das Evangelium von Christo nun einmal so gar majestätisch an, — mir ist es nun einmal in innerster Seele so, als schmiege es sich so unmittelbar den tiefsten Bedürfnissen der Menschenbrust an, daß ihm alle Herzen ganz von selbst zufallen müssen, — als stehe seine wunderbare Herrlichkeit namentlich auch darin, daß man von ihm gar wenig Worte zu machen brauche und machen solle, — ja als finde es eigentlich nur deßhalb auch bei den Edleren so viel Kälte und Abneigung, weil man es so als etwas Besonderes behandelt, und nicht als etwas Selbstverständliches, das sich selbst bezeugt und beweist, wie das Sonnenlicht, wohin es nur dringt, — als etwas, das man nur zu zeigen braucht, damit es sich selbst empfehle in seiner himmlischen Klarheit und Schönheit. Irre ich mich denn darin? Und wenn ich so empfand, mußte da nicht die Sorge schwer auf mir lasten, mit meinem Reden über das Heilige es nur in den Staub hinabzuziehen, nur zu entweihen? Wundert ihr euch da noch, wenn ich mit Furcht und Zittern die Stufen zu dieser Kanzel hinan- und hinabgestiegen bin? Ja in diesem Stücke vor allem habe ich euch viel abzubitten. O, habe ich irgend einem von euch durch mein Ungeschick den Glauben an den Heiligen Gottes und den Heiland der Sünder erschwert und verleidet: so gebt mir allein die Schuld, dem sie allein gebührt. Ich wollte so gern ihn, wie er ist, euch

nahe bringen; und wäre mir das nur gelungen, ihr hättet gewiß gläubig das Knie vor ihm gebeugt. Wenn aber je aus meinem Munde das Evangelium euch wohlgeklungen hat: so schreibt es nicht irgend wie meinem schwachen Worte mit zu, sondern allein der Gnade Gottes, die an euch das gesegnet hat, was in sich selbst ohnmächtig war und nur eine Wolke, die sich vor den hellen Schein der ewigen Sonne Jesus Christus legte. Dies Eine aber laßt mich von euch allen bitten: Glaubt es dem Worte des Scheidenden, ich hätte euch gern Den gezeigt, in seinem unverwischten Schmelz, an den ich glaube, der mir gewiß ist wie mein eigenes Dasein, auf den allein ich mein Vertrauen setze, aber ein volles, unbedingtes Vertrauen, ein Vertrauen für Zeit und Ewigkeit. Das glaubet meinem letzten Worte!

So sind wir denn, theure Gemeinde, noch ein Mal gemeinsam um das Kreuz des Heilandes versammelt gewesen, und haben in ihm von neuem den leuchtenden Mittelpunkt des ganzen Evangeliums gefunden. Ja an dieser Stelle ist uns immer wohl geworden. Habt Dank, Geliebte, daß ihr euch auch von mir so gern dahin führen ließet. Nehmt unter diesem Kreuz des Heilandes meinen Dank für euer Vertrauen, eure Nachsicht, eure Liebe. Laßt uns aber unter ihm auch noch ein Mal uns gegenseitig Treue gegen Den geloben, der uns zuerst geliebt und dessen Liebe allein reine Seligkeit ist. Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit! Das sei die Losung, die uns für immer zusammenhalte, an der wir uns wieder erkennen wollen hier in der streitenden Gemeinde und einst, durch Gottes Gnade, dort in der triumphirenden!

Und nun laßt mich noch meine Hände aufheben zu Gott und dem Vater unseres Herrn Jesu Christi mit Dank und Flehen.

Ja Du, mein Gott, der Du mich von Kindes Beinen an geführet hast und dessen Führung ich mich auch forthin in freudigem Vertrauen überlassen will, ich danke Dir von Herzen, daß Du mich in diese theure Gemeinde geführt und mich gewürdigt hast, so lange Dein Wort ihr zu verkündigen, wenn auch mit Furcht und Zittern. Du hast auch meine Schwachheit, ich kenne sie am besten, nicht verschmäht, aus ihr ein Werkzeug für Deine heiligen Absichten Dir zu bereiten. Nimm dafür meinen demüthigen Dank an. Habe Dank für Deine treue Hülfe, die mich nie versäumt hat. Habe Dank, daß Du die Herzen der Gemeinde in Vertrauen und Liebe mir geöffnet, daß Du sie zur Nachsicht mit mir gestimmt und sie das hast überhören lassen, was mein Ungeschick so oft verdarb an Deiner heiligen Bot-

schaft. Habe Dank, daß Du mich in die Mitte ehrwürdiger, theurer Amtsbrüder geführt hast, und segne Du sie für alle Liebe, mit der sie mich erquickt haben. Laß mich aber auch flehen zu Dir um Deine Gnade und Deinen Segen über diese geliebte Gemeinde. O, wenn etwa in ihr durch meine Mitarbeit irgend etwas gesät und gepflanzt worden ist von dem Leben aus Dir: so behüte und segne es auch forthin. Und was ich versäumt, versehen und verdorben habe, das erstatte Du und mache es wieder gut. Erhalte und kräftige in dieser Gemeinde den Geist thätiger Liebe, segne und fördere jedes fromme christliche Werk in ihr. Segne in ihr alles, was Deines Segens bedarf; und was bedürfte desselben nicht? Segne ihre ehrwürdigen Vorsteher, segne die geliebten Amtsbrüder, segne insbesondere den theuren Mann, der berufen ist, forthin an meiner Stelle der akademischen Gemeinde Dein Wort zu predigen. Laß Deiner Gnade unsere Universität befohlen sein, daß sie immer mehr eine Werkstätte Deines heiligen Geistes werde. Segne insbesondere die akademische Jugend, die sich dem künftigen Dienst am Evangelium geweiht hat. Segne einen jeden von uns mit den himmlischen Gütern, die Du in Deinem lieben Sohne uns geschenkt hast und erhalte uns Alle verbunden durch Deinen Segen in der Einheit des Glaubens und der Liebe unter einander und mit Deiner gesammten Kirche. Amen.

V.

Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unsrer Zeit.*)

Gnade sei mit uns und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo. Amen.

Text: Marc. 9, 24.

Und alsobald schrie des Kindes Vater mit Thränen, und sprach: ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!

Die evangelische Erzählung, im Herrn Geliebte, der das eben verlesene Textwort angehört, ist euch wohlbekannt. Es redet hier der Vater

*) Gehalten am 5. Sonntage nach Trinitatis 1857, bei dem akademischen Gottesdienste zu Heidelberg.

der für seinen mondsüchtigen Sohn bei Jesu Heiligung suchte, während dieser auf dem Berge der Verklärung weilte. So traf er nun die Jünger an, und diese vermochten den bösen Geist, der den unglücklichen Knaben peinigte, nicht auszutreiben. Da nun Jesus vom Berge wieder herabkam, trat der geängstete Vater ihn an, klagte ihm seine Noth und schloß mit den Worten: „Kannst du aber etwas, so erbarme dich unser und hilf uns.“ Und als ihm Jesus hierauf erwidert hattte: „wenn du könntest glauben; alle Dinge sind möglich dem, der da glaubet!“ da machte sich das gequälte Vaterherz des Mannes unter Thränen in dem Nothschrei Luft: „ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!“ Wer von uns könnte wohl dies Wort hören ohne in ihm zugleich einen Nothruf des eignen Herzens, ja noch mehr, einen Nothruf unserer jetzigen Christenheit überhaupt zu vernehmen? Denn eben das ist ja die eigentliche und charakteristische Noth unserer Zeit, wenn wir sie vom Standpunkt des Christenthums aus ansehen, daß in ihr in einer Weise wie noch nie zuvor in den Seelen ihrer Kinder, mitten in der Christenheit, ein herzzerreißender Streit und Kampf stattfindet zwischen Glauben und Unglauben an Jesum. Eben hieran mögen wir uns denn jetzt durch unser Textwort erinnern lassen. Der Gegenstand unserer heutigen gemeinsamen Betrachtung sei daher

Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unsrer Zeit.

Wir wollen zuerst versuchen, uns klar zu machen, daß und wie ein solcher Kampf wirklich stattfindet, um sodann danach zu fragen, wie wir uns in demselben verhalten sollen.

Herr Jesu, Herzenskündiger, „der du wohl weist, was im Menschen ist, und nicht bedarfst, daß Jemand dir Zeugniß gebe von einem Menschen,“ lehre du uns, uns selbst richtig verstehen, so wie wir vor deinem heiligen Auge offenbar sind. Amen.

1.

Wenn wir von einem Kampf zwischen Glauben und Unglauben an Jesum in den Herzen der Kinder unserer Zeit geredet haben, so werden wir uns von der Berechtigung hierzu wohl erst ausdrücklich Rechenschaft geben müssen. Denn eine solche Beurtheilung unsrer Gegenwart wird sicher von Vielen stark beanstandet werden als viel zu geliud, und ich setze hinzu: von vielen gerade unter den Besten unsrer Zeitgenossen, an deren Beifall uns am meisten gelegen sein muß. Es ist ja unsern ernstgesinnten

Christen ganz geläufig, unsre Zeit ohne weiteres eine Zeit des religiösen Unglaubens oder doch wenigstens der völligen Entfremdung von Christo und dem Christenthum zu schelten. Dafür werden wir sie nun freilich nicht halten können; aber eine Zeit ist sie allerdings, in der es Unzähligen sehr schwer wird, ja schwerer als jemals, herzhaft und mit freudiger Zuversicht an Jesum zu glauben. Ein Zeitalter völliger Entfremdung von Christo kann eine Zeit doch nicht wohl sein, die ein so warmes Herz und eine so werkthätige Hand hat wie keine frühere für solche Zwecke, die ohne Widerrede zu den allertheuersteu Zwecken Christi selbst gehören und folglich jedenfalls christliche Zwecke sind. Wir wollen sie gewiß nicht ins Schöne malen und ihre wunden Stellen nicht verstecken. Es gibt in ihr nur zu gewiß große glaubenslose Massen, zum Entsetzen zahlreiche Schaaren, die ohne einen Gedanken an die übersinnlichen Dinge und ohne Gefühl des Bedürfnisses eines Gottes und eines Himmels stumpfsinnig und in blindem Taumel dahinleben, — die wenigstens eine weite Strecke ihres Lebensweges ohne Verlangen nach der Gewißheit Gottes und dem Frieden mit ihm fortwandeln; aber das ist — wie Jeder, der die Geschichte auch nur ein wenig kennt, wissen muß — nichts Neues; so ist es immer gewesen in der Christenheit, selbst in ihrer ersten Heldenzeit, — so namentlich auch in jenen angeblich so glücklichen Zeiten, wo Jedermann, auch der Gedankenloseste und Gleichgültigste, unbedenklich den Herrn Christus mit dem Munde bekannte. Wir hören auch die Stimmen gar wohl, die in unsern Tagen zahlreicher leicht als in irgend einem früheren Zeitpunkt den lauten Ruf erheben, oft mit eigentlich frevelhafter Frechheit, das endlich mündig gewordene Geschlecht sei zu der befreienden Einsicht gelangt, daß alle Religion nicht nur überflüssig geworden für den gereiften Menschengeist, sondern auch ein geistiger Wahn sei und Christus eine Fabel. Ob wir uns etwa nicht empört fühlen durch solche Stimmen? Nun so fragt ihr nicht erst. Aber das verhehlen wir nicht, ein Umstand, der uns bezeichnend dünkt, mäßigt unsre Sorge ihretwegen sehr, der Umstand, daß jene Ansicht, oder sagen wir richtiger, jene Gesinnung, sich fast immer auf eine so rohe Weise ausspricht, und damit den Grad geistiger Bildung selbst anzeigt, dem sie angehört. Nach solchen Stimmen läßt sich der Stand unsrer Zeit nicht beurtheilen, sondern lediglich das Maß der Freiheit, welches sie der öffentlichen Meinungsäußerung gestattet. Sehen wir uns in den Kreisen um, in welchen die geistige Bildung unsrer Tage ihren Höhepunkt hat, so finden wir da die Dinge ganz anders. Nicht daß uns hier — ich gestehe es mit

Schmerzen ein — viel persönliche Frömmigkeit begegnete, wohl aber eine ausgesprochene Achtung vor der Religion und insbesondre von ihr als christlicher. Man hat hier, nachdem man es ein paar Menschenalter hindurch fast vergessen hatte, von neuem gelernt, die Bedeutung und die Macht der Frömmigkeit im Menschenleben verständig zu würdigen und dem Christenthum schon aus dem rein menschlichen Gesichtspunkt aufrichtige Ehrfurcht zu bezeigen. Die wahrhaft Unterrichteten müssen es ja wohl alle als eine offen vorliegende Thatsache erkennen, daß wir, die Sache geschichtlich angesehen, alle die edelsten Güter unsres gemeinsamen Lebens Christo verdanken und keinem Andern.

Doch hiermit ist unsre Behauptung allerdings noch nicht gerechtfertigt; man wird mit Grund verlangen, daß wir unsre Zeit, was ihr Verhältniß zu Christo angeht, vorzugsweise nach dem durchschnittlichen Stande des Christenthums in jenem großen Kreise der ehrbaren und ernstgesinnten unter den Zeitgenossen beurtheilen sollen, die selbst nicht den Muth haben, sich gläubige Christen zu nennen, ja wohl eine gewisse Scheu vor diesem Namen hegen, und zum großen Theil sogar auch aus unsren gottesdienstlichen Versammlungen sich selbst ausschließen, sei es nun aus Vorurtheil oder aus übler Gewohnheit, in jedem Falle zu ihrem eignen schweren Schaden. Von Diesen aber, meint man, verstehe es sich ja doch ganz von selbst, daß sie gegen die Frömmigkeit, wenigstens doch gewiß gegen Christum gleichgültig gestimmt seien. Ist das, meine Brüder, auch euer Urtheil über diese weitumfassende Classe unsrer Zeitgenossen in's Allgemeine hin? Meine Erfahrung, ich kann es nicht laut genug aussprechen, hat sie mich nicht so beurtheilen gelehrt; mir sind zu viele unter ihr begegnet, denen es gar viel anders um's Herz war. Thut nur die Augen unbefangen auf, redet nur offen und liebevoll mit diesen sogenannten Gleichgültigen, redet nur mit ihnen in den Stunden, da ihnen der Ernst des Lebens besonders nahe getreten ist, und ihr werdet unter ihnen Unzählige kennen lernen, die das Bedürfniß der Frömmigkeit gar wohl lebendig empfinden, beides als persönliches und als gemeinsames, als ein in der menschlichen Natur selbst unvertilgbar begründetes, — und das nicht etwa bloß für die vorübereilenden Augenblicke besonders schwerer Prüfungen, sondern überhaupt als die unumgängliche Bedingung eines menschenwürdigen Daseins. Und namentlich auch das Bedürfniß einer Frömmigkeit gerade wie die christliche. Mit großer Stärke zum Theil, wenn auch nicht immer mit dem gleichen Grade der Klarheit, empfinden sie das Bedürfniß gerade eines solchen

Gegenstandes ihres religiösen Glaubens wie dieser Christus. Sie sagen sich: Wenn dieser schlechthin reine und heilige, schlechthin Gottes gewisse, in seiner Heiligkeit schlechthin erbarmungsvolle, für seine Brüder sich schlechthin hingebende Menschensohn Wahrheit ist: dann kann es nicht zum Verzweifeln stehen mit uns, wie tief wir auch gesunken sind; es gibt dann noch eine kräftige Hand, die sich uns rettend entgegenstreckt! Wenn es wirklich eine menschliche Geschichte gibt wie die seinige, die, in der Krippe beginnend, durch allen Kampf des Erdenlebens hindurch den Tod überwindet und zu himmlischer Herrlichkeit hinanführt: dann darf das menschliche Herz getrost hoch schlagen mitten im tiefsten Staube und Schmerze, dann darf der Mensch freudig hoffen und groß denken von seiner Bestimmung und die Menschheit, und ihr zuversichtlich entgegenstreben! Aber freilich wenn diese Erscheinung aus der Geschichte unsres Geschlechts ausgestrichen werden müßte als ein Märchen: dann gäbe es keinen sichern Anhalt mehr für den Glauben an den Adel und die würdige Bestimmung unsers Menschenwesens, gar keinen, — keinen Trost in dem Jammer und der Eitelkeit der Gegewart, keine Hoffnung für die Zukunft, keine Bürgschaft für die Lebenswürdigkeit dieses menschlichen Daseins, — keine Zuversicht für die Rettung von der Sünde, von ihrer Schuld und ihrer Knechtschaft. Bleibt Er nur stehen in der Geschichte, dieser Christus, dann Heil uns, dann ist uns in allen unsren Nöthen gerathen, auch in der tiefsten von allen, in der Noth unsres Gewissens, das uns vor Gott anklagt. Wenn dieser Jesus mir wirklich Vergebung meiner Sünden zusagt, dieser Heilige, der die Sünde haßt von ganzer Seele. — Er, dessen reines Auge seinem himmlischen Vater in's innerste Herz schauet, er, der nichts redet und thut als was er seinen Vater reden hört und thun sieht, und dessen unbedingt gewiß ist, — wenn er sich verbürgt für die Vergebung meiner Sünde und zu mir spricht, „mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben": dann kann, dann muß ich's zuversichtlich glauben, ohne Wanken, was ich keinem Andern, was ich mir selbst nicht zu glauben vermöchte. Und wenn er, wenn so einer wie dieser Jesus, wirklich mich bei der Hand nimmt, wenn ich zusammenbrechen will im Gefühl meiner Ohnmacht gegen die Sünde, und mir verheißt, er wolle mir allezeit nahe sein in meinem Kampf mit seiner Hülfe: dann, ja dann muß mir der Sieg gelingen. So, meine Andächtigen, so empfinden Tausende von jenen sogenannten Gleichgültigen für Jesum, so reden sie von ihm mit ihrem Herzen, mit Einem Worte: sie fühlen, sie erkennen, daß er das höchste, ja das einzige wahre Heiligthum unsres

Geschlechts ist, der Schutz und Hort der Menschheit, den allein sie schlechthin nicht missen kann.

Allein eben diesen Herzen, wie ich sie euch jetzt beschrieben habe, wird es gleichwohl in unsern Tagen sehr, sehr schwer an Christum zu glauben, im eigentlichen und vollen Sinne. Christum wirklich fallen zu lassen, das vermöchten sie freilich um keinen Preis; aber noch weniger fast, so dünkt es sie, vermögen sie, herzhaft und freudig an ihn zu glauben und sich ihm unbedingt in die Arme zu werfen. Woher kommt sie das doch so schwer an? Ihr werdet diese Frage nicht mißverstehen. Es handelt sich hier nicht um die Schwierigkeiten, die dem Glauben an Christum überhaupt und gleichmäßig in allen Zeiten in den Weg treten, in der angebornen argen Art unsers Herzens, in dem Sinne unsers alten Adams, in der Liebe zur Sünde und der Flucht vor der Heiligung, die uns allen von Hause aus nur zu natürlich sind, in unsrem dünkelhaften Trotz und unsrer Unlust uns zu demüthigen und die Vergebung aus reinem Erbarmen, als einu nverdientes Geschenk göttlicher Gnade anzunehmen. Nichts von dem; wir haben es ja hier ausdrücklich mit Solchen zu thun, die sich nicht für Heilige halten, die ihr Verderben in schmerzlicher Scham fühlen, wenn sie es auch mit andern Ausdrücken bezeichnen als den in der kirchlichen Redeweise hergebrachten, — mit Solchen, die sich mit jenen allgemeinen Hindernissen bereits in einen ernsten Kampf eingelassen, und eben vermöge der Wirksamkeit, die der Geist Christi schon auf ihr Herz gewonnen hat, bereits die tiefgewurzelte Macht der Sünde in ihnen und ihre eigne Ohnmacht wider dieselbe wohl inne geworden sind und mit Sorge und Weh empfinden, die das Bedürfniß göttlicher Vergebung und Hülfe lebhaft fühlen, und nach ihr sich aufrichtig ausstrecken. Solche, und sie allein, zieht es dann natürlich mächtig hin zu Christo, und da ist es nun unsre Frage, warum es doch in unsrer Zeit auch ihnen noch so gar schwer wird, wie es der Augenschein lehrt, herzhaft an ihn zu glauben, — also welche eigenthümlichen Hindernisse gerade unsre Zeit dem Glauben an Christum auch da entgegenstellt, wo die allgemeinen Bedingungen desselben gegeben sind.

Liebe Freunde, wir kennen diese Hindernisse ja wohl aus unsrer eignen Erfahrung. Viel thun dabei allerdings schon die Einflüsse von außenher, unter denen die Brüder, von denen wir hier reden, stehen: die vielfachen Zweifel, die sie überall um sich her hören, der Einfluß, den der Zeitgeist unmerklich und unwillkürlich auf Jeden ausübt, der sich nicht grund-

sätzlich gegen ihn zur Wehre setzt. Die ganze Atmosphäre, in der wir uns bewegen, ist ja mit religiösem Zweifel und mit Mißtrauen gegen den christlichen Glauben angefüllt. Aber dies ist doch nicht die eigentliche Sache. Der herrschende Zeitgeist kommt ja doch nicht zufällig, und auch unter Denen, die sich von ihm nichts vorschreiben lassen, geht es vielen nicht anders. Und sie wissen auch recht wohl, warum. Der Herr Christus ist ihnen eben eine räthselhafte Erscheinung, zu deren Verständniß sie einen wirklich zupassenden Schlüssel nicht finden können. Wenn sie ihm gegenüberstehen, erhalten sie gar widerstreitende Eindrücke. Auf der einen Seite werden sie von der in ihrer Art einzigen Hoheit und Liebenswürdigkeit derselben zu bewunderndem Staunen und innigem Wohlgefallen hingerissen, und gleichzeitig ergreift sie auf der andern Seite auch wieder zweifelndes Befremden eben wegen ihrer völligen Einzigartigkeit. Wenn sie aber bei Andern nach der Deutung des Räthsels fragen, namentlich bei uns Dienern der Kirche, so passen die Vorstellungen, in welche gefaßt der Glaube an Christum ihnen entgegengebracht wird, nicht zusammen mit denjenigen, in welchen sie sich mit ihrem ganzen übrigen Denken bewegen. Und so geht es ihnen nicht allein mit der Person des Erlösers, sondern mit dem ganzen Christenthum. Wie sie dasselbe aus dem Munde der Kirche vernehmen, in der Gestalt, in der es sich in ihr als Lehre fortüberliefert hat, finden sie darin überall ihnen fremdartige Anschauungs- und Vorstellungsweisen, Sätze, die völlig außerhalb der Bahnen ihrer sonstigen Gedankenwelt liegen, die mit den Vorstellungen und Ueberzeugungen im Widerspruch stehn, die ihnen sonst, auf den übrigen Gebieten ihres Geisteslebens, geläufig sind und an deren Verlässigkeit ihnen bisher nie ein Zweifel gekommen ist. Da liegt für sie die Schwierigkeit. Was sollen sie thun? Sollen sie frischweg alle ihre bisherigen Ueberzeugungen wegwerfen, in offenem Widerspruch wider ihren innersten Wahrheitssinn, und mit stillschweigender Resignation als Wahrheit hinnehmen, was eine höhere Auctorität ihnen statt dessen darbietet? So wäre dem Widerstreit freilich kurzweg ein Ende gemacht; aber das wollen, das können sie nicht, wie sie uns betheuern. Sie können — so sagen sie uns — die Ueberzeugungen nicht wechseln wie Kleider; sie halten es für unwürdig, sich in diesen heiligsten Dingen mit einer gedanken- und überzeugungslosen Zustimmung abzufinden; sie wollen sich nicht selbst des Vorrechts für unwerth erklären, das Gott uns vor allen andren irdischen Geschöpfen zugetheilt hat, daß wir wirklich die Wahrheit erkennen können und sollen. Und dieserhalb wollen wir sie wahrlich von Herzen

loben und beglückwünschen. Ihre Lage aber ist in der That die peinvollste. Denn sie finden sich nach zwei entgegengesetzten Seiten hingezogen, hin- und hergeworfen zwischen Glauben und Unglauben an Jesum, und rufen in der Noth ihres Herzens: „Ich glaube, lieber Herr, hilf meinem Unglauben!"

Dieser innere Streit in den Herzen zieht sich durch alle Classen unsrer Gemeinden hindurch. Er findet sich nicht etwa nur in den geistig höher Gebildeten, — in diesem Fall würde es hier nicht am Ort sein uns mit ihm zu beschäftigen, — auch in den einfachsten Gemüthern wiederholt er sich in irgend einem Maße. Auch diese leben ja in der allgemeinen Atmosphäre der Zeit. Nicht alle freilich können sich von dem Widerspruch, auf den wir hingewiesen haben, für ihren Verstand klare Rechenschaft geben; aber deßhalb fehlt es den übrigen doch oft nicht an einem, und zwar vielleicht recht starken, Gefühle von der Sache.

Ich habe euch, andächtige Christen, Thatsachen vorgeführt, und bitte euch nun, erkennet sie unumwunden an mit mir. Man kann sich dem nicht entziehen ohne offene Lieblosigkeit. Sagen wir es ohne Scheu: es hat der Glaube an Christum in unsern Tagen eigenthümliche Schwierigkeiten, große Schwierigkeiten auch für redliche Herzen, — Schwierigkeiten, die letztlich alle darin zusammenlaufen, daß die Gestalt, in der wir die Vorstellungen von Christo und dem Christenthum überhaupt von früherer Zeit her ererbt haben, so vielfach nicht zusammenstimmen will mit dem Vorstellungskreise, der in der Gegenwart unser ganzes übriges Leben beherrscht. Wie das zugeht und wer dabei die Schuld trägt (denn eine Regelwidrigkeit ist es gewiß), das muß hier ununtersucht bleiben; aber die Thatsache wollen wir ehrlich anerkennen, das wird uns wie vor gefährlicher Selbsttäuschung über unser eignes Christenthum so vor liebloser Beurtheilung Anderer bewahren. Statt von eingebildeter eigner Höhe vornehm herabzusehn auf jene um ihren Glauben Kämpfenden laßt uns lieber uns beugen vor dem Ernste des Kampfs, mit dem so manche von ihnen zu unsrer Beschämung uns vorleuchten, und vor allem herzlich mit ihnen mitempfinden die Noth ihrer Lage und ihnen brüderlich die Hand reichen, um ihnen mit hindurch zu helfen zu freudigem Glauben an Den, dessen wir uns als unsers Heilands rühmen. Um dies letztere zu können, so wie auch zu unsrem eigenen Gebrauch, wofern wir etwa selbst irgendwie in dem gleichen Falle uns befänden, müssen wir aber nothwendig fragen, wie wir uns in solchem Kampfe verhalten sollen.

2.

Die in unserm Falle am meisten gangbare Verfahrungsweise ist euch wohlbekannt: man läßt, nachdem man sich eine Weile mit seinen Zweifeln abgemüht, gleichmüthig Jesum dahingestellt sein als ein undurchdringliches Räthsel; man setzt sich mit ihm kurzweg dadurch auseinander, daß man bei sich den Satz beschließt: dieser Christus, wie groß und ehrwürdig er auch sei, lasse sich doch nun einmal schlechterdings nicht ins Klare bringen, wenigstens für uns nun und nimmermehr. Dies Mittel schlägt freilich an, es entledigt uns des Kampfes mit einem Male, aber laßt euch deßhalb nur um so dringender vor ihm warnen. Es ist das ein gefährliches Auskunftsmittel, denn mit ihm kommen wir unvermeidlich nur immer weiter ab von Christo, und dieser wird uns, wenn wir uns gar nicht mehr mit ihm beschäftigen, von Tage zu Tage immer fremder. Aber es ist auch eine unredliche Methode, die aus Selbsttäuschung entspringt und nothwendig zu immer schwererer Selbsttäuschung hinführt. Du sagst, mein Bruder: Christus läßt sich nicht ins Klare bringen, wenigstens für mich nicht, — und meinst, dies aus dem Kampfe zwischen Glauben und Unglauben an ihn heraus zu sprechen; da bist du jedoch im Irrthum. Wer so redet, der hat jenen Glauben schon weggeworfen. Denn ist Jesus ein unauflösliches Räthsel, so kann er für uns Menschen überhaupt gar nichts sein, so kann er uns nicht von Gott gegeben, nicht unser Erlöser sein. Und ist er etwa auch nur für dich wirklich ein unauflösliches Räthsel: so kann er wenigstens das nicht sein, wofür er sich uns gibt, der Welt Heiland. Du magst ihm dann noch so hohe Namen beilegen, das sind lauter leere Worte. Ist er ein undurchdringliches Geheimniß, so kann er weder uns den Vater offenbaren noch der Mittler zwischen ihm und uns sein; so können wir weder an ihn glauben und ihm vertrauen, noch ihn lieben und danach verlangen, einst zu ihm zu kommen und seine Herrlichkeit mit ihm zu theilen. Stellen wir uns so zu Jesus, so bilden wir uns nur nicht ein, zu der Classe unsrer Zeitgenossen zu gehören, die wir vorhin gezeichnet und mit der wie es jetzt allein zu thun haben. Solche Leute können gar nicht so zu Werke gehn. Jener Classe sieht aber eine andre von außen sehr ähnlich, die wir ja nicht mit ihr verwechseln wollen. Wir reden von Denen, die, vom Zuge zum Glauben an Jesum erfaßt, immer wieder den Unglauben sich in den Weg treten sehen; ganz andrer Art ist aber der große Haufe Derer, die mitten in ihrem Unglauben an Jesum sich hier und da einmal von einer ernsten Mahnung an den Glau-

ben ergriffen fühlen. Diesen letzteren ist es ganz natürlich Jesum dahin gestellt zu lassen, sie können das; die ersteren aber vermögen es gar nicht, ihnen läßt die Frage nach Christo keine Ruhe. Allein einer Warnung bedürfen doch auch sie. Sie mögen sich nämlich ernstlich hüten, daß sie nicht etwa, wie es nur zu leicht geschieht, durch das Beispiel jener Andren angesteckt werden wegen ihrer äußeren Aehnlichkeit mit ihnen, und so das gute Werk, das Gott in ihnen schon begonnen, wieder völlig eingehen lassen, ohne daß sie selbst es nur bemerken. Gewiß, meine Brüder, das sei fern von mir, daß ich irgend einen von euch sicher machen möge in seinem Glaubensmangel, daß ich ihn verleite, diesen für einen Kampf zwischen Glauben und Unglauben in seinem Herzen zu halten, oder daß ich auch nur den hohen Ernst und die Gefahr der Lage auch Derer euch verschwiege, die wirklich in diesem Kampf begriffen sind.

Also nur kein Dahingestelltseinlassen Jesu! Ganz im Gegentheil, in wem Glaube und Unglaube an Jesum im Streit liegen, der muß es so machen, wie der Vater in unsrem Text. Er ruft Jesum an, unter Thränen, mit einem Schrei aus der Noth seines Herzens. So müssen auch wir thun: Jesum antreten, und wenn wir es noch nicht mit Gebet können, so wenigstens mit dem Auge der Betrachtung. Beschäftigen müssen wir uns jedenfalls fort und fort mit ihm mit allem uns nur möglichen Anliegen, vor sein Bild, wie die heilige Schrift es uns abgemalt hat, hintreten Tag für Tag und es unablässig studiren, mit Verstand und Herz, mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln. Auch die Nichtgelehrten sollen das, und ihnen dabei hülfreich zu sein, gehört ja ausdrücklich mit zum Beruf der Diener des Evangeliums. Eine Wirkung davon wenigstens wird sicher nicht ausbleiben: wenn uns auch vielleicht das Befremdliche nicht mehr und mehr verschwindet an dem Bilde Jesu, so werden wir doch allmählich einen tiefen Eindruck empfangen von der Unerfindbarkeit dieses Christus, trotz alles Räthselhaften und Befremdlichen an ihm, und so wird uns soviel mindestens gewiß werden, daß sein Bild ein völliges Original ist, und mithin der Wiederschein einer Wirklichkeit, nun und nimmermehr ein Gespinnst dichtender menschlicher Phantasie.

Aber auch noch vor einer zweiten Verfahrungsweise, die gerade jetzt recht in den Schwung kommen zu wollen scheint, muß ich euch ernstlich warnen. Sie ist die der vorigen gerade entgegengesetzte. Bei ihr stürzt man sich grundsetzlich mit Gewalt blindlings hinein in den Glauben an Christum, wie man nämlich wähnt, in der That aber nur in die Annahme

der hergebrachten Vorstellung von ihm. Während man für den nüchternen Verstand lauter Räthsel sieht, steigert man sich mittelst der Phantasie zu einem Gefühlsrausch, den man für die eben so lichte wie selige Selbstgewißheit des wirklichen Glaubens hält, und macht so mit nur allzu menschlichen Mitteln das künstlich nach, was seiner innersten Natur zufolge nur Gottes Gabe, nur Gottes Werk in uns sein kann. Wehe uns, wenn wir uns dazu verleiten lassen durch ein verhängnißvolles Mißverständniß unseres Glaubensbedürfnisses! O meine Freunde, gibt es etwas Heiliges im Menschen, so ist es der zarte Sinn für die Wahrheit. Wehe uns, wenn wir einmal diesem innern Wahrheitssinn in uns Gewalt angethan, dieses Keimblatt alles menschlich Edlen in uns, vor allem unsres religiösen Lebens, zerknickt haben! Davon ist dann die unausbleibliche Folge eine immer weiter überhandnehmende Unlauterkeit unseres Christenthums, und insbesondere führt es ganz naturgemäß auch dazu, daß man, wie wir es in unsern Tagen so oft mit tiefem Schmerz sehen müssen, einer wahrhaft heidnischen Klugheit gemäß den Glauben an Christum als bloßes Mittel für Zwecke benutzt, die ihm völlig fremd sind, und zu diesem Ende die Massen unserer Bevölkerungen künstlich und polizeilich zu ihm zurückzuführen sucht, zur äußeren Schmach für Christum.

Wenn nun aber, meine Brüder, alle diese Wege nicht zum Ziele führen, welcher andere bleibt denn noch übrig? Darauf wollen wir uns freilich vor allem antworten, daß den Glauben an Christus Niemand sich selbst nehmen und erzwingen kann; diese beste aller guten Gaben muß uns von oben her gegeben werden, vom Vater des Lichts, und der Sieg des Glaubens an Jesum in uns in seinem Kampfe mit dem Unglauben kann also letztlich nur von Gott kommen. Allein nichtsdestoweniger können und sollen wir doch unsrerseits diesem Siege Gottes in uns die Bahn bereiten und so den Kampf selbst uns erleichtern. Dabei wird aber die Hauptsache die sein, daß wir uns von den immer noch so häufigen Mißverständnissen über das Wesen des Glaubens an Christum losmachen und uns von ihm den richtigen Begriff bilden. Hierdurch allein können wir über den wirklichen Stand unseres Verhältnisses zu Christus Klarheit gewinnen und uns gegen die Gefahr sichern, daß wir nicht in bester Meinung und ohne es zu ahnen selbst unsrem Zweck entgegenarbeiten. Denn es kann uns gar leicht begegnen, daß wir, während wir in der That schon glauben an Christum, diesem Glauben noch fremd zu sein wähnen, und nun einen eingebildeten Kampf für denselben kämpfen,

der deßhalb höchst gefährlich ist, weil unser Ringen nach einem falsch vorgestellten Glauben an Christum uns leicht von dem wirklichen Glauben an ihn wieder abführen kann.

Worin besteht also das wahre Wesen des Glaubens an Jesum? Was heißt es: an Jesum glauben? und was: an Jesum glauben? Die Antwort ist kinderleicht, sobald man nur dabei nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, und sich vor allem in die Lage der ersten an Jesum Gläubigen zurückversetzt.

Zuerst: was heißt es: an Jesum glauben? Das kann doch nicht wohl im Ernst zweifelhaft sein. Es heißt eben an ihn selbst glauben, an seine Person, — nicht etwa an irgend eine bestimmte Vorstellung von ihm, an irgend einen Begriff, durch den auf verstandesmäßige Weise beschrieben werden will, was er ist, und an eine bestimmte Formel, die diesen Begriff herkömmlicherweise ausdrückt. Wir wollen dem Werth solcher Begriffe und Formeln gar nicht zu nahe treten, aber das leuchtet doch ein: sie sind eben nicht Jesus selbst, sondern nur ein ihn betreffendes Erzeugniß menschlicher Wissenschaft, Menschenwerk, Theologenwerk. An Jesum glauben heißt an ihn selbst glauben, an diese bestimmte, uns in den Evangelien in einem ganz bestimmten, genau ausgezeichneten Geschichtsbilde vor Augen gemalte Person. An Jesum glauben heißt nicht: an seine Titulatur glauben, sondern: an seine Person. Und was will das bedeuten: an seine Person? Es will bedeuten: an den bestimmten sittlichen Charakter, der uns aus jenem Geschichtsbilde anleuchtet, — an diese bestimmte Gesinnung, wie wir sie in jenem Bilde lesen, an dies so und so beschaffene Herz, wie es sich in demselben abspiegelt. An die Lehre von Jesu, an die Lehrbestimmungen der Kirche über ihn glauben heißt nicht: an ihn glauben, sondern vielmehr an die Menschen, die Theologen, die Kirche glauben, die diese Lehrbestimmungen aufgestellt haben. Ist der Gegenstand unseres Glaubens nichts als ein blasses, schattenhaftes Gedankenbild in unserm Verstande, ist er eine bloße Formel, als da sind: Gottmensch, Gottes- und Menschensohn, Heiland, Versöhner u. s. w., nicht aber der lebendig angeschaute bestimmte gottmenschliche heilige Charakter, vermöge dessen Jesus eben dies alles ist, und für dessen Anschauung jene Formel nur der zusammenhaltende Rahmen sein will: so ist er, das kann jedes Kind begreifen, nicht Glaube an ihn. So gewiß nicht als der wirkliche Jesus nicht sein Begriff, sein Titel, seine Würde ist, sondern das, was die Person

zu dieser bestimmten Person macht, d. i. sein eigenthümlicher Charakter, die heilige Gesinnung, aus der sein heiliges Erlöserleben floß, und dieses sein dem Dienste seines himmlischen Vaters und seiner Brüder auf Erden unbedingt geweihtes Leben selbst. Wer daran glaubt, der glaubt an Jesum, wie auch seine Theorie von Jesu Person und Werk lauten möge.

Und für's andre: was heißt es: an diesen Jesus glauben? Gewiß nicht: eine bestimmte Vorstellung von ihm für wahr annehmen und gelten lassen. So glaubt man wohl an eine Sache oder an eine Formel, nimmermehr aber an eine Person; hier handelt es sich aber eben um den Glauben an diese. Und was es heißt: an eine Person glauben, das weiß ja jeder von uns aus täglicher Erfahrung. Es heißt zu ihr sich ein Herz fassen, ihr vertrauen und sich vertrauensvoll ihr hingeben in Liebe und Folgsamkeit. Gerade so ist's nun auch mit dem Glauben an Jesum. Sich zu ihm ein Herz fassen, in unbedingtem Vertrauen und unbedingter liebender Hingebung, das heißt an ihn glauben. Anders ist es ja auch während der Tage seines Fleisches mit dem Glauben an ihn nicht gehalten worden. Hatten etwa Diejenigen, welche damals an ihn glaubten und sich im Glauben zu ihm hielten, schon eine irgendwie deutliche und sichere, geschweige denn die genau zutreffende Vorstellung von ihm, von seiner Person und seinem Beruf? Nein, aber sie fühlten sich in ihrem Herzen mächtig zu ihm hingezogen, es sprach eine Stimme in ihnen: Ja, bei diesem Jesus ist mir wohl zu Muthe in innerster Seele, das ist ein Herz, dem ich ganz vertrauen, dem ich meine verborgensten Geheimnisse entdecken darf, — auf sein Wort darf ich in allen Stücken unbedingt bauen, — auf ihn darf ich in allen Lagen mich verlassen, ihm alle meine Kümmernisse auf's Herz und auf die Schultern legen, ihm unbedingt folgen auf allen Wegen, die er mir weist und mich führt, — wohin sonst sollte ich doch gehen? Er, und er allein, hat Worte des ewigen Leben! Gehöre ich ihm an, darf ich mich sein und ihn mein, meinen Herrn und Freund nennen, so fühle ich mich geborgen für Zeit und Ewigkeit. Und auf diese Stimme hin vertrauten sie sich ihm rückhaltlos an und überließen sich gänzlich seiner Verfügung. Und das nannte er dann selbst an ihn glauben; deßhalb bleibt es aber auch für alle Zeiten der einzig wahre Sinn dieses Wortes.

Steht es aber so mit dem Glauben an Jesum, wie leicht, meine Brüder, kann dann dies, was Jesus an ihn glauben nennt, bei der

rechtgläubigsten Vorstellung von ihm fehlen, und wie leicht hinwiederum bei dem Mangel jeder solchen gleichwohl vorhanden sein! Ihr könnt euch das recht anschaulich machen. Denken wir uns nur einmal, der Herr Jesus erschiene jetzt wieder uns, inmitten seiner Christenheit; aber ganz so wie damals, in Knechtsgestalt, in völligem Incognito, ohne Titel und Würden, ohne Amtskleid und ohne die Ordenssterne seines himmlischen Vaters, so daß er uns von sich nichts weiter sehen ließe, in Wort und That, als sein heiliges, ganz von seinem himmlischen Vater erfülltes Herz voll erbarmender Liebe und leuchtender Wahrheit. Was meint ihr wohl, wer von unsern Christen würde ihn erkennen und sich zu ihm halten und wer nicht? Ich will Niemandes Urtheil vorgreifen, aber meinestheils halte ich fest dafür, gar manche von Denen, die mit der größten Geläufigkeit ein rechtgläubiges Bekenntniß von Christo ablegen, würden an ihm vorübergehen ohne ihn zu erkennen und seine göttliche Anziehungskraft zu spüren, gerade auch mit deßhalb, weil sie an ihm die für sie entscheidenden Merkmale nicht wahrnähmen, die in ihrer Dogmatik stehen, wie er ihnen denn auch viel zu weltförmig aussehen würde. Und dagegen wie viele von Denen welche das kirchliche Bekenntniß von Christo nicht zu dem ihrigen zu machen vermögen, würden sich im tiefsten Herzensgrunde zu ihm hingezogen fühlen, würden ihm auf allen Schritten folgen, ihm huldigend zu Füßen fallen und nicht von ihm lassen wollen, und würden auch ihm den entsprechenden Zug zu ihnen hin einflößen! Ja, ja, wie so ganz anders würden sich da die menschlichen Herzen in ihrem Verhältniß zu Jesu gruppiren, als man nach der Art erwarten sollte, wie sie sich selbst und einander die Namen „Gläubige" und „Ungläubige" beilegen! Das aber wäre doch wohl die allersicherste Probe des Glaubens an Jesum. Denn wen es zu dem wirklichen Jesus hinzieht, nicht zu dem gemalten der theologischen Wissenschaft: der ist ein Gläubiger Jesu, und nur er. Er, der Herr Jesus selbst würde sicher nur diese seine Gläubigen nennen; denn sie allein glauben wirklich an ihn selbst, die Andern glauben eben bloß an seine Titel und Würden, an seine hohe Protection im Himmel und an die schönen Geschenke, die er bei sich führt.

Behalten wir also nur, andächtige Freunde, das wahre Wesen des Glaubens an Christum klar im Auge, was ja ohnehin für Jeden, der sich vor Täuschungen über seinen eignen Glauben hüten will, unerläßlich ist, — so werden wir uns leicht zurechtfinden unter dem Kampfe in uns, von dem wir heute reden. Wir werden uns zu unsrer eignen Ueberraschung sagen,

der Glaube an Jesum sei doch eine viel einfachere Sache als wir uns vorgestellt. Wir meinen immer, es seien zu ihm wer weiß wie viele Verstandesoperationen erforderlich und hunderterlei Untersuchungen wissenschaftlicher Art; nun sehen wir, nichts von dem allen macht das Wesen der Sache aus. Sich ein Herz fassen, aber ein ganzes Herz, zu dem heiligen im buchstäblichen Sinne des Worts göttlichen Charakter voller Gnade und Wahrheit, der uns aus dem Jesus der Evangelien so freundlich ernst anschaut und aus seinem ganzen weltgeschichtlichen Werke während dieser achtzehn Jahrhunderte mit immer steigender Deutlichkeit hervorleuchtet, — zu diesem Charakter Vertrauen fassen, ihm sich in Liebe hingeben zu treuem Gehorsam: das ist's. Und das ist keine verwickelte und für die aufrichtigen und einfältigen Herzen keine schwere Aufgabe. Erkennt ihr, meine Brüder, in denen der Glaube an Jesum mit dem Unglauben ringt, dies nur einmal klar, so werdet ihr bald Muth fassen; denn ihr werdet nun einsehen, daß das in euch, was ihr Unglauben an Jesum nanntet, zum großen Theil dies gar nicht ist, daß vielmehr der *wirkliche* Unglaube an Jesum bei euch an ganz anderen Orten seinen Sitz hat, als da, wo ihr ihn suchtet. Ihr werdet nun den wirklichen, bereits in euch vorhandenen Glauben an Jesum, den ihr bisher nicht erkanntet, weil eine falsche Vorstellung von ihm euer Auge blendete, inne werden, — es wird euch euer bisher *unbewußtes* Christenthum *bewußt* werden, — ihr werdet jetzt mit dem *rechten* Namen nennen was von wahrer Frömmigkeit in euch lebt, nämlich eben Glauben an Jesum Christum, nicht mehr wie bisher eigne Tugend und dergleichen, — ihr werdet demüthig für *alles* Gute und Edle in euch, *Jesu*, dem sie allein gebührt, die Ehre geben. Jetzt werdet ihr nicht länger Gefahr laufen, das, was euch in der That das Heiligste und Höchste ist, deßhalb zu verläugnen, weil ihr seinen wahren Namen verkennt. Ihr werdet jetzt freudig vor aller Welt *Jesum bekennen*, denn ihr vermögt es nun mit voller innerer Wahrheit, — und Denen, die sich schon längst offen zu ihm bekannten, ohne Scheu die Bruderhand reichen. Vor allem aber werdet ihr, nachdem ihr wisset, was ihr an Jesu besitzet, und daß das wahrhaft Gute, welchen Namen es auch habe, nur durch den engsten persönlichen Anschluß an ihn in euch gedeihen kann, auf's innigste euch an ihn anschmiegen in vertrauensvoller Liebe und Folgsamkeit, und zwar an den lebendigen *wirklichen* Jesus der Geschichte, nicht an den bloßen Schattenriß einer wissenschaftlichen Lehre von ihm. Ihr werdet also sein heiliges Portrait bis in seine einzelnsten Züge hinein

für euch zu immer klarerer Anschauung bringen, bis er vor euerm innern Blicke leibt und lebt, und, Auge und Herz stets darauf geheftet, euch kindlich allen den Einflüssen hingeben, die es auf euch ausüben wird; ihr werdet gehorsam allen den Forderungen nachkommen, die es in eurem Gewissen anregen wird, und so euch selbst und der Welt den Beweis dafür führen, daß ihr wirklich an Jesum glaubt, ungeachtet eure Sprache von ihm anders lautet als es von den Vorvätern uns überliefert worden ist. So wird etwas Ganzes werden aus eurem Glauben, aus eurem Christenthum.

Ja, liebe Freunde, das ist's, was unsrer Zeit Noth thut. Wenn das bei recht Vielen geschähe, wenn alle die Seelen, von denen wir heute geredet haben, ihres ihnen unbewußten Christenthums sich bewußt würden: dann wäre der Christenheit unserer Tage geholfen. Das ist ihr Grundübel, daß sie das Bewußtsein um ihr thatsächliches Christenthum verloren hat. Wir ahnen es nicht, daß alle unsere wahren geistigen Güter, beides, die der Einzelnen und die gemeinsamen, von Christo herkommen und nur von ihm, wir betrachten in blödsichtigem Wahn selbstgefällig als das eigne Werk der Menschheit, was sie nur kraft der Wirkungen jener heiligen Lebenssonne besitzt, die in Christo über ihr aufgegangen ist. O, wenn dieser fast allgemeine Wahn sich zerstreute, wenn unsere Zeitgenossen sich dessen bewußt würden, was sie von Christo haben und wie er in dem, was sie als ihr eigenstes Eigenthum kennen, ihnen so unmittelbar nahe ist: wie so ganz anders und wie so viel schöner würde es da unter uns werden! Dies ist der einzige Weg, auf dem es dazu kommen kann, aber auch dazu kommen muß, daß der Herr Christus in und von seiner Christenheit auch im Großen wieder anerkannt und angebetet werde. Auf diesem Wege, das laßt uns fröhlich hoffen, wird unter uns, wann auch immer, einst wieder ein gemeinsames, vielstimmiges, freudiges und frisches Bekenntniß Christi laut werden, und dann werden wieder Alle sich in unsern Gotteshäusern zusammenschaaren und wie aus einem Munde so auch aus einem Herzen ihm, dessen Namen sie tragen, in dankbarer Huldigung vor ihm ihre Kniee beugend, Lob, Preis und Ehre bringen. Amen.

VI.

Vom österlichen Lebensmuthe des Christen.*)

Der Gott des Friedens, der von den Todten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe durch das Blut des ewigen Testaments, unsern Herrn Jesum, der mache uns fertig, in allem guten Werk zu thun seinen Willen, und schaffe in uns, was vor ihm gefällig ist, durch Jesum Christum, welchem sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen. (Hebr. 13, 20. 21.)

Text: Luk. 24, 1—10.

Aber an der Sabbather einem sehr frühe, kamen sie zum Grabe, und trugen die Specerei, die sie bereitet hatten, und Etliche mit ihnen. Sie fanden aber den Stein abgewälzt von dem Grabe. Und gingen hinein, und fanden den Leib des Herrn Jesu nicht. Und da sie darum bekümmert waren, siehe, da traten bei sie zween Männer mit glänzenden Kleidern. Und sie erschraken, und schlugen ihre Angesichter nieder zu der Erde. Da sprachen sie zu ihnen: Was suchet ihr den Lebendigen bei den Todten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Gedenket daran, wie er euch sagte, da er noch in Galiläa war. Und sprach: Des Menschen Sohn muß überantwortet werden in die Hände der Sünder, und gekreuzigt werden, und am dritten Tage auferstehen. Und sie gedachten an seine Worte. Und sie gingen wieder vom Grabe, und verkündigten das alles den Elfen, und den andern Allen. Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jacobi, und Andere mit ihnen, die solches den Aposteln sagten.

Das Osterfest, andächtige Christen, ist eins der Freudenfeste der Kirche, und zwar dasjenige unter denselben, auf welches alle übrigen als ihre Grundlage zurückgehn. Die Bangigkeit der Leidenswoche und die Trauer des Charfreitags schlagen in ihm in Wonne und Jubel um. Die österliche Festgeschichte, deren Beginn der verlesene Text unserer Erinnerung vorgeführt hat, läßt uns sehen, wie vom Ostermorgen an die Jünger und die Jüngerinnen Jesu aus der tiefsten Niedergeschlagenheit heraus, wenn auch nur sehr allmählich, zum freudigsten Lebensmuthe hindurchdringen. Und diese ihre Osterfreudigkeit ist nicht etwa eine bloß vorübergehende; sondern wie die österliche Feststimmung sich in den Sonntagen stätig fortsetzen will durch das ganze Kirchenjahr, so ist und bleibt jener Lebensmuth bei ihnen fortan die **herrschende** Stimmung mitten unter aller Arbeit und Noth

*) Gehalten am ersten Osterfesttage 1863 in Heidelberg.

des Lebens, durch die sie sich hindurch zu kämpfen haben. Das ist nun aber nicht etwa zufällig geschehen, sondern es findet ein innerer Zusammenhang statt zwischen dem Lebensmuthe des Christen und der Auferstehung des Erlösers, und der christliche Lebensmuth ist so auf eigenthümliche Weise ein österlicher. Lasset uns einen Versuch machen, uns diesen Zusammenhang zu verdeutlichen; es wird dies wohl eine für unsre heutige Festandacht nicht unangemessene Aufgabe sein. Wir wollen vor Gottes Angesicht und unter seinem Beistande reden

Vom österlichen Lebensmuthe des Christen.

Wenn wir

1. das Wesen des wahren Lebensmuths werden kennen gelernt haben, so werden wir
2. leicht verstehen, wie derselbe aus der Auferstehung des Erlösers fließt.

Auferstandener Heiland, gib uns etwas von dem Feuer in die Seele, von welchem die Herzen jener Jünger entbrannten, mit denen du auf dem Wege nach Emmaus redetest!

I.

Es gehört Muth zum menschlichen Leben; das bestätigt Ihr gewiß alle, andächtige Christen. Das menschliche Leben ist nichts Leichtes, für Keinen ohne Ausnahme. Es ist eine Kette von Arbeit, Mühe und Anstrengung, Schmerz und Kampf. Es wird auch nicht etwa leichter in seinem Verlaufe. Das jugendliche Alter träumt wohl, wenn die Zeit des im engeren Sinne so genannten Lernens überstanden sein werde, dann werde es sich müheloser leben lassen; aber das ist eben ein Traum. Ganz im Gegentheil, das Leben wird immer schwerer für uns, je länger wir es leben; denn seine Aufgaben stellen sich uns immer höher und zusammengesetzter, und dabei stumpfen sich unsre Mittel zu ihrer Lösung, soweit sie sinnlich bedingte sind, frühe genug immer mehr ab. Ich rede natürlich von dem wahren, dem menschenwürdigen Menschenleben, wiewohl das Gleiche nicht minder auch von dem gemeinen, dem untermenschlichen gilt, nur aus anderen Gründen. Jenes aber fordert freudigen Muth nicht einmal bloß um der Anstrengungen willen, die von ihm unabtrennlich sind, sondern auch schon deßhalb, weil die Lebensfreudigkeit zu seinen wesentlichen Charakter-

zügen gehört und eine unerläßliche Bedingung seiner Würde ist. Denn Muthlosigkeit, das fühlen alle, ist schon an sich selbst eine Entwürdigung des menschlichen Daseins. Und nun denket vollends dieses wahrhaft menschliche Leben so, wie ihr es in klarer Anschauung als das christliche kennt. Denket an die Lebensaufgabe, wie sie sich dem Christen stellt, nicht etwa dahin, bloß um sein eigenes Seelenheil bemüht (als ob in solchem Falle eine Bemühung hierum möglich wäre!), dem, was wir das irdische oder das weltliche Leben zu nennen pflegen, den Rücken zu kehren, — sondern gerade umgekehrt dahin, dieses s. g. irdische oder weltliche Leben als einen Stoff zu behandeln, aus dem ein ewig unvergängliches, ein himmlisches Reich Christi herausgearbeitet werden soll, ein Reich, das überhaupt einzig und allein auf diesem Wege zu Stande kommen kann! Und denket weiter an den Beruf des Christen, Zeugniß abzulegen für seinen Heiland. Wie sonst sollte er dies denn auf überführende Weise können, als eben durch diesen freudigen Muth zu rüstiger Arbeit an der wahrhaft menschlichen Lebensaufgabe in ihrer ganzen Höhe und nach ihrem ganzen Umfange? Kühnen Sinnes für die höchsten Zwecke leben, die in die Menschenbrust kommen, und für sie mit ungebrochener Zuversicht, mit freudiger Siegesgewißheit leben, mitten im Staube und Schweiße dieses sinnlichen Daseins und unter dem fortwährenden Schein der Erfahrung von ihrer Unerreichbarkeit: das heißt den wirklichen, den unabweisbaren Beweis dafür führen, daß Der, in dessen Kraft man das vermag, und er allein, derjenige ist, der der Menschheit helfen, der sie in den Stand setzen kann, das zu werden, ohne was sie nicht sie selbst ist, und was sie doch aus und durch sich selbst allein nimmermehr werden kann. Und wenn der Erlöser selbst bezeugt, daran werde Jedermann erkennen, daß wir seine Jünger seien, daß wir Liebe unter einander haben (Joh. 13, 35): so ist ja offenbar allein jene rüstige Arbeit an der ganzen menschlichen Lebensaufgabe die volle Uebung der Liebe.

Aber, wissen wir denn nun auch, was der Lebensmuth ist, von dem wir hier immer reden, worin sein eigentliches Wesen besteht, worauf er beruht, was zu ihm gehört?

Im Allgemeinen liegt es nun wohl zu Tage, daß der Besitz von zweierlei zu ihm gehört: man muß den rechten Lebenszweck und die rechte Lebenskraft haben, wenn man lebensmuthig sein will.

Vor allem gibt es natürlich Lebensmuth nur für Den, der einen Zweck hat bei seinem Leben, der also nicht lebt lediglich um zu leben, sondern um

durch sein Leben, als das Mittel dazu, einen über dasselbe hinausliegenden Zweck zu verwirklichen. Wo man keine Zwecke hat, nichts, woran man seine Seele setzt, um es hervorzubringen oder zu erlangen, da kann es freilich auch keinen Muth geben, weil es da überhaupt an jedem Ort für ihn fehlt. Gerade wie ja das Leben auch Bedeutung und Würde erst durch seine Beziehung auf einen Zweck erhält. Sehen wir es doch alle Tage an den Vielen, die blindlings in den Tag hinein leben, wie sich an ihnen, alles ihres leichten Sinnes ungeachtet, von Lebensmuth eben so wenig spüren läßt als von Lebenswürde. Selbstverständlich meinen wir aber mit dem Zweck, den wir hier verlangen, einen bestimmten, einen klar und deutlich gedachten Zweck; denn nur ein solcher ist ja überhaupt ein wirklicher Zweck. Darauf kommt es also zu alleroberst an für den Lebensmuth, daß man einen solchen Lebenszweck habe; allein übersehen wir es nicht, man muß ihn eben wirklich haben, — nicht bloß den Gedanken desselben, sondern diesen Gedanken zugleich als den Gegenstand unsres ganzen und vollen Willens, so mithin, daß unser ganzer Wille unabläßig thatkräftig auf die Ausführung desselben gerichtet ist, und so jener Zweck nicht minder auch uns hat, als wir ihn haben.

Es fragt sich nur, was für ein Zweck das sein soll; denn der erste beste wird es freilich nicht thun. Und da ist nun sofort so viel klar, daß es einer sein muß, nicht eine Vielheit von neben einander hergehenden Zwecken. Der gewöhnliche Weltlauf ist allerdings der, daß die Menschen lauter Einzelzwecke haben, heute diesen, morgen jenen; wie aber diese untereinander zusammenhangen und was sie in ihrem Leben im Ganzen wollen und erstreben, das wissen sie entweder gar nicht oder nur höchst unklar. Wie soll nun bei einer solchen Unsicherheit der Ziele, die sie verfolgen, freudiger Muth ihre Brust erfüllen, der doch vor allem Sicherheit des Weges voraussetzt, auf dem man wandelt? Nein, statt dessen muß es so mit uns bestellt sein, daß ein einziger Zweck uns vor der Seele steht, der bei allem unsern Thun und Lassen unverrückbar derselbe bleibt, — daß wir mit völliger Klarheit uns sagen: Eins ist uns Noth, dem alles Andere sich unterzuordnen hat als Mittel für dieses Eine. Es wird so kein in sich berechtigter Einzelzweck ausgeschlossen; aber alle Einzelzwecke werden selbst wieder auf einen höheren Zweck als Mittel bezogen, der als der Endzweck sie alle umfaßt, eben damit aber zugleich unter sich in Einklang setzt. Ein solcher Zweck muß dann freilich ein gar weitreichender und inhaltsvoller sein. Er muß so weit reichen, wie das menschliche Dasein selbst, also auch

über dieses gegenwärtige Leben hinaus bis in unsre ewige Zukunft hinein; und doch wieder nicht etwa so, daß er von dem gegenwärtigen Leben und seinen Zwecken absieht, sondern beide muß er umfassen und zusammenschließen, beide in einander hineinarbeiten zu gediegener Einheit. Allein wo mag doch ein solcher menschliche Lebenszweck aufzufinden sein? Wo sonst als in dem Gedanken des Schöpfers? So wenig als wir uns, was Jeder sieht, für das menschliche Leben willkürlich einen beliebigen Zweck wählen dürfen, so wenig ließe sich auch für dasselbe ein wirklich einheitlicher Zweck in dem angedeuteten Sinne, entdecken, wofern wir von demjenigen absehen wollten, der ihm von dem Schöpfer selbst gesetzt ist. Nur wenn wir diesen mit Klarheit und Entschiedenheit zu unsrem Lebenszweck machen, nur dann also kann es für uns rechten Lebensmuth geben. Wir müssen davon zuversichtlich gewiß sein, daß wir unserm Leben keinen andern Zweck geben als den, welchen Gott ihm geordnet hat, daß mit seinem Zweck mit uns, mit seinem Willen der Zweck in Uebereinstimmung steht, dem wir unsrerseits leben, — wir müssen so in unserm ganzen Leben Frieden mit unserm Gott haben. Denn wie wollten wir doch im anderen Falle freudigen Muth zum Leben haben, Muth zu einem Leben, von dem wir wüßten, daß es im Widerstreite mit Gottes Zwecke begriffen ist, in einem Widerstreit, der seinem Begriff selbst zufolge ein schlechthin hoffnungsloses Unternehmen ist? Nun nennen wir aber das dem Willen Gottes Entsprechende das Gute: und so können wir denn in der Kürze sagen: nur wofern das Gute unser Lebenszweck ist, können wir Lebensmuth haben. Für dieses allerdings kann man muthvoll leben, dessen gewiß, daß man seinen Willen und seine Kraft an ein Gut setzt, das, wie es des Schweißes werth ist, so auch, ernstlich erstrebt, nicht verfehlt werden kann. Das ist der unser wahrhaft würdige Lebenszweck. Wie bei ihm unser Leben nicht auf das sinnliche Wohlsein gerichtet ist, nach der Art der untermenschlichen Geschöpfe: so geht es auch nicht selbstsüchtig auf einen bloß persönlichen Zweck, sondern mit unserem besonderen Zweck als Einzelne unmittelbar zugleich auf die Zwecke Aller, die menschliches Angesicht tragen, m. a. Fr. es ist ein Leben in der Liebe. Wo aber Liebe ist, da wohnen auch Freudigkeit und Muth; denn in der Liebe ist nicht Furcht, sondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus. (1. Joh. 4, 18.)

Ich darf also wiederholen: ohne den rechten Lebenszweck gibt es keinen Lebensmuth. Für sich allein jedoch begründet jener diesen auch noch nicht, sondern nur im Vereine mit der entsprechenden Lebenskraft. Sollen

wir dem rechten menschlichen Lebenszwecke muthig und freudig ins Auge schauen, so gehört dazu die Gewißheit, daß er ein für uns erreichbarer ist. Sonst würden wir ja ihm gegenüber vielmehr gebrochen und verzweiflungsvoll dastehn. Es muß uns die frohe Hoffnung beseelen, daß es uns mit seiner Verwirklichung wohl gelingen werde; denn ohne Hoffnung gibt es keine Freudigkeit und keinen Muth. Und was liegt alles hierin? Zweierlei. Wir müssen auf der einen Seite in uns selbst die zur Erreichung jenes Zwecks erforderliche Tüchtigkeit finden, und so wahrhaft Achtung vor uns selbst haben können, sowohl vor dem Menschen überhaupt in uns als auch vor unsrer eigenen Person, vor diesem besonderen menschlichen Einzelwesen. Und auf der anderen Seite müssen wir die Gewißheit haben, daß es uns, wenn anders wir redlich das Unsere thun, an den äußeren Bedingungen des Gelingens, die von uns unabhängig sind, nicht fehlen wird. In dieser Beziehung ist aber, wie ihr euch selbst sagt, die Hauptsache, daß wir uns bei unsrer Arbeit für unsern Lebenszweck mit dem heiligen Walten der göttlichen Vorsehung im Einklange wissen, so daß alle Dinge uns zum Guten mitwirken (Röm. 8, 28), — daß wir uns dabei Eins wissen mit Gottes heiligem Thun und Lassen, uns von ihm allezeit getragen, gestützt und geleitet wissen. Und nur sofern wir uns in einem solchen Verhältniß zu unserm Gott wissen, können wir denn auch uns selbst für tüchtig halten zur Verwirklichung unsers Lebenszwecks. Ja, meine Brüder, wer sich mit allem seinem Wollen und Thun, mit allem seinem Suchen und Trachten, mit seinem ganzen Dasein so recht innig an seinen Gott anschmiegen, sich so recht kindlich vertrauensvoll in seine Vaterarme legen kann, dem schlägt das Herz hoch von freudigem Lebensmuth; aber auch nur ihm.

So wissen wir denn, wie es mit dem rechten Lebensmuth bewandt ist, und so können wir uns nun eine sichere Antwort geben auf die Frage, wie es in Ansehung desselben bei uns steht. Und was wollen wir da sagen, meine Freunde? Ach, so genannter Lebensmuth, der findet sich allerdings genugsam in der Welt. Es fehlt ja wahrlich nicht an Solchen, die fröhlich und lustig dahinleben, ohne sich viel zu grämen und durch Sorgen beunruhigen zu lassen. Wenn Leichtsinn Lebensmuth wäre, so wäre dieser reichlich vorhanden in der Welt. Aber Leichtsinn ist eben nicht der Lebensmuth, den wir vorhin kennen gelernt haben. Es wird auch gar bald offenbar, wie wenig er wirklicher Lebensmuth ist. Er hält nicht lange vor. Wenn sich Leiden und Trübsale einstellen, wenn die sinnliche Lebenskraft erlischt, dann verfliegt er schnell, und vollends im Angesichte des Todes

hält er nicht Stand. Und doch kann, so gewiß das menschliche Leben Tag für Tag dem Tode entgegeneilt, nur der Lebensmuth der wahre sein, mit dem die Todesfreudigkeit Hand in Hand geht. Dieser ächte und edle Lebensmuth dagegen, wie wir ihn meinen, er gedeiht gar spärlich und kümmerlich in der Welt, auch in unsrer christlichen Welt. Ja, im Anfange der Lebensbahn, da regt sich wohl in mancher Brust etwas von seinem Feuer, aber in den Meisten wird seine Flamme rasch erstickt durch die lange Reihe von Enttäuschungen über die Welt und über sich selbst, welche der Fortgang ihres Weges ihnen bringt. Die traurige Regel ist die, daß es bei uns zu keinem von beiden kommt, weder zum rechten Lebenszweck noch zur rechten Lebenskraft. Bringen die Meisten es denn auch nur zu einem irgend klaren Gedanken ihres Lebenszwecks? Wo sind denn die, welche ihre vielen einzelnen Lebenszwecke wirklich in eine harmonische und volle Einheit zusammenzufassen vermögen, in der Zeit und Ewigkeit, Sinnliches und Uebersinnliches sich friedlich in einander verschlingen? Ist es nicht vielmehr die gemeine Klage, daß wir uns, je länger wir unser menschliches Dasein führen, desto tiefer in Widersprüche verwickeln mit uns selbst und dem Leben? Und wo sind denn Die, welche ihren Lebenszweck wirklich in Einklang zu bringen wissen mit dem Zwecke Gottes mit ihnen, die den Muth haben, wirklich das Gute und mit ihm die Liebe sich als ihren Lebenszweck zu setzen? Viele versuchen es wohl für eine Weile, aber sie geben es bald wieder auf. Sie sagen uns, die Erfahrung habe sie von ihrer Schwärmerei ernüchtert: ein solcher Zweck stecke ihnen das Ziel in einer Höhe, die der schwache Erdensohn zu erklimmen nicht im Stande sei. In der That, im Durchschnitt bringen wir überhaupt gar keinen deutlichen Zweckgedanken für unser Leben als Ganzes heraus, sondern setzen uns mit eigentlicher Klarheit nur die Einzelzwecke; was dagegen die allgemeine Richtung unsres Lebens, die Richtung desselben als eines Ganzen angeht, leben wir in dunklem Träumen dahin, von den äußeren Verhältnissen unstät hin und her getrieben. Fragen wir dann aber weiter, wie es mit unsrer Lebenskraft in der Regel bestellt sei, so müssen wir antworten: leider, wo möglich, noch betrübter. Die innere Lebenstüchtigkeit wird je länger, desto vollständiger geknickt in uns und unser Vertrauen zu ihr, mit den äußeren Lebensverhältnissen aber stoßen wir bei der Verfolgung unseres Weges immer härter zusammen, mit beiden, mit den Menschen um uns her und mit der unsern Gang leitenden göttlichen Vorsehung. Wie unermeßlich ist doch die Zahl Derer, die es bedünkt, alle ihre Verhältnisse seien ihnen

widerwärtig und wider sie verschworen, und die täglich lauter oder stiller, Gott und die Welt anklagen!

Wir haben die Erfahrung reden lassen, aber wir fragen nun auch nach der Ursache dieser Thatsache. Woran fehlt es denn dabei? Offenbar auf zwei Seiten, die aber unter sich in unauflöslichem Zusammenhang stehen. Auf der einen Seite liegt die Schuld daran, daß es uns nicht gelingt von uns selbst, überhaupt von dem Menschen etwas zu halten. Wir, glauben nicht im Ernst — so schön wir auch davon zu reden wissen, — an unser unvergängliches, ewiges Wesen, an die wirkliche Einheit in diesem unseren Wesen, das so scharfe Gegensätze in sich schließt, — an unsere Fähigkeit, uns Zwecke zu setzen, die über das Sinnliche und das Selbstsüchtige hinausliegen, an unsere Fähigkeit zu lieben. Auf der anderen Seite aber fehlt es uns an der Freudigkeit zu Gott, an der Gewißheit, daß er ist und wer er ist, und vor allem, daß er uns freundlich gesinnt ist. Im Gegentheil, wir empfinden nur zu unzweideutig, daß wir mit ihm auf gespanntem Fuße leben und daß nicht sein Wohlgefallen auf uns ruht, sondern sein heiliger Zorn. Bei diesem doppelten Mangel ist's eine offenkundige Unmöglichkeit, daß wir es zum wahren Lebenszweck und zur wahren Lebenskraft bringen, und die Möglichkeit wahren Lebensmuths ist folglich bei ihm für uns ausgeschlossen. Aber der Mangel selbst, woher rührt er doch? Wir sind sehr geneigt, ihn als ein schweres Geschick zu betrachten, dem wir wider Willen unterliegen, und um so hoffnungsloser lassen wir dann vollends den Muth sinken. Allein es ist nicht so. O nein, nicht unser Geschick ist es, daß es mit uns so traurig bewandt ist, sondern unsre Schuld. Wir haben es uns selbst zuzuschreiben und folglich auch selbst zu verantworten, meine andächtigen Freunde, es hat seinen Grund in unsrer Sünde. Das schneidet uns dann freilich noch viel tiefer ein in die Seele, aber es reißt uns doch zugleich aus dem dumpfen Hinbrüten über unsern Zustand heraus, aus der feigen verzweiflungsvollen vermeintlichen Ergebung in ihn als in eine unabwendliche Nothwendigkeit. Es gibt uns den Schlüssel in die Hand zum Verständniß der Last, unter der unsre Seele seufzt, des schweren Drucks, der auf dem menschlichen Dasein liegt, und läßt uns sehnsüchtig ausschauen nach einer Erlösung, läßt uns demüthig flehend hinaufblicken zu dem Gott aller Gnade, von dem wir wissen, daß er in seiner Heiligkeit eben diese Sünde unbedingt haßt, die uns die Brust zusammenschnürt und unser Dasein mit Todesschatten umnachtet. Unsre alte Wunde fängt an zu bluten, aber das ist Anzeichen des Lebens und des Heils. So

ziehen wir denn also den Schluß aus dem Bisherigen zusammen, und sagen wir: Was uns eigentlich den Lebensmuth bricht, das ist die Sünde, die menschliche Sünde, und sonst nichts — unsere eigene Sünde und die fremde um uns her, — und ohne eine Hülfe, eine gründliche Hülfe von ihr gibt es für uns, wie reich und anmuthig unser Dasein sich auch immer schmücke, ein für allemal keinen Lebensmuth.

2.

Aber es wird Zeit, daß wir aus dem düstern Dunkel heraus, das uns umhüllt, einen Blick hinüberwerfen auf die lichte österliche Festgeschichte. Da sehet Ihr freudiges Leben sich rühren. Ihr sehet die Jünger Jesu, wie sie zu seinen Aposteln werden, wie sie, von hohem Muth erfüllt, sich rüsten, ihrem Meister die Welt zu erobern. Stehen sie nicht vor Euren Augen als ein Bild des vollen Lebensmuthes da, wie es sich nie mehr wiederholt hat in der Geschichte? Jetzt wissen diese einfachen Leute mit Einem Male zweifellos wozu sie leben, an welchen Zweck sie sich hinzugeben haben mit allem, was sie sind. Nämlich dazu haben sie zu leben, um von diesem auferstandenen Christus in aller Welt zu zeugen, um die Kunde und die Anschauung von ihm unter alle Völker zu tragen und sie zum Gemeingut der ganzen Menschheit zu machen. Welches die Wirkungen davon in dieser sein sollen, davon haben sie zwar erst eine ganz undeutliche Vorstellung: aber sie sind nichts desto weniger unbedingt gewiß, daß dieselben den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Natur entsprechen werden, daß gerade auf diesem Wege, und allein auf ihm die Bestimmung des menschlichen Geschlechts, und damit zugleich seine Beseeligung, sich vollständig erfüllen wird. Nunmehr wissen sie, welches das Gute ist, das wahre und reine Gute, dessen Verwirklichung der menschliche Lebenszweck sein soll. Sie haben es in ihrem Jesu thatsächlich angeschaut, und haben erfahren, daß es, wie es für alle Versuchungen zur Sünde unantastbar blieb, so auch vom Tode nicht hat überwunden werden können, sondern als in sich selbst unzerstörbar das Grab siegreich durchbrochen hat. Jesu Sinn, was er gewollt, was er gethan, das ist ihnen unzweifelhaft das Gute, und wenn sie sich gleich noch nicht mit irgend einiger Deutlichkeit zu sagen vermögen, was im Einzelnen alles eingeschlossen ist in dem Gedanken dieses Guten, und in welche Vielheit von Einzelaufgaben diese allgemeine Aufgabe, das zu verwirklichen, was dem Sinne Jesu entspricht, sich zerlegt: so sind sie doch davon unbedingt versichert, daß, wenn der Sinn ihres Herrn wirklich in

Allen lebt, dann unfehlbar das reine und das volle Gute durch unser Geschlecht zur Verwirklichung gelangen werde und in ihm, und daß es mithin für sie auf nichts sonst ankomme und ihnen sonst nichts aufgegeben sei, als diesen Sinn Jesu in sich selbst und in allen Anderen immer vollständiger nachzubilden. Ob es ihnen nun aber auch nicht an Kraft gebrechen werde zur Vollführung ihres Lebenszwecks, wie er sich ihnen solchergestalt stellte: diese Frage entsteht ihnen gar nicht erst. Sie empfinden ja unmittelbar, daß sie nicht auf ihre eigene Kraft für sich allein gestellt sind, sondern auch Kraft von einem Andern ihnen zuströmt, der ihres Herzens Liebe ist und in dem sie durch diese Liebe leben und er in ihnen. Diesen ihren Freund und Herrn aber sehen sie ja als den, der in seiner Liebe stärker ist als der Tod. Ihm, der Sünde und Tod überwunden hat, der zu himmlischem Dasein hindurchgedrungen ist, und sitzet und regieret zur Rechten des Vaters, — ihm, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, der sie mit seinem heiligen Geist angehaucht hat und bei ihnen sein will alle Tage bis an der Welt Ende: ihm sollte es an dem Vermögen dazu fehlen, ihnen zu jeder Stunde die Kraft darzureichen, der sie bedürfen werden, um auszurichten, was er ihnen aufgegeben hat? Was sollte jetzt ihren Lebensmuth noch dämpfen? Was ihn brach, war ja die Sünde; sie aber sehen sie nunmehr überwunden durch den Heiligen Gottes, der den Kampf mit dem Fürsten dieser Welt, dem er für einen Augenblick erlegen schien, glorreich zum Siege hinausgeführt hat. Wie? Er sollte nicht auch in ihnen und in der Welt der Sünde Meister werden können? Hat er ihnen doch seinen Frieden gegeben, der mit der Sünde nicht zusammen besteht, ihn nicht nur in ihr Ohr hinein gesprochen, sondern auch in ihr Herz, — hat er sie doch seine Brüder genannt und ihnen bezeugt, daß sein Vater nun auch ihr Vater, sein Gott nun auch ihr Gott ist. (Joh. 20, 17.) Darum ist jetzt der Stein von ihrem Herzen genommen, und sie treten mit klarem Sinn und durch nichts zu brechender Thatkraft zuversichtlich aus ihrer Verborgenheit hervor ins öffentliche Leben, und treiben stark in dem, in welchem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, ihr Werk ohne Ruhe und Rast, durch kein Leiden gebeugt, vor keinem Kampfe zagend, unter aller Angst, die sie in der Welt haben, getrost und siegesgewiß durch Den, der die Welt überwunden hat. Und das Alles ist die Wirkung der Auferstehung ihres Herrn. Vor ihr waren sie gar viel Andere, und sie selbst leiten ihren jetzigen Lebensmuth ausdrücklich aus dieser Quelle her.

Und sollte diese Auferstehung Jesu denn etwa auf uns, sollte sie denn etwa jetzt, nach so vielen Jahrhunderten, die dazwischen liegen, die gleiche Wirkung nicht mehr hervorbringen können? Warum denn nicht? Etwa weil die Thatsache der Auferstehung Jesu für uns nicht mehr dieselbe zweifellose Gewißheit hätte wie für die Apostel? Sonderbar! Also durch die unabsehbare Kette von geschichtlichen Machtwirkungen, durch welche seit 1800 Jahren Jesus sich als den Auferstandenen und zur Rechten des Vaters Erhöhten ausgewiesen, durch welche er die alte Weltgeschichte aus den Angeln gehoben und eine neue Gestalt der Welt, die sich nicht zufällig nach seinem Namen nennt, hervorgerufen hat, — sollte seine Auferstehung zweifelhaft geworden sein? Nein, nein, m. Fr., diese Auferstehung ist und bleibt unverrückbar für alle Zeiten eine unerschütterliche, eine felsenfeste Thatsache, auf die Ihr zuversichtlich Euren Fuß setzen dürft. Gerade sie ist von allen wunderbaren Thatsachen der göttlichen Offenbarung diejenige, bei welcher die Versuche, sie zu beseitigen, am alleraugenfälligsten scheitern, und ein Ereigniß, daß man nicht aus der Weltgeschichte herausdenken kann ohne dieselbe, ja schon das bloße Dasein einer Christenheit in der Welt, zu einem unentwirrbaren Räthsel zu machen. Oder hätte unser Ereigniß auf uns seine Wirkungskraft etwa deßhalb eingebüßt, weil wir jetzt die unermeßliche Tragweite desselben mit einer Deutlichkeit und auf eine weite Entfernung hin überblicken können, von der den ersten Jüngern Jesu noch jede Ahnung fehlte? O nein, wir sind vielmehr ihr gegenüber ganz unzweideutig im Vortheil vor ihnen; es kommt nur darauf an, daß wir Sinnen und Herzen aufthun .Die Auferstehung des Herrn ist eine Begebenheit, die ihrer eigensten Natur nach aller Lebensverzagtheit schnurstracks entgegentritt, und wo sie als Thatsache fest eingezeichnet steht im Gesichtskreise der Menschheit, da ist es geradezu unmöglich, daß es dieser an wahrem Lebensmuthe gebreche. Denn sie bietet ja alle Bedingungen desselben in Fülle dar. In dem auferstandenen Christus besitzen wir sie alle. In ihm schauen wir an, was das menschliche Leben in Wahrheit ist, und in ihm muß uns doch wohl der Gedanke des menschlichen Lebenszwecks aufgehn, in seiner ganzen Hoheit und gleichwohl doch vollen Klarheit. Sehet nur zu, wie dieser Christus den Zweck seines Lebens gefaßt hat. Ich meine doch, bestimmt genug und mit aller nur zu wünschenden Deutlichkeit. Denn hier sehen wir ein Leben von einer Folgerichtigkeit, wie sie uns sonst nirgends in unserer Erfahrung wieder vorkommt; ein Menschenleben, in welchem es keine Schwankungen gibt, sondern nur den geraden, stätigen

Fortschritt stracks auf ein unbewegliches und unverrückbares Ziel zu, das keinen Augenblick aus dem Auge gelassen wird, unter den wechselvollen äußeren Verhältnissen mit schwankungsloser innerer Sicherheit. Und deßhalb auch ein Menschenleben von einer nicht weniger beispiellosen Einheit und Ganzheit in sich selbst. Und der Zweck, der dieses Menschenleben so vollständig beherrschte, umspannte er etwa nicht Zeit und Ewigkeit, — schloß er etwa nicht die Erde und den Himmel zu friedlichem Bunde zusammen, indem er dies arme Dasein in der Sinnenwelt als den Stoff erfaßte, aus dem ein ewiges himmlisches heraus erzeugt werden soll? Oder ging er etwa nicht auf in dem Zwecke G o t t e s? Wollte denn er, der dieses Leben lebte, etwas anderes, als den Willen seines himmlischen Vaters, der dem Sohne Alles zeigte, was er that, damit dieser es gleicherweise auch thue? Kannte er denn etwa eine andere Speise als die, daß er thue den Willen Dessen, der ihn gesandt, und vollende sein Werk? Und weiter: ging dieses Leben vielleicht auf etwas Anderes als auf das Gute? Ich meine, auf das Gute in seiner ganzen, ungetrübten Reinheit, auf dieses, wie die Leute sagen, schwärmerisch vorgestellte Gute? Und kannte dieses Leben dieses Gute etwa unter einer anderen Gestalt als unter der der Liebe? Dachte es dasselbe etwa nicht ausdrücklich als das Heil der Welt? Die K r a f t dieses Menschenlebens aber, ist sie jemals versiegt? Hat dieser Jesus auch nur einmal zweifelnd der ungeheuren Lebensaufgabe gegenüber gestanden die er sich gesetzt, — zweifelnd, ob sein Vermögen ihr auch gewachsen sein werde? Und dies bei der deutlichsten Anschauung von dieser Aufgabe und dem klarsten und lebendigsten Bewußtsein von den scheinbar unübersteiglichen Schwierigkeiten, durch deren Ueberwindung ihre Vollführung bedingt war! Und w o r a u f hat er denn dieses kühne Selbstvertrauen gegründet? Etwa nicht eben darauf, daß er sich auf jedem Schritte an der Hand und unter der Hut seines himmlischen Vaters wußte, — daß er unbedingt gewiß war, sein Vater lasse ihn nie allein, weil er allezeit thue, was ihm wohlgefällig? Und nach der andern Seite hin, hat er denn nicht jederzeit, so sehr auch seine Arbeit fehlzuschlagen und vereitelt zu werden schien, in allem, was ihm widerfuhr, mit freudiger Zuversicht die heilige Hand der göttlichen Vorsehung erkannt, den ewigen Rathschluß seines Vaters im Himmel, — hat er nicht in jedem Augenblick der festen Ueberzeugung gelebt, daß ihm nichts begegne als was von des Menschen Sohn geschrieben stehe, von diesem aber auch nichts an ihm unerfüllt bleiben werde? S o hat der Heiland sein Leben gelebt: und was war nun der Erfolg? Ist er etwa,

wie unsre Feigheit vorausgesetzt haben würde, als ein Schwärmer zu Schanden geworden? Mit nichten! Zwar triumphirte der Unglaube schon; aber es geschah zu frühe, ungeachtet Christus am Kreuze verschieden und im Grabe zur Ruhe gelegt worden war. Heute steht er nichts desto weniger von neuem siegreich auf dem Plan, durch die Macht seines Vaters zu himmlischer Herrlichkeit auferweckt von den Todten. Heute läßt es sich mit Händen greifen, daß das menschliche Leben, wie er es gelebt hat, ein in sich selbst unvergängliches ist, — daß ein solches Leben kein Traumbild der dichtenden Phantasie ist, sondern Wahrheit, gediegene Wahrheit, Jedem, der sein sinnliches Leben nicht lieb hat, sondern es für das ewige daran gibt. O, darum, theure Christen, laßt uns aufjauchzen an dem leeren Grabe unsers Erlösers! Wir wissen es jetzt, wir wissen es mit der Gewißheit des Augenscheins: es gibt ein menschliches Leben, das werth ist, gelebt zu werden, — wir können menschenwürdig leben! Nun dann, was stehen wir noch an? Muth gefaßt zum Leben, aufgestanden aus dem Staube und dem Schatten des Todes!

Aber vielleicht nehmen wir dennoch einen zu kühnen Aufflug. Ich höre eine Einsprache, die sehr ernst lautet. Man sagt uns: Ja, Er freilich konnte also leben, Er sich einen solchen Lebenszweck setzen und in solchem Gefühle unversieglicher Lebenskraft lebensmuthig seinen Weg wandeln, gewiß sein Ziel zu erreichen; bei uns aber wäre das Gleiche Tollkühnheit. Er konnte es, der Sündlose; aber bei uns, den Sündern, wäre der gleiche Versuch Vermessenheit. Und in der That, wir haben's uns ja selbst eingestanden, daß es eben die Sünde ist, was den menschlichen Lebensmuth gebrochen hat. Aber dennoch rufen wir Nein, nein! Dennoch lassen wir uns nicht zurückschrecken! Die Stimme, die wir vernehmen, so edel sie auch klingt, ist gleichwohl die Stimme des Unglaubens. Nicht daß wir uns unsre Sünde verhehlen oder ihre Größe uns verkleinern wollten; aber auch mit unserer Sünde, mit unserer großen und schweren Sünde, dürfen wir, können wir dennoch Muth zum Leben fassen. Wir dürfen es und können es — durch ihn. Seitdem der auferstandene Christus in der Welt ist, kann auch die Sünde uns das wahre Leben nicht mehr vereiteln, wenn anders wir nicht etwa selbst Knechte der Eitelkeit bleiben wollen. Die Sünde, jetzt ist sie überwunden, sie kann jetzt Keinen mehr wider seinen Willen an den Staub und Schmutz fesseln. Was sonst war denn sein Lebenswerk als die Erweckung des reinen Guten in der Welt, also als die Ueberwindung der Sünde? Daß es ihm damit

gelungen ist, dafür zu allererst ist seine Auferweckung von den Todten das eigene Zeugniß Gottes selbst. Ueberwunden hat er aber die Sünde für uns. Unsere Erlösung von der Sünde, das ist sein Lebenswerk, — die Versöhnnng der Sünde der Welt, die Ermöglichung der Sündenvergebung und der Gotteskindschaft für uns, die Erwerbung des heiligen Geistes, in dessen Kraft auch wir die Sünde zu überwinden vermögen, in uns selbst und in der Welt.

Wohlan denn, liebe Christen, so laßt uns freien Herzens zu dieser Quelle hinzutreten, und aus ihr (bei der er allein zu finden ist) frohen Lebensmuth schöpfen! Hier dürft ihr ihn zuversichtlich schöpfen, ohne die Sorge, euch zu berauschen und zu bethören. Kommt nur alle heran, jung und alt; wir brauchen ja alle Lebensmuth, und wäre es auch nur zum Sterben, und es ist für Keinen schon zu pät damit. Aber allerdings müssen wir wirklich schöpfen aus der Quelle, und ihr kennt ja auch das Gefäß, womit man schöpft, — mit dem Glauben. Nur dem fließt Lebensmuth aus der Auferstehung des Heilands, der sie wirklich hat, und man hat sie nur durch den Glauben. Der Glaube schöpft aber aus ihr nur in dem Maße, in welchem wir uns dem auferstandenen Christus wirklich hingeben in unbedingtem Gehorsam. Denn nur hierdurch können wir ihn in uns selbst als den Auferstandenen erfahren. Nur das lautere Herz kennt den österlichen Lebensmuth. Darum geht es bei uns zum Auferstehungsfeste allezeit durch die Leidenswoche hindurch. Denn die Lauterkeit wird nun einmal nicht ohne die Schule der Leiden gewonnen, und diese sollten deßhalb unsern Lebensmuth gerade am wenigsten dämpfen. Auch wir, m. Th., wollen uns durch sie nicht entmuthigen lassen. Eine leichte Sache ist es so freilich nicht, den österlichen Lebensmuth zu finden; aber es ist eine köstliche Sache, und das sei uns genug. Mag sie auch schwer sein, sie darf uns doch nicht entgehen. Nur Muth gefaßt zu dem Schweren, Muth in Dem, der ja gerade in den Schwachen mächtig ist! Nur wacker zu ihm, dem Fürsten des Lebens, aufgesehen! Nur seine Hand ergriffen, die uns nicht wieder läßt, und an ihr kühn hindurchgedrungen durch Staub und Kampf, durch Tod und Grab zu unvergänglichem Wesen und Leben! Amen.

VII.

Die Botschaft des Auferstandenen an seine Jünger.*)

Gelobet sei Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung, durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel. 1. Petr. 1, 3. 4.

Text: Joh. 20, 1—18.

An der Sabbather einem kommt Maria Magdalena früh, da es noch finster war, zum Grabe, und siehet, daß der Stein vom Grabe hinweg war. Da läuft sie, und kommt zu Simon Petro, und zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe; und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Da ging Petrus und der andere Jünger hinaus, und kamen zum Grabe. Es liefen aber die zween mit einander, und der andere Jünger lief zuvor, schneller, denn Petrus, und kamen am ersten zum Grabe. Kucket hinein, und siehet die Leinen gelegt; er ging aber nicht hinein. Da kam Simon Petrus ihm nach, und ging hinein in das Grab, und siehet die Leinen gelegt. Und das Schweißtuch, das Jesu um das Haupt gebunden war, nicht bei den Leinen gelegt, sondern beiseits, eingewickelt, an einem besondern Ort. Da ging auch der andere Jünger hinein, der am ersten zum Grabe kam; und sahe, und glaubte es. Denn sie wußten die Schrift noch nicht, daß er von den Todten auferstehen müßte. Da gingen die Jünger wieder zusammen. Maria aber stand vor dem Grabe, und weinete draußen. Als sie nun weinete, kuckte sie in das Grab, und siehet zween Engel in weißen Kleidern sitzen, einen zu den Häupten, und den andern zu den Füßen, da sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten. Und dieselbigen sprachen zu ihr: Weib, was weinest du? Sie spricht zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Und als sie das sagte, wandte sie sich zurück, und siehet Jesum stehen, und weiß nicht, daß es Jesus ist. Spricht Jesus zu ihr: Weib, was weinest du? Wen suchest du? Sie meinet, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo hast du ihn hingelegt? so will ich ihn holen. Spricht Jesus zu ihr: Maria! Da wandte sie sich um, und spricht zu ihm: Rabbuni: das heißt, Meister. Spricht Jesus zu ihr: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater. Gehe aber hin zu meinen Brüdern, und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater, und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria Magdalena kommt, und verkündigt den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und solches hat er zu mir gesagt.

Andächtige im Herrn! Das Eigenthümliche des uns für unsere heutige Festbetrachtung vorgeschriebenen Textes, den ihr so eben angehört,

*) Gehalten am ersten Osterfesttage 1865 in der Providenzkirche zu Heidelberg.

besteht darin, daß er uns die erste Erscheinung des auferstandenen Erlösers berichtet. Es ist das eine Erscheinung nicht vor den Jüngern, sondern vor einer Jüngerin, der Magdalena, sie hat aber nichtsdestoweniger eine bestimmte Beziehung auf jene. Denn der Magdalena erscheint der Auferstandene in der Absicht, um sie mit einer Botschaft an die Jünger zu entsenden, durch die er sie auf eine baldige Begegnung mit ihnen vorbereiten, sie beruhigen und in die rechte Stimmung für seinen erneuerten Verkehr mit ihnen versetzen will. Die Botschaft des Auferstandenen an seine Jünger, mit der er die Maria Magdalena beauftragt, ist die Spitze, in die unser ganzer Text ausläuft, und auf sie wird sich daher unsere Betrachtung zu richten haben. Sie fesselt aber auch schon an sich selbst unsre Aufmerksamkeit vor allem anderen. Denn in ihr vernehmen wir die ersten überquellenden Gedanken des Auferstandenen für die Seinen, die ja gewiß auch uns auf die besten und gesegnetsten Ostergedanken leiten werden. Deßhalb wollen wir denn jetzt zum Gegenstand unserer gemeinsamen andächtigen Betrachtung machen

Die Botschaft des Auferstandenen an seine Jünger.

Wir wollen sie nach drei Seiten hin ins Auge fassen, so daß wir

1. ihren Inhalt,
2. ihre Angemessenheit für die Jünger und
3. ihre Bedeutung auch für uns

in der Kürze erwägen.

Du aber, auferstandener Heiland, laß uns dabei etwas inne werden von der Kraft deines verherrlichten Lebens, in der du bei uns bist alle Tage bis an der Welt Ende! Amen.

1.

Die Botschaft, welche der Auferstandene durch die Magdalena an seine Jünger richtet, handelt nicht von denjenigen Dingen, über die wir, in unserer jetzigen Lage, wohl vor allem anderen Auskunft von ihm wünschen würden. Uns käme es jetzt vorzugsweise auf eine Aufklärung über seine Auferstehung selbst an, wie nur er selbst sie auf vollkommen genügende Weise geben könnte, über den ursächlichen Zusammenhang und den Hergang bei dieser Thatsache, die für uns so ganz einzig in der Erfahrung dasteht und deßhalb immer wieder unsere Zweifel erweckt. Für eine solche Aufklärung, die doch so nöthig scheinen konnte, thut aber der Herr in unserem Texte gar nichts. Die Scene, in die wir hier eingeführt werden, hat

vielmehr etwas Geheimnißvolles, sie drängt uns mancherlei Fragen auf, ohne uns eine sichere Antwort auf sie zu geben. Daß Magdalena Jesum sieht, ohne ihn zunächst zu erkennen, und ihn vielmehr für den Gärtner hält, bis er sich ihr durch die Nennung ihres Namens kund macht: das hat etwas Räthselhaftes. Und eben so jenes: „Rühre mich nicht an!“ womit er ihren entzückten Zuruf „Rabbuni!“ erwidert. Auch erscheint Jesus hier gar nicht bemüht, die Jüngerin und durch sie die Zwölfe von der Thatsächlichkeit seiner Rückkehr in das *sinnliche* Leben zu überzeugen; jenes „rühre mich nicht an“ könnte eher den Zweifel an ihr wecken. Nicht als ob der Auferstandene kein Gewicht auf diesen Punkt gelegt hätte. Nein, späterhin sehen wir ihn mit dem dringendsten Anliegen beflissen, die Zwölfe durch den unwiderleglichsten sinnlichen Augenschein davon zu überführen, daß er nicht als reiner Geist, sondern als Einer, der „Fleisch und Bein hat“, in ihrer Mitte steht, und in demselben sinnlichen Leibe, dessen Hände und Füße am Kreuz durchbohrt worden waren, und dessen Seite von dem Speere des römischen Soldaten durchstochen worden war. Und das mußte er ja wohl. Denn — das steht mir persönlich unerschütterlich fest — in alle Welt hinausgehen mit der Verkündigung, daß Jesus von Nazareth, der von den Obersten seines Volks ans Kreuz Geschlagene, *lebe*, daß er durch seinen Tod zu himmlischer Herrlichkeit hindurchgedrungen sei, in der er nunmehr mit göttlicher Machtvollkommenheit der gesammten Sünderwelt ewiges Heil darbiete, — Hand anlegen an das unerhörte Werk, durch diese Predigt die bisherige Welt aus ihren Angeln zu heben: das konnten diese geringen galiläischen Männer nur dann, wenn sie dessen *unbedingt* gewiß waren, daß ihr am Kreuz getödteter Meister gleichwohl *lebe*, und zwar in überirdischer Herrlichkeit und Macht; eine *unbedingte* Gewißheit davon konnten sie aber, zumal diese einfachen Fischer und Zöllner, auf keinem andern Wege erlangen, als auf dem des *sinnlichen Augenscheins*, durch nichts sonst als dadurch, daß sie denselben Jesus, mit dem sie so lange gewandelt, mit ihren Augen wieder lebendig sahen und mit ihren Händen betasteten. Aber so ernst es dem Erlöser auch anlag, die Zwölfe in dieser Beziehung zu vergewissern, *hier* thut er dafür nichts, sondern richtet ihre Gedanken nach einer ganz andern Seite hin.

Sein Auftrag, den er der Jüngerin ertheilt, lautet: „*Gehe hin zu meinen Brüdern und sage ihnen: Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott.*“ Nicht auf die Erde und seine Wiedererscheinung in dem sinnlichen

Leben lenkt er also den Blick der Jünger, sondern zum Himmel hinauf. „Ich bin", sagt er, „noch nicht aufgefahren zu meinem Vater; ich fahre aber" — seine Meinung ist augenscheinlich: jetzt sofort, — „auf zu meinem Vater." Der Herr nimmt damit den Gedanken wieder unmittelbar auf, um den als Mittelpunkt am Abende vor seinem Todesgange seine Reden zu den Jüngern sich bewegt hatten. Da hatte er davon gesprochen, daß er im Begriff stehe, zu seinem Vater hinzugehn. Daran knüpft er jetzt wieder an. Die Jünger, wenn sie erfahren, daß er wieder sinnlich gegenwärtig ist auf dieser Erde, sollen nicht meinen, er werde sein früheres Erdenleben von neuem anheben und es fortsetzen, nur etwa in einem neuen und höheren Styl. Sie sollen nicht ihre jüdischen Messiashoffnungen, die ihnen kaum erst vernichtet waren durch das Furchtbare, was sie in den letzten Tagen erlebt hatten, wieder auffrischen, und sich einbilden, nun endlich, als der von den Todten Auferstandene, werde ihr Meister das Reich Gottes in Israel in königlicher Herrlichkeit aufrichten, auf das sie schon so lange vergeblich geharrt. Nichts von dem, — nein, ungeachtet er ihnen wieder auf Erden sinnlich gegenwärtig ist in dem Leibe aus Erde, so sollen sie ihn doch nicht hier unten suchen als in seiner Wohnstätte, sondern in der Höhe, bei seinem Vater, im Himmel, in der heiligen übersinnlichen Welt. Dahin fährt er auf von der Erde.

Aber indem er durch seine Botschaft die Jünger dahin weist, thut er das auf eine Art, die ihre Seelen im tiefsten Grunde zur freudigsten Begeisterung entzünden mußte. Erwägen wir nur das Einzelne derselben ein wenig. Er läßt ihnen verkünden, daß er zum Vater auffahre als zu seinem Vater und zu ihrem Vater, als zu seinem Gott und zu ihrem Gott. Welche unausdenkliche Fülle der entzückendsten Verheißungen und Aussichten lag nicht hierin für die Jünger! Schon daß Jesus den Vater auch jetzt noch seinen Vater nennt, mußte für sie ein köstlicher Trost sein. Denn demnach war ja Gott noch immer der Vater dieses Jesus, ungeachtet des Widerspruchs, den die letztvergangenen Tage gegen die von ihm beanspruchte Gottessohnschaft eingelegt zu haben schienen. Ungeachtet Jesus ans Kreuz geschlagen worden, ungeachtet sein Gott ihn da verlassen zu haben schien: es war dennoch so, wie er gesagt hatte, und Kreuz und Tod hatten seine Gottessohnschaft nicht aufgehoben, sondern waren vielmehr der Weg gewesen, auf dem er zu Gott, seinem Vater hinging. Wie hoch mußte dabei das Herz der Jünger schlagen! Und wie viel höher noch, wenn sie Das: „zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu

eurem Gott", vernahmen! Wenn sie es jetzt, aus dem Munde des Todesüberwinders, des verherrlichten Jesus vernahmen! Jesu Gott ist also auch ihr Gott, sein Verhältniß zu ihm auch das ihrige! Sie haben einen Gott mit ihm. Wir empfinden es vielleicht nicht, wie viel darin liegt, die Jünger aber, in ihrer Lage, mußten es wohl empfinden. Sie kannten ja aus eigener Anschauung, wie Jesus mit seinem Gott stand, wie er ununterbrochen am Herzen und am Munde seines Gottes hing und allezeit den Willen desselben that, wie ihn aber dafür auch sein Gott nie allein ließ, sondern auf jedem Schritt seines Lebens mit ihm war, ihm seine beseligende Liebe innerlich bezeugte und sich mit seiner Macht zu ihm bekannte, und nun vollends offenkundig zu ihm bekannt hatte dadurch, daß er ihn von den Todten erweckt. Diesen selben Gott sollten nun auch die Jünger haben, in dieses selbe Verhältniß sollten auch sie zu ihm eintreten! Und diesen seinen Gott, zu dem er ja, sie waren davon Jahre lang Augenzeugen gewesen, thatsächlich in einem Verhältniß beides zugleich, unbedingter Unabhängigkeit und unbedingter Gemeinschaft stand, für das die menschliche Sprache keine andere zutreffende Bezeichnung kennt als das Verhältniß zwischen Sohn und Vater, nannte er auch ihren Vater, gleicherweise wie er der seine. Ja er that das mit einem Nachdruck, wie noch nie zuvor, — jetzt, nachdem er die Erlösung vollbracht, nachdem er durch seinen Tod die Scheidewand aus dem Mittel gethan, die uns Adamskinder von dem Vaterherzen Gottes trennt, nachdem er die Sünde der Welt versühnt hatte, — und darum in einem neuen Sinne mit triumphirender Freude.

Konnte noch etwas fehlen, um das Entzücken der Jünger voll zu machen, so that der Auferstandene dies noch hinzu mit dem Wort: „Gehe hin zu meinen Brüdern." Er nennt die Jünger seine Brüder. Das sind sie freilich folgerichtig, wenn beide denselben Gott zum Vater haben. Und dennoch welchen Aufruhr der Wonne mußte dieser Name in den Seelen der Jünger aufregen, — dieser Name, von demjenigen gesprochen, der unmittelbar hinzufügte: „ich fahre auf zu meinem Vater", von dem verherrlichten Jesus! Jesu Bruder zu sein, das ist ja gewiß schon in den Augen desjenigen etwas Großes, der in ihm die einzig hohe himmlische Person sieht, als welche die heilige Schrift und die Lehre unserer Kirche ihn bekennt, und den höchsten Machthaber im Reiche Gottes. Aber was ist das im Vergleich mit dem seligen Staunen desjenigen, der auch die menschlichen Gesichtszüge dieses in Knechtsgestalt einherwandelnden Jesus angeschaut, und ihm durch sein Angesicht hindurch in sein Herz, in sein

inneres Heiligthum voll Gnade und Wahrheit hineingeblickt, und dort die alles überstrahlende Herrlichkeit seiner Heiligkeit und seiner Liebe gesehen hat! Erst dieser empfindet die vollen Schauer heiligen Entzückens bei dem Gedanken: Jesus ist dein Bruder! Jesus ist unser Bruder, dieser Jesus, der aufgefahren ist und sitzet zur Rechten seines und unsers Vaters im Himmel! Dort also, im Himmel haben wir unsern Bruder; unser innigster Freund, unser Bruder vertritt uns und unser Heil bei Gott! Und was wartete der Jünger in der Zukunft, wenn Jesus ihr Bruder ist! Sein Geschick, dessen Entwickelung sich eben vor ihren Augen in seiner Herrlichkeit aufthut, ist dann auch das ihrige.

2.

Die Botschaft, deren Inhalt wir so eben betrachtet, war nun aber für die damalige Lage der Jünger gerade auf eigenthümliche Weise angemessen. Sie stellt nämlich für sie gerade Dasjenige klar, worüber sie in ihrer Angst und Unruhe Klarheit und Gewißheit unerläßlich bedurften.

Der Gemüthszustand der Jünger nach dem Charfreitage mußte ein Gemisch von widersprechenden Empfindungen und Gedanken sein. Die Sache dieses Jesus, an welchen ihre ganze Seele sich gehängt hatte, schien gänzlich verloren, es schien ganz aus zu sein mit ihm. Und wenn es wirklich so stand: was war denn dieser Jesus gewesen? Eine durchaus unerklärliche Person. Er war dann entweder ein Schwärmer oder ein Betrüger, und zwar ein völlig unverständiger, der ein unbedingt hoffnungsloses Werk begonnen, bei dem er für sich selbst den unausbleiblichen Untergang voraussehen mußte, ohne auch nur einen vorübergehenden Vortheil erwarten zu können. Aber er war denn auch noch mehr als dies, er war ein Frevler. Von dem allem aber hatte er den gerade entgegengesetzten Eindruck auf sie gemacht in seiner unbedingten Klarheit und Sicherheit über sich selbst in allem seinem Thun und Lassen, in der durchsichtigen Lauterkeit seines ganzen Wesens, in der fleckenlosen Heiligkeit seines Sinnes und Wandels. Deßhalb konnten sie nicht ernstlich glauben, daß seine Kreuzigung wirklich schon die letzte und bleibende Entscheidung seines Geschicks sei; es dünkte sie das allzuwiderspruchsvoll. Darum konnten sie die Erwartung nicht unterdrücken, es müsse sich noch etwas begeben, das seiner Sache eine neue Wendung gäbe, so wenig sie auch eine Vorstellung davon hatten, was dies sein könne. Darum schauten sie mit so unruhiger Spannung aufmerksam aus nach allem, was sich mit dem Grabe Jesu zutrug. Ihr ganzes Verhalten

in diesen Tagen zeigt uns recht anschaulich, wie ungeheuer die Macht des Eindrucks war, den ihr Meister auf sie hervorgebracht hatte. Wie ihre Gedanken und Erwartungen von ihrem Jesus ihnen auch immer zu Schanden geworden waren, wie wenig sie auch immer wußten, was sie aus ihm machen sollten: Eins war ihnen geblieben, die Liebe zu ihm, das unaustilgbare Bedürfniß nach ihm. Jetzt fühlten sie es erst ganz, wie unentbehrlich er ihnen geworden war. Was sollten sie auch fortan im Leben, nachdem er von ihnen geschieden war? Ihren früheren Lebensplan hatten sie um seinetwillen hinter sich geworfen, um sich ihm allein hinzugeben in den Dienst seiner Zwecke, diesen neuen Lebensberuf aber konnten sie ohne ihn nicht selbständig weiter führen; denn die Voraussetzung desselben war, daß er wirklich der war, für den er sich ihnen gab, und daß er das Werk persönlich leitete und sie nur seine Werkzeuge waren. So war ihr Zustand der der bittersten Trostlosigkeit und Rathlosigkeit; und ich meine, wir können ihnen das lebhaft nachempfinden. Wenn einer dieses Menschenleben angeschaut, wenn er im Verkehr mit diesem Jesus gekostet hat, was das menschliche Dasein eigentlich ist, — denn ungeachtet er so ganz anders aussieht wie alle Anderen, so erblicken wir dennoch in ihm gerade unser eigenstes Wesen — und er soll dann diese Anschauung als ein leeres Traumbild wegwerfen und wieder zu dem gemeinen Alltagsdasein zurückkehren: wer beschreibt das Wehe, das seine Seele erfüllt?

Indeß so stark die Jünger damals fühlten, daß ihr Jesus ihnen unentbehrlich sei, so hatten sie doch gewiß kein deutliches Bewußtsein darum, weßhalb er es ihnen sei; wir dagegen können uns jetzt leicht klar machen, was dabei die eigentlichen Hauptpunkte waren, sobald wir uns nur in ihre Lage versetzen. Lasset mich vier solcher Punkte hervorheben. Zuerst: Indem die Jünger den Erlöser angeschaut, sein Thun und Lassen und sein Geschick, war vor ihren Augen in ihr Erdendasein das Uebersinnliche, das Ewige eingetreten mit überführender Anschaulichkeit, — es war vor ihren Blicken ein Vorhang weggezogen worden und hinter der sinnlichen Welt war ein über die Sinne Erhabenes zum Vorschein gekommen, und hatte auf ihr Erdendasein ein verklärendes Licht geworfen, in dem dasselbe erst sinn- und werthvoll, erst reizend und lebenswerth erschien. Und weiter: was war denn dieses Uebersinnliche und Ewige, das hier in ihre Wahrnehmung gefallen war? Es war nichts Geringeres gewesen als Gott selbst. Er selbst war mit der überführenden Macht des Augenscheines an sie herangetreten in einem Menschen, in dem er selbst that-

sächlich war, in dem Gott selbst ihnen unmittelbar gegenwärtig und wahrnehmbar war, — so daß dieser „Gottesträger" von sich zu ihnen sagen durfte, ohne irgend eine Beschränkung: „wer mich siehet, der siehet den Vater." (Joh. 14. 9.) In ihrem Jesus hatten sie — was sonst nirgends mehr zu finden ist in der gesammten Geschichte unsres Geschlechts — einen Menschen gefunden, der Gottes unbedingt gewiß war, aus innigster Bekanntschaft, so daß er, wenn er den höchsten Grad der Kenntniß bezeichnen wollte, zu sagen pflegte: „wie mich mein Vater kennet und ich kenne den Vater" (Joh. 10, 15), und zu den Juden spricht: „Ihr kennet meinen Vater nicht, von dem ihr sprechet, er sei euer Gott; ich aber kenne ihn. Und so ich würde sagen: ich kenne ihn nicht, so würde ich ein Lügner sein, gleich wie ihr. Aber ich kenne ihn und halte sein Wort." (Joh. 8, 54. 55.) Einen Menschen, dem Gott das Gewissefte von allem Gewissen war, nicht bloß seiner Versicherung, sondern vor allem seiner That nach. Denn er stellte sein ganzes Thun und Lassen auf Ihn ab, machte seinen Zweck zu seinem ausschließenden Zweck, lehnte alles Andere unbedingt von sich ab, was sich nicht unmittelbar auf diesen Zweck bezog, weihte sich Ihm ganz und rückhaltlos zum Mittel, seine ganze Person, sein ganzes Geschick, bis zur Hingabe seines Lebens selbst in den Kreuzestod. Und so weiß er sich denn natürlich auch eins mit seinem Vater. (Joh. 10, 30.) Ein Solcher konnte freilich bei Denjenigen, die geöffnete Augen hatten, auch keinen geheimen Zweifel an Gott mehr zurücklassen. Man sagt wohl, die Religion finde wenig Glauben auf Erden. Ja wohl, weil sie sich auch in der Regel kläglich genug ausnimmt, wenn sie unter die Menschen tritt. Laßt sie nur in ihrer Wahrheit erscheinen, und die Herzen werden ihr schon zufallen. Aber so ist sie nur einmal auf Erden erschienen, nur in einem einzigen. Den hatten die Jünger geschaut, und in ihm die wirkliche Religion; sie sehen, die Religion so sehen, wie sie in Jesus unter uns gewohnt hat, das ist unmittelbar zugleich von ihr überführt werden. Nehmen wir sodann hinzu, als wen die Jünger in Jesu Gott gesehen hätten, nämlich als die Heiligkeit und die Gnade zugleich, und widerspruchslos zugleich. Und gerade hierauf beruhte natürlich eine ganz eigenthümliche Anziehungskraft, aber auch durchschlagende Ueberzeugungskraft dieser Gotteswahrnehmung. Denn gerade dies verwirrt uns sündigen Menschen dem Gedanken Gottes gegenüber so sehr den Verstand und das Gemüth, daß wir in ihm jene beiden Grundzüge nicht einheitlich zusammen zu schauen wissen. Aber die Jünger hatten ein

Menschenantlitz und ein Menschenleben gesehen, die ganz gotterfüllt waren, und in denen dabei die Heiligkeit und die Gnade sich vollständig durchdrangen. Wenn er die Sünde mit seinem strafenden Wort bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel verfolgte, so war es sichtlich die erbarmende Liebe selbst, die das that; wenn er Sünden vergab, so mußte, zu wem er sprach: „mein Sohn, meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben, sündige hinfort nicht wieder", im tiefsten Gewissen inne werden, daß hier die Heiligkeit selbst vergab, die Heiligkeit in ihrer unbedingten Verabscheuung der Sünde, frei von jeder Anwandelung schwächlicher Nachsicht gegen sie. Und über dies alles endlich hatten die Jünger in diesem Jesus einen Menschen besessen, der sie unbedingt liebte, der sich selbst ihren Freund nannte, und (was noch höher anzuschlagen sein möchte, denn das ist ja ein tiefes Bedürfniß des menschlichen Herzens,) den sie unbedingt lieben konnten. Einen Solchen besessen haben, ihn nun verloren haben, ihn verloren haben hauptsächlich auch in dem Sinne, daß man ihn als alles das, was er einem so war, nicht mehr festhalten konnte in der eigenen Vorstellung, das ist ja wohl trostlos! Denn wer ihn jemals besessen, wie sollte der ihn je entbehren, ihn je wieder vergessen können, wie je noch wahrhaft als Mensch leben zu können glauben, nachdem er ihm zu Schanden geworden?

Und wie verhält sich nun zu dem eben erörterten Gemüthszustande der Jünger die Botschaft, die Jesus an sie richtet? Sie ist genau eben für ihn berechnet. Denn in allen jenen Beziehungen, in welchen Jesus ihnen unentbehrlich geworden war und sein Tod sie untröstlich gemacht hatte, stellt sie ihn ihnen wieder her, — und zwar in höchster Steigerung. Für die Thatsächlichkeit des Uebersinnlichen und Ewigen kann es ja keine bessere Bürgschaft geben als jenes „ich fahre auf" des von den Todten Erstandenen, für die Wahrheit seiner Gottesgewißheit kein untrüglicheres Siegel als seine Auferweckung vom Tode und seine Erhöhung zu himmlischer Herrlichkeit, — für die Einheit von Heiligkeit und Gnade in Gott kein leuchtenderes Zeugniß als die Versicherung des auferstandenen Versühners der Sünde, daß sein Vater auch unser Vater, sein Gott auch unser Gott ist, endlich für die Freundschaft des aus Liebe zu uns am Kreuze Gestorbenen keine unzweifelhaftere Gewähr, als daß er, zum Vater auffahrend, uns seine Brüder heißt.

3.

Für die Jünger war demnach die Botschaft Jesu von der höchsten Angemessenheit: wie ist es nun aber, können wir sie als auch an uns jetzige

Christen gerichtet ansehen, hat sie auch für uns noch eine ähnliche Bedeutung wie für die Zwölfe? Ob dies der Fall ist, das wird natürlich davon abhangen, ob wir uns Christo gegenüber in einer ähnlichen Lage befinden wie die Jünger damals. Das Eigenthümliche ihrer Lage beruhte aber auf diesem Doppelten, daß sie Jünger Christi waren, und daß sie diesen ihren Christus verloren hatten.

Also zunächst: sind wir denn auch Jünger Christi? Gewiß nur in sehr verschiedenem Maße, und auch die besten von uns werden mit schmerzlicher Beugung sich sagen, daß sie es in dem Sinne, in welchem sie es sein sollten und auch so gern sein möchten, nicht sind. Aber in irgend einem Sinne sind wir nichtsdestoweniger alle, wie wir hier versammelt sind, Jünger Jesu, alle, die wir überhaupt der Christenheit angehören, — und sind es in weit höherem Maße als die Meisten es selbst ahnen. Wollte Gott, wir hätten nur ein Bewußtsein darum, was das heißt: eine Christenheit und in einer Christenheit leben! Wie wir einer Welt angehören, die ihre Gestalt unter dem beherrschenden Einflusse der schlechthin einzigen Geschichtsthatsache empfangen hat, die der Name Jesus Christus bezeichnet, und in der dieser Jesus Christus durch tausendfältige Kanäle und Mittel, die sich von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr vervielfältigen, seinen Einfluß ausübt, auf das Ganze und auf den Einzelnen, von außenher und von innen her: so stehen wir auch alle vom Beginn unsres Lebens an inmitten des Reiches Christi, haben alle ihn zum Meister, und sind alle seine Jünger, wenn auch vielleicht zum Theil seine sehr schlechten, seine übelgerathenen Jünger, Jünger, deren er sich schämen muß.

Und sodann weiter: Wenn wir so Jünger Jesu sind, haben wir denn auch Jesum verloren, ähnlich wie die Apostel am Charfreitag? Man kann Jesum in einem doppelten Sinn verlieren: das eine Mal durch persönliche moralische Untreue gegen ihn, — das andere Mal durch die Macht des Zweifels, namentlich des Zweifels der uns umgebenden öffentlichen Meinung, wenn diese an ihm irre geworden ist. Der erstere Fall gehört nicht hierher, denn er war nicht der der Apostel; wodurch sie Jesum verloren, das war ein von ihnen unabhängiges Ereigniß, die Verhaftung und Tödtung ihres Meisters, und dies fällt unter den zweiten Fall. Dieser letztere aber tritt nothwendig von Zeit zu Zeit ein im Verlauf der geschichtlichen Wirksamkeit des Christenthums, oder richtiger: des Herrn Christus. Denn durch diese bahnen sich in der Christenheit nach und nach immer höhere Stufen des reinen und des vollen Verständnisses eben dieses Christus

an. So oft aber eine solche neue bessere und höhere Erkenntniß Christi sich Bahn bricht, geräth sie unvermeidlich mit der ihr vorangehenden Vorstellung von ihm in Widerstreit, und erscheint vom Standpunkte dieser aus als ein Angriff auf Christum selbst und als ein Abfall von ihm. Das sind dann schwere Zeiten. In ihnen kann man den Herrn Christus nicht in aller Gemüthsruhe festhalten, (was freilich, wenn ein wirkliches Festhalten gemeint ist, überhaupt nie möglich ist,) kann nicht, wie wohl sonst, Christ sein, weil man es eben nicht anders weiß; sondern nur unter Kämpfen, Nöthen und Thränen kann man es sein, — worüber die redlichen Herzen sich auch gar nicht beklagen; denn für sie ist das ein unaussprechlicher Segen. Unsre Zeit nun, meine Brüder, ist unwidersprechlich eine solche Zeit. Sie ist tief in den Zweifel an Christo verwickelt. Aber dabei geht es ihr doch auch wie den Jüngern damals: bei allem Zweifel kann sie auch wieder den Glauben an den Erlöser nicht wirklich aufgeben, kann Christum nicht gänzlich fallen lassen. Bei allem Zweifel fühlt sie sich doch zugleich an ihn gekettet, und kann nicht von ihm loskommen, von dem Interesse an ihm und dem Fragen nach ihm.

Wir befinden uns also in der That in einer Lage, die der der Jünger in jenen Tagen sehr ähnlich ist; dann wird aber die Botschaft den Auferstandenen an sie, die wir in unserm Texte lesen, unfehlbar auch uns trefflich zu statten kommen. Wie den Jüngern die Klarheit über den eigentlichen Gegenstand ihrer Unruhe und Trostlosigkeit fehlte, wie sie im Gefühl, ihren Meister nicht entbehren zu können, sich doch nicht deutliche Rechenschaft geben konnten von den Gründen dieses Gefühls: so sind es auch bei uns in der Regel nur dunkle Gefühle, die uns mitten unter unsern Zweifeln doch mit unsichtbaren Banden bei Christo zurückhalten. Uns über sie klar zu werden, das thut uns vor allem Noth, — eine deutliche Einsicht davon zu gewinnen, um was es sich für uns eigentlich handelt bei der Frage, ob wir Christum aufgeben wollten. Und dazu kann nun eben die Botschaft des Auferstandenen uns hülfreich sein, indem sie uns auf dieselben Gesichtspunkte hinleitet, hinsichtlich welcher sie die Jünger die Unentbehrlichkeit Jesu empfinden läßt, zugleich aber auch ihnen die vollste Beruhigung gewährt. Je deutlicher die Jünger einsahen, daß das Höchste und Heiligste für sie an Jesus hänge, desto weniger konnten sie ihn verloren geben; und gerade so kommt es bei uns vor allem darauf an, daß es uns klar werde wie eben jene höchsten Güter auch für uns noch immer unablöslich an Jesum geknüpft sind: also die Gewißheit eines Uebersinnlichen, eines Ewigen,

und zwar eines solchen, das dieses unser jetziges irdisches Dasein nicht etwa als ein werthloses herabsetzt, sondern vielmehr in seinem Licht uns seine heilige Würde und unsägliche Bedeutung erkennen läßt, — die Gewißheit Gottes, und zwar dieses Gottes als unseres Gottes, als des Gottes der Heiligkeit und der Gnade, beider in unauflöslicher Einheit, und damit dann Friede des Gewissens und rechte Lebensfreudigkeit, — endlich die Gewißheit, innerhalb unsres Geschlechts einen Gegenstand für unsre unbedingte Liebe zu besitzen, und damit die Möglichkeit ganzer, voller, und das heißt eben wirklicher Liebe. Daß dies Alles uns bleibe, das hängt nun einmal unbedingt daran, daß Christus uns nicht verloren geht. Es ist eine unumstößliche Thatsache, daß das Alles erst durch ihn und durch ihn allein in die Welt gekommen ist, und so kann es uns auch nur dadurch erhalten bleiben, daß er uns bleibt. Denn eine andere sichere Bürgschaft dafür gibt es nun einmal nicht außer dieser einen und einzigen Geschichtsthatsache, die den Namen Jesus Christus führt.

Das ist die große Wahrheit, welche die Botschaft des Auferstandenen an die Jünger uns vorhält. Dieser Wahrheit braucht man aber nur scharf ins Auge zu sehn, um vor dem Gedanken zurückzuschrecken, daß Jesus uns verloren gehe. O meine Freunde, wie würde es mit der Christenheit stehen, wenn sie mit einem Male alles das, missen sollte, was sie Christo und nur ihm verdankt, alle die leider unerkannten Wohlthaten desjenigen, nach dem sie sich nicht zufällig nennt. Das fällt dem Nachdenkenden denn doch aufs Herz, und zwar ganz besonders auf dem Standpunkte gerade unsrer Zeit, welche die Zwecke unsres Geschlechts nach ihrer sittlichen Seite hin immer höher stecken lernt, nur leider allzu oft auf Unkosten ihrer Anerkennung nach ihrer religiösen Seite hin. Denn je höher unser Geschlecht seinen Zweck, seine Bestimmung schätzen lernt, desto unentbehrlicher erscheint ihm, wenn es irgend sich selbst versteht, nothwendig der Herr Jesus. In demselben Maße wächst ihr aber auch die Gewißheit, daß dieser Jesus ihr unverlierbar ist. Denn dem schreienden Bedürfniß des menschlichen Geschöpfs kann es nimmermehr an der Befriedigung fehlen. Auf diesen Schluß hin, den das menschliche Gemüth unwillkürlich macht, faßt, wer nur einmal weiß, was der Heiland thatsächlich uns ist, gute Zuversicht. Ihm ist es gewiß, daß er uns nicht wieder verloren gehen kann. Wie hoch auch von Zeit zu Zeit die Wogen des Zweifels gehen mögen, daß jede Kreuzigung desselben immer wieder in seine Auferstehung ausschlagen muß, und zwar in neu verklärter Herrlichkeit und Hoheit. Das aber ist die rechte

Osterstimmung, zu der der auferstandene Heiland auch uns alle heute erwecken wolle, damit wir freudig und mit Einem Munde bekennen können daß Gott ihn erhöhet hat und ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Kniee Derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters! (Phil. 2, 9—11.) Amen.

VIII.

Der Gustav-Adolf-Verein ein Lichtpunkt im kirchlichen Leben der Gegenwart. *)

Gnade sei mit uns von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesu Christo! Amen.

Text: Ephes. 5, 20.

Saget Dank allezeit für alles Gott und dem Vater in dem Namen des Herrn Jesu Christi.

Was, im Herrn Andächtige, diese festliche Versammlung hier zusammengeführt hat, das ist vor allem das Bedürfniß, dem eben verlesenen apostolischen Wort nachzukommen, das Bedürfniß, vor unserm Gott den Dank unserer Herzen für die Gnade und Treue auszuschütten, mit der er sich auch in diesem Jahre zu unserm Gustav-Adolf-Verein bekannt hat. Wir haben ja dazu diesmal noch ganz besondere Veranlassung. Denn er hat ihn unversehrt erhalten unter den Stürmen, die in den letztvergangenen Monaten über unser deutsches Volk dahingezogen sind. Ihn für das Alles dankbar zu preisen und ihn gemeinsam um seinen Segen auch für die Zukunft unseres Vereines anzurufen, das ist allerdings das nächste und

*) Gehalten bei der Jahresversammlung des Badischen Landesvereins der Evangelischen Gustav-Adolf-Stiftung zu Freiburg, am 12. September 1866.

dringendste Anliegen, das uns in das Haus des Herrn gezogen hat. Aber wir empfinden es gewiß Alle, daß wir über dies hinaus auch noch ein weiteres Bedürfniß mit hierher gebracht haben, das ja ohnehin mit jenem ersteren in engem, innerem Zusammenhange steht. Wir bedürfen ja auch einer Neubelebung unsres Ernstes bei unsrer Arbeit für die Zwecke unsres Vereins, und insbesondere auch dazu sind wir hier vor Gott zusammengetreten, um gemeinsam uns selbst zu erneuertem Eifer für die edle Gustav-Adolfs-Sache zu erwecken. Ein verdoppelter Eifer für sie thut ja gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke ganz besonders noth. Denn obgleich unser Verein durch Gottes Gnade unversehrt geblieben ist, so hat er doch natürlich die Ungunst der Zeitverhältnisse mitempfunden. Ein laut redendes Zeugniß davon ist schon der Umstand, daß die beabsichtigte Hauptversammlung in diesem Jahr hat ausfallen müssen; und auch die Verringerung der diesmaligen Jahreseinnahme unsres badischen Landesvereins bestätigt uns diese schmerzliche Thatsache. Entmuthigen kann uns dies nun zwar um so weniger, da auf der andern Seite eben die Entscheidungen, die dieser Sommer gebracht hat, eine Gestaltung der inneren Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes in Aussicht stellen, die für die Interessen unseres Vereins unzweifelhaft eine Glück verheißende ist; aber zu erneuertem und erhöhtem Eifer muß es uns doch anspornen. Denn unter solchen Umständen gilt es eine ernste Anstrengung, um das Gustav-Adolfs-Werk wieder vollständig in den früheren gedeihlichen Gang zurückzuführen, und um neue Wege für dasselbe anzubahnen und die Gunst der Lage nicht unbenutzt vorbeigehen zu lassen. Um solchen Eifer in uns zu beleben, dazu ist nun gerade der Dank eins der wirksamsten Mittel, den wir gemeinsam dem Herrn darbringen. Was könnte doch unsern Eifer kräftiger anfachen als wenn wir uns lebhaft vergegenwärtigen, wie Großes der Herr an unserm Verein bereits gethan hat, wie sein Segen fort und fort mit demselben gewesen ist? Denn so werden wir es mit neuer Lebendigkeit inne, daß wir an einem Werke *Gottes* arbeiten, indem wir für die Gustav-Adolfs-Sache thätig sind. Darum lasset uns denn unsern Verein bei unsrer heutigen Feier gerade aus diesem ermuthigenden Gesichtspunkte ins Auge fassen. Man hört immer und immer wieder die Klage, der Blick auf die kirchlichen Zustände der Gegenwart zeige uns durchgängig ein trübes, hoffnungsloses Bild. Nun, diese Klage mag eine übertriebene sein, ganz unbegründet ist sie leider keineswegs; aber wenn einer in jenem Bilde gar keine lichte Stelle sehen wollte, so brauchte man ihn doch nur auf

unsern Verein hinzuweisen. Er ist doch offenbar eine erfreuliche kirchliche Erscheinung, ein kirchliches Unternehmen, das von augenfälligen Erfolgen begleitet ist und unzweifelhaft gedeiht. Bei diesem Gedanken lasset uns denn in dieser Stunde verweilen und unsern Verein als einen Lichtpunkt im kirchlichen Leben der Gegenwart betrachten.

Der Gustav-Adolf-Verein ein Lichtpunkt im kirchlichen Leben der Gegenwart.

Er wird uns als ein solcher erscheinen, wenn wir

1. auf die Beweggründe sehen, die ihn ins Leben gerufen haben, und
2. auf die Ursachen, denen er sein Gedeihen verdankt.

Möge der Herr, unser Gott, diese doppelte Betrachtung segnen!

1.

Wenn wir nach den Beweggründen fragen, die vor bald dreißig Jahren den Gustav-Adolf-Verein ins Leben gerufen haben, so wird wohl zu allererst diese Frage für uns durch die andere verdrängt, wie es doch möglich gewesen, daß die protestantische Christenheit, und namentlich unsere deutsche, erst so spät an ein Unternehmen dieser Art gedacht hat. In der That, diese Thatsache ist dazu angethan, Staunen hervorzurufen. Denn woraus sonst ist unser Verein hervorgegangen, als aus dem Gefühl der deutschen Protestanten von ihrer Pflicht, sich der kirchlichen Noth ihrer Glaubensgenossen, innerhalb und außerhalb unsres Vaterlandes, thatkräftig anzunehmen? Bestand denn aber etwa eine solche Pflicht früher für sie nicht? Nun, diese Pflicht besteht überall da, wo jene Noth vorhanden ist, und die kirchliche Noth, wie lange war sie nicht schon da, zum Theil in noch höherem Maße als in unsern Tagen! Und dennoch fiel man nicht auf den Gedanken, einen Versuch zu machen, jener Pflicht zu genügen durch ein so naheliegendes Mittel wie ein freier Verein zu ihrer Abhülfe. Es wird dies nur dann verständlich, wenn man die tiefgreifende Verschiedenheit des Gesichtskreises jener Zeit und des unsrigen beachtet. Daß man nicht an eine unserm Vereine ähnliche Organisation dachte, das erklärt sich freilich schon daraus, daß ja das freie Vereinswesen überhaupt erst ein Erzeugniß der Neuzeit ist, in unserm Deutschland insbesondere wenig über ein halbes Jahrhundert alt. Was es von moralischen Bedürfnissen gab in der Gesellschaft, dafür hatten nach der Vorstellung der früheren Zeit, soweit es nicht eine Sache reiner Privatwohlthätigkeit war, der Staat und die Kirche zu

sorgen. Von ihnen erwartete man in allen solchen Beziehungen die Hülfe; daß da, wo beiden die Mittel zu helfen fehlten, freie Vereinigungen von Einzelnen an ihrer Stelle eintreten könnten, dieser Gedanke kam dem damaligen Geschlechte gar noch nicht. Indessen daß nicht wenigstens eben die kirchliche Noth der Glaubensgenossen einen solchen Gedanken weckte, noch dazu in einer Zeit, die auf die kirchliche Gemeinschaft einen so viel höheren Werth legte als die unsrige, das bleibt auch so immer noch unerklärt. Und da müssen wir denn sagen: die frühere evangelische Christenheit muß die Noth der kirchlich verlassenen Glaubensgenossen nicht so tief mitgefühlt haben, und sie muß von der Macht der in ihrem Schooße vorhandenen thatkräftigen christlichen Liebe eine geringere Meinung gehabt haben, als wir jetzt. So christlich jene Zeit sich auch von weitem ausnimmt, wer sie genauer kennt, muß urtheilen: wie viel Christenthum, Kirche und Protestantismus bedeuten, das fühlte man damals nicht so lebendig wie wir es fühlen, wenigstens die klarer Blickenden unter den höher gebildeten Zeitgenossen. Man fühlte es nicht so lebendig, weil man es nicht so klar und deutlich vor dem geistigen Auge sah. Man hielt diese Dinge hoch, aber überwiegend nur, weil man sie als Heiligthümer überliefert überkommen hatte und ohne Bedenken voraussetzte, daß sie das ja gewiß auch sein würden, nicht aber weil man deutlich wußte, was alles man an ihnen besaß. Und das trotz der ausgesprochenen Kirchlichkeit, trotz der peinlichen Rechtgläubigkeit, trotz des confessionellen Eifers und Haders. Ja gerade diese für jene Zeit so charakteristischen Züge sind ja selbst sprechende Zeichen davon, wie weit man noch zurück war in dem Verständniß der Heiligthümer, die man, und zwar mit Recht, als die höchsten betrachtete. Wie das Christenthum, die Kirche, der Protestantismus g e s c h i c h t l i c h e M ä c h t e sind, treibende Kräfte nicht nur im Leben des Einzelnen als solchen, sondern nicht minder auch in der Entwickelung der Völker und des Ganzen der Menschheit, wie sie die Wurzeln und die fortwährenden Träger unsrer gesammten Gesittung, unsrer gesammten Culturzustände sind: von dem allem fehlte damals, ganz vereinzelte hervorragende Geister etwa ausgenommen, ein irgend klares und lebendiges Bewußtsein. Es gebrach eben überhaupt noch an der Einsicht in die Beziehungen, in welchen die Frömmigkeit, und die christliche vor allem, zu dem sogenannten weltlichen Leben steht. Daß diese Beziehungen innere sind und wesentliche, daß die christliche Frömmigkeit ihr eigenthümliches Werk eben in den weltlichen Dingen zu treiben hat, und nur dann gesund bleibt, wenn sie in diesen ihre Hand rührt: das war

jener früheren Zeit noch verborgen. Eine positive weltliche Aufgabe des Christen und der Christenheit kannte sie noch nicht, und daher kam es denn, daß in ihr diese beiden, die Frömmigkeit und das Leben in dieser Welt und ihren gesellschaftlichen Ordnungen, ziemlich berührungslos neben einander hergingen, wie es uns heute bei lebendiger Frömmigkeit nicht mehr möglich scheint, und daß bei einer Fülle von Frömmigkeit doch das Leben in der Welt oft recht unfromm behandelt wurde.

In diesem Stücke ist es nun aber in unsrer deutsch-protestantischen Christenheit seit etwa einem Jahrhundert allmählich anders geworden, und eben mit der Veränderung, die in dieser Hinsicht eingetreten ist, hängt die Entstehung des Gustav-Adolf-Vereins auf's engste zusammen. Nicht daß nicht bei ihr auch andere Antriebe im Spiel gewesen wären, die mehr von außenher kamen. Unzweifelhaft wirkten ja bei ihr sehr entschieden die Erfahrungen mit, die wir Protestanten seit dem Ende des zweiten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts in unserm Verhältniß zu der katholischen Kirche zu machen hatten. Seit der Wiederherstellung des Jesuitenordens sahen wir die katholische Kirche nach einem wohlberechneten Plane einen Angriffskrieg gegen uns eröffnen, und zu diesem gehörte namentlich auch der Versuch, die ausgesetzten Posten des Protestantismus zu erobern, die protestantischen Gemeindlein oder auch nur zerstreuten Individuen inmitten von überwiegend katholischen Bevölkerungen. Da mußte der Protestantismus sich denn freilich seines Lebens wehren, und als Hauptvertheidigungswerk in dieser Richtung erbaute er sich denn eben den Gustav-Adolf-Verein. Allein in diesem Verhältnisse lag doch nur der eine von den Trieben, aus denen dieser Verein hervorwuchs, und nicht einmal derjenige, der den Ausschlag gab. Dieser lag in einem Umstande von viel innerlicherer und tiefergreifender Natur. Es erwachte nämlich in der protestantischen Christenheit das Bewußtsein um ihre Pflicht, den von kirchlicher Noth bedrängten Glaubensgenossen in christlicher Liebe zu Hülfe zu kommen, und nachdem einmal diese Pflicht erkannt war, da zeigte sich auch sofort die thatkräftige Liebe und legte Hand ans Werk. In den kirchlich Verlassenen aber regte sich gleichfalls das Bedürfniß nach kirchlicher Gemeinschaft, zum großen Theil erst recht geweckt durch die sich ihnen entgegenstreckende hülfreiche Hand des Vereins, und von immer mehreren Seiten her wurde der Hülferuf laut. Ist euch das nicht eine überraschende, eine befremdende Erscheinung in einer Zeit, die man so gern als eine Zeit der Entfremdung von dem Christenthum schildert? Wie geht doch gerade ihr ein kräftiges Bewußtsein um eine Christenpflicht auf, wie regt sich doch

gerade in ihr die Liebe zu den christlichen Glaubensgenossen mit neuer Kraft? Und gleichwohl hängt hierbei alles höchst naturgemäß zusammen. Jede Entfremdung von dem kirchlich überlieferungsmäßigen Christenthum war eben die Folge eines eindringenderen Verständnisses des Christenthums selbst und des protestantischen insbesondere und im Zusammenhange damit einer bewußtvolleren Würdigung desselben. Es war der Zeit mehr und mehr der Sinn für das Christenthum aus einem neuen Gesichtspunkte aufgegangen, aus dem Gesichtspunkte seiner geschichtlichen Bedeutung. Wovon sie sich in ihren edelsten Vertretern abwendete, das war nur das mit einer bloß äußerlichen Auctorität sich aufdringende System von kirchlich überlieferten Lehrsatzungen, weil sie es als ein ihr fremd und unverständlich gewordenes empfand, und sich überzeugte, daß es nicht das Christenthum selbst sei. Es ging ihr allmählich das Auge auf für die wesentliche Beziehung des Christenthums auf dieses unser Erdendasein, auf das Menschliche und die Menschlichkeit im vollen Sinne des Wortes, und für seine unvergleichliche Bedeutung, ja seine Unentbehrlichkeit für dieselben. Sie brachte sich zum Bewußtsein, daß es ohne den religiösen Glauben weder einen wahren menschlichen Adel noch eine wahre menschliche Glückseligkeit geben kann, und damit die Unentbehrlichkeit desselben, gleich sehr für den Einzelnen und für die menschliche Gesellschaft. Nämlich die Unentbehrlichkeit des Glaubens an einen Gott wie der, dessen Bild der Herr Christus am Horizont der Menschheit heraufgeführt hat. Die Zeit nahm allmählich wahr wie sich die Wirkungen des Christenthums weit über den Bereich der Kirche hinauserstrecken, auch auf das sogenante weltliche Gebiet, und wie gerade auf diesem seine herrlichsten und bleibendsten Schöpfungen blühen. Sie fing an den innigen Zusammenhang unserer ganzen Culturentwickelung mit dem Christenthum zu durchschauen, die wesentlich christliche Natur unseres ganzen Bildungszustandes. Aber sie sagte sich zugleich, daß das Christenthum, auf dem die gegenwärtigen Culturzustände ruhen und welches die treibende Kraft der gegenwärtigen Culturentwickelung ist, nicht das kirchlich überlieferte ist, sondern, um es mit einem Worte zu bezeichnen, das protestantische, und dieses allein. So begannen die wahrhaft Aufgeklärten, in dem protestantischen Christenthum das wichtigste Element der modernen Gesittung anzuerkennen und seine Sache als die Sache der neuen Cultur selbst, deren Idee dem heutigen Geschlecht aufgegangen ist und an deren Förderung es fort und fort so rastlos arbeitet. Es blitzte der Gedanke auf, daß man für die große allgemeine Aufgabe unsrer Zeit

thue, was man für das protestantische Christenthum thue, und daß man jene gar nicht wirksamer fördern könne, als durch die Förderung von diesem. So war die Sache der protestantischen Kirche den besten unter den Zeitgenossen in einem früher nie gekannten Sinne eine wichtige, eine heilige Sache geworden, und sie zu vertheidigen und zu fördern eine innig empfundene Pflicht. Jetzt stellte sich die kirchliche Noth der protestantischen Glaubensgenossen und die Pflicht, ihnen zu helfen, in ein ganz neues Licht; jetzt sprach das Gewissen unerbittlich: es muß geholfen werden. Und wenn man nun ernstlich die Augen öffnete, um eine Möglichkeit zu erspähen, dieser unabweislich gewordenen Forderung Genüge zu thun: da fand sich das Mittel auf den ersten Blick bereit in der schon seit einiger Zeit unter uns eingebürgerten freien Vereinsthätigkeit.

Da sehet ihr, im Herrn Geliebte, die geistigen Triebe, die Beweggründe, denen der Gustav-Adolf-Verein sein Dasein verdankt. Wie sie von vornherein ihn ins Leben gerufen haben, so sind sie unter seiner Wirksamkeit und mittelst derselben je länger desto mehr nach ihrer ganzen Tragweite für ihn selbst und für die Zeitgenossen überhaupt ans Licht des klaren Bewußtseins hervorgezogen worden. Ehre aber, unvergängliche Ehre den Männern, die den Gedanken unsres Vereins zuerst mit Klarheit erfaßten und in heiligem Gewissensernst den Muth fanden zu dem Versuch, ihn ins Werk zu setzen, vertrauend auf den christlichen Sinn der Zeitgenossen und auf ihre Liebe zu den Brüdern. Im Glauben gingen sie an das Werk. denn sie hatten keine Bürgschaft für das Gelingen und sahen sich vielfach von den Klugen dieser Welt belächelt: und siehe da, ihr Glaube ist nicht zu Schanden geworden.

2.

Damit stehen wir unmittelbar an unserem zweiten Hauptpunkte, an der Frage nach den Erfolgen des Gustav-Adolf-Vereins und ihren Ursachen. Und da wissen wir ja Alle, meine Andächtigen, wie außerordentlich diese Erfolge sind; denn sie fallen zum großen Theil sichtbar in unsere Wahrnehmung und lassen sich in Zahlen ausdrücken. Und wir selbst sind ja mit Augenzeugen derselben; denn auch unser engeres Vaterland genießt seit vielen Jahren der Segnungen des Vereins, und genießt derselben reichlich. Der Fortgang des anscheinend so kühnen Unternehmens war bald von Anfang an ein geradezu überraschender. Er ging weit hinaus über die an-

fänglichen, zum Theil sehr bescheidenen Erwartungen der ersten Freunde der Sache. Der Gedanke des Vereins fand sofort den freundlichsten Anklang bei Personen von den verschiedensten Lebensstellungen und Lebensanschauungen, und es wendete sich ihm eine in stetigem Fortschritt begriffene und ihre Kreise immer weiter ziehende Theilnahme zu. Und dies Alles geschah ohne Anwendung künstlicher Mittel, lediglich von innen heraus aus dem gesunden Lebenstriebe des Unternehmens. Eben deßhalb dürfen wir zuversichtlich von einem wirklichen Gedeihen desselben reden.

Fragen wir nun aber, woher ihm ein solches Gedeihen kam, so können wir freilich die Hauptursache desselben in nichts anderem suchen als in dem Segen Gottes, der auf ihm von Anfang an geruht hat. Die Empfindung eben hiervon ist es ja gewesen, was uns hierher zusammengeführt hat. Diese demüthige, aber zugleich stolze Gewißheit lassen wir uns nicht nehmen, sondern halten auch in dieser Beziehung fest über dem herrlichen Vorrecht des Christen, jeden gedeihlichen Erfolg seiner Arbeit als eine theure Gabe der segnenden Güte seines gnädigen Vaters im Himmel hinnehmen zu dürfen. Also, ich wiederhole es, Gottes Segen ist es gewesen, was unsrem Vereine seine fröhliche Blüthe verliehen hat. Aber Gott gibt seinen Segen den Unternehmungen der Menschen doch nur dann, wenn sie seinen heiligen Zwecken entsprechen, und wenn bei ihnen für den ihm wohlgefälligen Zweck mit verständiger Umsicht die wahrhaft geeigneten Mittel gewählt werden. Und so können wir denn doch bei unsrer ersten Antwort noch nicht stehen bleiben, sondern müssen weiter fragen, was es denn nun auf der menschlichen Seite gewesen ist, wodurch vorzugsweise dem Verein durch Gottes Hülfe so glückliche Erfolge zufielen. Wir können die Antwort in den einen Satz zusammenfassen: unser Verein ist so gesegnet gewesen, weil er ein wahrhaft zeitgemäßer ist. Lasset mich versuchen, mich etwas deutlicher darüber zu machen, was ich damit sagen will.

Ich nenne den Gustav-Adolf-Verein einen zeitgemäßen, weil er einem wirklichen und wirklich empfundenen Bedürfniß unsrer Zeit entgegenkommt. Zu allernächst freilich auf Seiten der Hülfsbedürftigen. Die Zahl dieser in Beziehung auf ihre kirchlichen Verhältnisse der Hülfe dringend bedürftigen protestantischen Glaubensgenossen ist gar groß in unsern Tagen, zum Theil im Zusammenhange mit der so ungemeinen Steigerung des Verkehrs, welche die neueste Zeit gebracht hat; und namentlich durch die Wirksamkeit des Vereins hat sich die ganze Größe des in dieser Richtung vorhandenen Bedürfnisses nach und nach in einem zuvor nicht geahnten

Maße herausgestellt. Dies Bedürfniß war jedoch lange Zeit nicht recht gefühlt worden; nicht einmal auf Seiten der Nothleidenden selbst, geschweige denn auf Seiten der zur Hülfsleistung Berufenen. Aber es bedurfte nur einer bestimmten Anregung, um es auf beiden Seiten wach zu rufen, und diese Anregung gab der neue Verein auf die wirksamste Weise. Darüber konnte also schon von vornherein kein Zweifel sein, daß dieser sich einen höchst reellen Zweck setze, daß er nichts weniger als ein bloßer Luxus sei. Beinahe in noch höherem Maße begegnete er aber auf Seiten Derjenigen, an welche er sich wendete mit seiner Aufforderung zu einer gemeinsamen Thätigkeit zu Gunsten der kirchlich nothleidenden Glaubensgenossen, einem wirklichen und wirklich empfundenen Bedürfniß. Diejenige christliche und protestantische Gesinnung, welche die Begründer des Gustav-Adolf-Vereins in gutem Glauben, aber freilich zunächst auch nur im Glauben, anriefen, war in der That vorhanden unter den Glaubensgenossen. Es zeigte sich bald, daß es auch in unsrer Zeit keineswegs an dem Sinn fehle, der das Christenthum und die Kirche zu würdigen versteht, keineswegs an dem Sinn für die unschätzbaren Güter des Protestantismus, und auch durchaus nicht an Lust und Trieb, diesen Sinn in Liebe zu bethätigen. Wohl aber hatte es für Viele an einer geeigneten Gelegenheit hierzu gefehlt. Schon längst hatte gar Mancher sich nach einer Gelegenheit umgesehen, seiner christlichen Frömmigkeit einen Ausdruck zu geben, und zwar wo möglich gemeinsam mit Anderen. Aber er hatte keine gefunden; denn die Formen, welche die Kirche vor Alters dafür geordnet hatte, stimmten nicht mit der Art seines persönlichen Christenthums zusammen, und dieses konnte sich in ihnen nicht mit innerer Wahrheit bewegen. Hier nun, in dem Gustav-Adolf-Werk, bot sich den so Gestimmten dar, was sie suchten, ein Schauplatz, auf dem sie ihrer christlichen Frömmigkeit einen angemessenen Ausdruck geben konnten, in einer Art, die ihrem Gefühl entsprach, nicht in Formen und Worten, denn eine fest ausgeprägte religiöse Verstandesüberzeugung stand ihnen nicht zu Gebote, sondern auf werkthätige Weise, in Thaten, und zwar in Thaten der Liebe, die in ihren Augen — und hatten sie denn darin Unrecht? — die eigentlichen christlich frommen Thaten waren. Daher die freudige Zustimmung, mit der unser Verein von so Vielen begrüßt wurde, zum großen Theil von Solchen, von denen man eine ähnliche Theilnahme gar nicht erwartet hatte. Und das ist eben auch ein nicht zu unterschätzendes Verdienst desselben, daß er so manchen von den der Kirche Entfremdeten wieder herangezogen und in so manchem das schlummernde Bedürfniß nach

einem Zusammenhange mit der Kirche und nach kirchlicher Gemeinschaft geweckt hat.

Zeitgemäß ist jedoch ein Unternehmen, auch wenn es sich an ein wirkliches und wirklich empfundenes Bedürfniß der Zeit wendet, nur dann, wenn es demselben die Befriedigung in einer den Kindern der Zeit wirklich verständlichen Weise anbietet. Zeitgemäß ist nur, was selbst den eigenthümlichen Charakter seiner Zeit an sich trägt, nur was sich in die Zeit schickt. Und das ist ja nicht etwa ein Tadel, vom christlichen Standpunkte aus angesehen, sondern ein ausdrückliches Lob; denn der Christ soll sich „in die Zeit schicken", soll die Zeit auskaufen, wie sie jedesmal gerade ist (Röm. 12, 11. Eph. 5, 16). Und was wäre das auch für eine Liebe, die sich nicht dem Verständniß und überhaupt dem eigentlichen Bedürfnisse ihres Gegenstands genau anbequemte mit ihren Erweisungen und Gaben? Auch in dieser Beziehung hat sich nun aber unser Verein als einen echt zeitgemäßen ausgewiesen. Fragt ihr nach denjenigen Charakterzügen an ihm, auf denen dies vorzugsweise beruht: so sind insbesondere zwei zu nennen.

Der eine ist seine religiöse Weitherzigkeit. Er fragt die Seinigen nicht nach dem Bekenntniß irgendwelcher kirchlicher Glaubenssatzungen; aber er fragt nichtsdestoweniger bei ihnen nach, ob sie Christen sind, nur an einer anderen Stelle. Nicht an ihren Kopf wendet er sich mit seiner Frage, sondern an ihr Herz. Daß dieses christlich schlägt und mithin auch — denn das ist in der Sache unzertrennlich davon — in christlicher Liebe: darauf und darauf allein hebt er es ab. Er hat dafür den Vorwurf des Indifferentismus, der Gleichgültigkeit gegen die Religion hören müssen; aber das macht ihn nicht irre, denn er ist sich bewußt, daß sein Grundsatz ihm eben aus dem Interesse für die Frömmigkeit, und zwar die christliche, entspringt. Aber aus dem Interesse für die wahre, für die wirkliche christliche Frömmigkeit. Er hat sich darüber ernstlich besonnen, was heute zu Tage das zuverlässige Erkennungsmerkmal der wirklichen Christlichkeit sei, und ob die Zustimmung zu der in der Kirche überlieferten religiösen Lehre auch heute noch als ein vorzugsweise entscheidendes Kennzeichen der wahren persönlichen Christlichkeit gelten könne. Und da hat er sich diese letztere Frage bestimmt verneinen müssen, aus einem sehr einfachen Grunde. Nämlich weil ganz unläugbar heute zu Tage die allermeisten Mitglieder unsrer Kirche, ja außer den theologisch gebildeten so gut wie alle, außer Stande sind, sich über die von der Kirche überlieferten

Lehrsatzungen ein wohlbegründetes, ein gewissenhaftes eigenes Urtheil zu bilden, und mithin auch eine eigene Ueberzeugung hinsichtlich derselben zu haben. Der Protestantismus aber kennt bekanntlich keine anderen Ueberzeugungen als eigene. Ist dem aber unstreitbar so, nun so kann auch unter uns die Stellung des Einzelnen zu dem Bekenntniß dieser Lehren nicht mehr ein Gradmesser seiner persönlichen christlichen Frömmigkeit sein. So ist die dogmatische Weitherzigkeit unsres Vereins gerade ein Zeichen von seiner christlichen Einsicht, und gerade christlich beurtheilt ist es ein schöner Ruhm desselben, daß er zu einem Sammel- und Vereinigungspunkt für einen weiten Kreis von Personen geworden ist, die an dem protestantischen Christenthum ein Herzensinteresse nehmen, — von protestantischen Christen von der mannigfachsten religiösen Färbung, die in dem gesegneten Gustav-Adolf-Werk einen Altar gefunden haben, auf dem sie mit unbeengter Seele als Christen ihre Opfer darbringen können, unter sich aber bei der gemeinsamen Arbeit an demselben, aller Glaubensverschiedenheiten ungeachtet, den gleichen treuen christlichen Sinn in einander erkannt und in einander belebt haben.

Der andere Charakterzug, den ich in der gleichen Beziehung an unsrem Vereine hervorheben möchte, ist die Nüchternheit seines Geistes. Diese wird ihm ja auch nicht bestritten, sondern ausdrücklich zum Vorwurf gemacht von seinen Gegnern. Nun, diesen Vorwurf mag er sich gern gefallen lassen. Es ist wahr, der Verein setzt sich nichts Ueberschwängliches vor, die Ziele, die er verfolgt, sind durchaus klare und deutliche, ja ganz handgreifliche, und es läßt sich genau berechnen, mit welchen Mitteln sie erreichbar sind. Neue Kirchspiele gründen, Kirchen-, Pfarr- und Schulhäuser bauen u. dergl., das sind ja freilich sehr prosaische Dinge, zu denen außer den verhältnißmäßigen Geldmitteln nur ein redlicher, beharrlicher Wille und ein erfahrener, guter praktischer Verstand erfordert werden. Allein hierin liegt wiederum kein Tadel für den Verein, sondern ein sehr gewichtiges Lob. Denn eben mit dieser seiner Art entspricht er genau dem eigenthümlichen Charakter unsrer Zeit. Dieser ist nun einmal nüchterne Verständigkeit. Ob diese Physiognomie der Gegenwart uns individuell zusagt, das thut hierbei nichts zur Sache; so viel steht ja doch fest, daß kein Werk gedeihen kann, wenn es nicht aus der eigenthümlichen Art seiner Zeit und des geschichtlichen Kreises, dem es angehört, herausgeboren ist. Mir persönlich behagt diese nüchterne Verständigkeit des jetzigen Menschenalters auch gar nicht, ich durste oft recht nach etwas mehr Fülle von Gefühl und Phantasie,

und lebe überdies in dem guten Glauben, daß die Zukunft eine Zeit in ihrem Schooße trägt, wenn auch erst eine ziemlich ferne, wo ein neuerfrischtes Gefühlsleben wieder über die eintönige Prosa unsers Werktagstreibens seine duftigen bunten Farben ausgießen wird. Aber solche individuelle Bedürfnisse und Wünsche muß, wer in der Welt etwas wirken will, in die gebührenden Schranken zurückweisen. Wir können die Welt nicht ändern, in der wir stehen; sie ist ja auch nicht zufällig so geworden, wie sie gerade ist, sondern ihre gegebene Gestalt ist ein Werk der Geschichte, gegen deren Strom schwimmen zu wollen, Verblendung ist. Wissen wir doch zum Glück, wer es ist, der die Geschichte macht. Von einem solchen Mißbehagen an dem herrschenden Grundcharakter unsrer Zeit weiß nun der Gustav-Adolf-Verein nichts. Ganz im Gegentheil, er fühlt sich in der Gegenwart als in seinem Element und ist ein echtes Kind des modernen protestantischen Christenthums, eine Eingebung des gesunden Sinnes der Christenheit von heute. Daher kommt es, daß er sich unter uns einer Popularität erfreut wie kein anderer Verein für religiöse Zwecke. Aber gerade darin erkennen wir ihn zugleich als ein Werk des Herrn; denn er ist es, der, soweit sein Name genannt wird, am Steuerruder der Geschichte sitzt. Weil wir dies wissen, so wissen wir auch, daß wir mit allem, was wir zur Lösung einer Aufgabe unternehmen, welche in der Christenheit die Geschichte stellt, dem Herrn selbst dienen. Ihm zu dienen hat denn auch unser Verein die gute Zuversicht, ungeachtet er eine recht weltliche Art hat und in einfacher weltlicher Sprache, wie sie uns bei allen anderen Gelegenheiten geläufig ist, redet. Ihm und ihm allein huldigt er als seinem Herrn und Haupt. Er aber, unser hochgelobter und hochgeliebter Heiland, wenn er heute sichtbar unter uns erschiene, würde sich gern und freundlich unter die Gustav-Adolfs-Leute mischen; ich meine natürlich die rechten.

Nun, meine Freunde, so dürfen wir uns denn getrost unsres Gustav-Adolfs-Werks als eines christlichen Werks freuen, und zwar als eines solchen, das eine ganz bestimmte Beziehung hat gerade auf die gegenwärtige Aufgabe des Reiches Christi unter uns. Arbeiten wir an ihm auf die rechte Weise, dann dürfen wir die Zuversicht haben, daß wir damit für die große allgemeine Aufgabe unsrer Zeit wirken, und zwar für sie, wie der Herr Christus selbst sie uns stellt. Wer aber dafür arbeitet, wie könnte der in seinem Werk ermatten, wie es anders treiben als mit ganzer Hingebung seiner Seele? Amen.